This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

49573.17.2

Harvard College Library.

FROM THE

LUCY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Received 20 May, 1896.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Letzte
Wiener Spaziergänge.

Von

Daniel Spitzer.

Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften

von

Max Kalbeck.

Dazu eine Heliogravüre: Spitzer's Portrait, nach Leop. Müller und ein Facsimile seiner Handschrift.)

Wien.
Verlag der Literarischen Gesellschaft.
1894.

Digitized by Google

49573.17.2

HARVARD COLLEGE
MAY 20 1896
LIBRARY

Lucy Osgood fund.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Ratmann & Godina Wien, I., Fleischmarkt 12.
Papier von der Neusiedler-Actien-Gesellschaft für Papier-Fabrication

Digitized by Google

Vorwort.

Die folgende, unter dem Titel „Letzte Wiener Spaziergänge" vereinigte Sammlung Spitzer'scher Satiren reiht sich als abschließender Band an die sechs früher erschienenen Bände „Wiener Spaziergänge" an und enthält eine Auswahl der vom 2. Januar 1886 bis zum 3. April 1892 veröffentlichten Spitzer'schen Zeitungs-Feuilletons. Für den Herausgeber handelte es sich darum, den Umfang, welchen die „Literarische Gesellschaft" ihren Publicationen zu geben pflegt, nicht zu überschreiten und doch auch den Autor nicht zu verkürzen. Mit der Ausscheidung einer Anzahl von Aufsätzen — im Ganzen sind es achtzehn Stück — deren Wirkung sich mit dem Tage erschöpfte, für welchen sie geschrieben wurden, war beiden Theilen gedient. Dem vollkommenen Schriftsteller gebührt der Vorzug vor dem vollständigen. Bei der Abfassung der den einzelnen Artikeln vorangesetzten Ueberschriften habe ich mich bemüht, den von Spitzer angegebenen Ton zu treffen. Sollte mir dies nicht gelungen sein, so wäre dies kein Unglück; denn je weniger der Titel verspricht, desto mehr wird dann der Aufsatz halten. Der Redaction der „Neuen Freien Presse" sage ich für ihre hilfreiche Unterstützung meinen ergebenen Dank.

M. K.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daniel Spitzer's

Leben und Schriften.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die deutsche Satire ist ein Stiefkind der Literatur. Obwohl in Deutschland zu keiner Zeit Mangel an satirischen Talenten war und unsere großen Dichter ohne Ausnahme ihre starke satirische Ader hatten, so fehlte es doch bis in die neueste Zeit an einem Satiriker, der sich mit denen der Engländer und Franzosen hätte messen können. Jahrhunderte hindurch war die Satire als eine unumgängliche Uebung der Poesie und letztere selbst als eine Art von Schulmeisterei betrachtet worden. Seit die Renaissance sich den Horaz, beziehungsweise die Eintheilung seiner Gedichte in Oden, Satiren und Episteln, zum Muster genommen hatte, hielt es Jeder, der einen Band Reime herausgab, für seine Pflicht, mit einer Reihe von „Strafgedichten" aufzuwarten, die, vielleicht mit Ausnahme der Neukirch'schen und Günther'schen, von allen Musen und Grazien gemieden waren. Hatte die lateinisch geschriebene Satire der Deutschen im Zeitalter der Reformation es fast ausschließlich mit den Pfaffen zu thun, so wendete sich die Satire des 18. Jahrhunderts wieder nur gegen Gelehrte und Dichter, so daß die große Menge beiden akademischen Richtungen theilnahmslos gegenüberstand.

Mit Christian Ludwig Liscov schien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Satire auch in Deutschland zu ihrem Rechte kommen zu sollen; wenigstens wäre dieser, von Swift angeregte, wahrheitsliebende, äußerst witzige, schlagfertige und sprachgewandte Vorgänger Lessing's berufen gewesen, das lange vernachlässigte Genre zu cultiviren. Aber er fiel als ein Märtyrer seines Freimuths, und was er versprach, mochten oder konnten die zahmen Nachahmer seiner Schule, von Rabener bis Falk, nicht halten. Vestigia terrent. Warum es die Deutschen auch in der Folge über die Literatur-Satire nicht weit hinausbrachten? Weil die Literatur so lange das einzige Gebiet des öffentlichen Lebens war, auf dem sie

Digitized by Google

ihre Meinung zu sagen sich getrauen durften. Die Zimperlichkeit, Verzagtheit und Bedientenhaftigkeit der „Gutgesinnten", die vor jedem freien Worte erschraken und servil waren, wo sie nur loyal sein wollten, die politische Zersplitterung mit ihrer Kleinstaaterei, Rechthaberei und Krähwinkelei, die von den Gewalthabern großgezogene und gepflegte allgemeine Unzurechnungsfähigkeit machte die Mißvergnügten mundtodt, schickte sie ins Exil und legte Beschlag auf ihre Schriften. Seit in Deutschland und Oesterreich ein Umschwung in diesen Dingen eingetreten ist, beginnt sich auch die Satire lebendiger zu regen, und die Prophezeihung Carl Julius Weber's, des „in Deutschland reisenden Deutschen", daß von dem „reichen und jovialen Oesterreich, von der herrlichen Kaiserstadt an der Donau bei etwas höherer Bildung und größerer Freiheit der wahre geniale lachende Satyr Deutschlands zu erwarten sei", hat sich in dem „Wiener Spaziergänger" endlich erfüllt.

Daniel Spitzer wurde am 3. Juli 1835 in Wien (Stadt Nr. 1216 alter Numerirung) geboren. „Ich erblickte das Licht der Welt an einem Tage, von dem man damals glücklicherweise noch nicht wußte, daß er ein Unglückstag für Oesterreich sei, und daß an demselben die Schlacht von Königgrätz verloren werden sollte, sonst hätte man vielleicht meiner Geburt Schwierigkeiten in den Weg gelegt oder mich doch wenigstens gleich nach derselben wieder eingesperrt", schreibt er und notirt sich als merkwürdige Constellation, daß in seinem Geburtsjahre Bismarck als Auscultator bei dem Berliner Stadtgerichte eintrat (4. Juni), Fanny Elslers Ruhm seinen Höhepunkt erreicht hatte, das „Leben Jesu" von D. Fr. Strauß erschien und die „erste deutsche Locomotiveisenbahn" von Nürnberg nach Fürth eröffnet wurde (7. December). Spitzers Eltern, Benjamin und Katharina, geb. Koritschoner, waren mährische Juden, die aus Nikolsburg als junge Eheleute nach Wien einwanderten. Der Vater († 1874 im Alter von 65 Jahren) hatte 1830 eine Fabrik von Musterdrucken in Ober-St. Veit bei Wien errichtet, die ihm nach mehrjähriger fleißiger Arbeit zu Ansehen und Vermögen verhalf. Von seinen sieben Kindern starben zwei Söhne und eine Tochter in blühender Jugend, die anderen vier, mit ihnen Daniel, der Sechstgeborene, erreichten ein höheres Alter. Ein Bruder und eine Schwester sind noch am

Digitized by Google

Leben. Als Daniel, der einen offenen, für die Wissenschaften empfänglichen Kopf zeigte, die Lateinschule besuchen sollte, siedelte die Familie dauernd in die Stadt über und wohnte in der Zeit ihres materiellen Wohlstandes „Am Hof". 1845 kam der zehnjährige Knabe auf das akademische Gymnasium, das er im September 1853 mit dem Zeugnisse der Reife verließ. Die Classentestimonia kennzeichnen ihn als lobenswerthen Schüler, im Abiturientenzeugnisse werden seine Leistungen in den Sprachen und der Geschichte befriedigend genannt. Derselbe stille und consequente Fleiß, der dem Gymnasiasten eigen war, begleitete auch den Studenten durch seine Wiener Universitätsjahre. Spitzer wollte Advocat werden und bereitete sich von 1853—1860 theoretisch und praktisch auf diesen Beruf vor. Sein index lectionum, der sich in musterhafter Ordnung befindet, weist die obligaten juristischen, staatswissenschaftlichen, geschichtlichen und philosophischen Collegien auf. Allotria, die auf seine literarischen und künstlerischen Neigungen hindeuten, wie die Vorlesungen über Geschichte der griechischen Philosophie, ausgewählte Stellen des Sophokles und Baustile des Mittelalters, wurden sehr lau betrieben. Die vier Rigorosen zur Erlangung der juristischen Doctorwürde bestand Spitzer — das letzte im Februar 1860 — mit „günstigem Erfolge."

Der Erinnerung an seine „Am Hof" verlebte Kindheit und Jugend hat der „Wiener Spaziergänger" eine rührende Elegie gewidmet, aus deren kühlem Spott es manchmal warm hervorquillt von vergebens zurückgehaltenen Thränen. Die Zeitereignisse gingen nicht vorüber, ohne einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Knaben zu machen, und der häufige Wechsel in der äußeren und inneren Politik seines Vaterlandes mag ihm frühzeitig jene Skepsis eingepflanzt haben, mit der er später die großen und kleinen Verhältnisse in Welt und Leben zu betrachten pflegte. Er hat die beiden Kanonen, die ehemals vor der Wache „Am Hof" standen, so lange ehrfurchtsvoll angesehen, als ein „ausgiebiger Kanonendonner noch eine Rarität war." Seine Gefühle änderten sich schon in der dritten Lateinclasse, wo gerade ein griechisches Zeitwort abgewandelt wurde, als „während des Plusquamperfectums die Revolution ausbrach, welche die Erwachsenen vom Chinesischen und uns Schüler vom Griechischen befreite."

Digitized by Google

Er sah „Am Hof" den Grafen Latour aufhenken und die Soldaten nach dem Bombardement der Stadt über den Platz stürmen. Auch später, nachdem das alte Haus, in dem er so lange gewohnt, nebst mehreren anderen Häusern daneben niedergerissen und an deren Stelle das Gebäude der Creditanstalt für Handel und Gewerbe errichtet worden war, führte den jungen Verwaltungsbeamten sein Weg noch immer jeden Morgen über den Hof. Anstatt nämlich mit väterlichem Beistande eine Advocaturskanzlei zu errichten und in derselben mit Seelenruhe das Erscheinen des ersten Clienten abzuwarten, hatte Spitzer sich dazu verstehen müssen, ein Amt anzunehmen. Mit den Geschäften des Vaters war es nach 1850 von Jahr zu Jahr bergab gegangen, und nur der schwergefaßte Entschluß, sich von allen Unternehmungen zurückzuziehen, rettete den Bedrängten vor dem Ruin und gänzlicher Verarmung. In Folge dessen trat der Sohn zu Anfang der Sechzigerjahre bei der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer ein und wurde nach dem üblichen Provisorium vom 1. Jänner 1864 an als Concipist mit einem Jahresgehalte von 800 fl. und einer Quartierszulage von 120 fl. angestellt. Mit bewunderungswürdiger Geduld hat er es fast ein Decennium in der Handels- und Gewerbekammer ausgehalten, die für ihn eine wahre Folter- und Marterkammer war. Er hatte eine Beschäftigung, die seinem lebhaften, von einer regen Phantasie beflügelten und gehobenen Geiste ganz und gar nicht zusagte, und Vorgesetzte, die ihm nichts weniger als sympathisch waren. Gegen beide unterhielt er in der Stille ein unaufhörliches Geplänkel von kleinen Bosheiten, das endlich zum offenen Kriege ausartete und ihn veranlaßte, aus seiner Stellung zu scheiden. Das Bestreben, die trockene Arbeit, welche ihm die „fürchterlichste Langweile" verursachte, sich möglichst interessant zu machen, lockte mit dem Dichter den beginnenden Satiriker aus ihm hervor, und er bewies, „daß, wenn man den gegenwärtigen Schutzzoll für die vaterländischen Fußsocken nicht bald erhöhte, sämmtliche Bewohner Oesterreichs würden barfuß gehen müssen", oder er schilderte „die ungünstigen Bedingungen, unter welchen die einheimische Fabrikation arbeitete, mit wahrhaft orientalischer Farbenpracht." Daneben jedoch befaßte er sich eingehend mit socialen und nationalökonomischen Studien und schrieb volks-

Digitized by Google

wirthschaftliche Artikel für die damals hoch angesehene politische Tageszeitung „Der Wanderer", auch eine Brochure: „Schafft uns billige Kohlen", durch die eine erfolgreiche Agitation gegen die hohen Frachtsätze bei den österreichischen „Kohlen-Bahnen" eingeleitet wurde. Der damalige Präsident der Handelskammer hatte ein wachsames und argwöhnisches Auge auf den poetisch-satirischen Herrn Concipisten, und diese seine Wachsamkeit erstreckte sich sogar bis auf die in den Schreibtischschubläden des Bureaus liegenden Privatpapiere seines Untergebenen. Als Spitzer merkte, daß er ausspionirt wurde, versteckte er einmal eine von ihm entworfene grausame Satire, welche die werthe Person des Herrn Chefs zum Gegenstande hatte, unter seinen Schreibereien. Der Präsident las sie und mußte die ihm zugefügten Injurien stumm hinunterwürgen. Aus diesen und anderen Gründen bewahrte der aus dem Beamtenpersonale ausgeschiedene Satiriker der „durch ihre reiflichen Erwägungen und eingehenden Prüfungen so gefürchteten Wiener Handelskammer" kein allzufreundliches Andenken, und ihre Repräsentanten wurden bald dem Chorus seiner unfreiwilligen Clowns eingereiht. Und doch hätte Spitzer Ursache gehabt, seinen Peinigern dankbar zu sein; denn sie haben indirect ihn zu dem gemacht, der er später geworden ist. Ohne die Knechtschaft in Egypten kein Auszug in das gelobte Land, und ohne die Handelskammer keine „Wiener Spaziergänge!"

Denn wie alle Satire aus dem Zwiespalt zwischen Idealität und Realität hervorgeht, so wurzelt auch die Spitzer'sche Satire im Gegensatze seiner Empfindung und Umgebung. Auf den indifferenten Ursprung, die friedliche Quelle seines Schriftstellergenies, das als wild schäumender Katarakt sich herabstürzen und alles ihm im Wege Stehende niederreißen sollte, weisen die Anfänge seiner literarischen Thätigkeit zurück. Schon in den oberen Gymnasialclassen und auf der Universität verdiente er sich sein Taschengeld als Mitarbeiter humoristischer Zeitschriften, wie der Münchener „Fliegenden Blätter", des Berliner „Kladderadatsch", und als 1857 das vortreffliche humoristische Wiener Wochenblatt „Figaro" von Rudolf Schürer v. Waldheim und Karl Sitter gegründet wurde, betheiligte er sich eifrig in Vers und Prosa an dem

Digitized by Google

Unternehmen des ihm befreundeten Redacteurs. Zu den stehenden komischen Figuren, welche der schelmische Barbier unter dem Motto „Alles wird besser durch Seife und Messer" um sich versammelte, den Kahlenberger und Grinzinger, Dr. Schreiberle, der Baronesse Fetzenberg und Freiin v. Schwindelau, den Muckerlich und Buckerlich, Thaddäus Hartriegl, Casimir u. a. gesellte sich auch der jocose Börsenbesucher Itzig Kneipeles. Auch er, der Nachfolger des schwächeren „Salonmauschel" und das unerreichte Vorbild aller nach ihm erschienenen jüdisch-humoristischen Typen, war gleich seinen lustigen Brüdern berufen, die Zeitereignisse, öffentlichen Angelegenheiten und gesellschaftlichen Vorfälle im Spiegel eines bestimmten Charakters aufzufangen und humoristisch zu beleuchten. Der Zeichner des „Figaro" hat den drolligen Itzig im Jahre 1867 verewigt: ein polnischer Jude mit Schläfenlöckchen und Kaftan sitzt und liest schmunzelnd — man sieht, wie er „sprecht" mit der rechten Hand — einen eben vollendeten Brief: „ä klan Briefel vün Itzig Kneipeles." Der Erfinder dieser zum Mauscheln getroffenen, ihr waschechtes Jüdisch-Deutsch mit vollem Behagen vorbringenden, auf zwanzig Schritt nach „Knofel" (Knoblauch) und Knaster duftenden Ideal-Figur, die als gerngesehener Stammgast alle vier Wochen einmal in Figaro's Laden einkehrte, nicht um sich rasiren zu lassen, sondern um andere über den Löffel zu balbieren — ist Daniel Spitzer. Bei seiner Großmutter, einer uralten orthodoxen „Scheiteljüdin", pflegte Daniel seinen Sprachschatz zu vervollständigen, sobald er an den Kneipeles-Briefen arbeitete, und die würdige Frau, die nicht wußte, wie viel sie zur literarischen Bildung ihres abtrünnigen Enkelsohnes beitrug, fühlte sich durch die Beweise seiner Aufmerksamkeit immer sehr geschmeichelt. Spitzer hat sein ganzes Leben hindurch kein Bedenken getragen, die komischen und unangenehmen Seiten inferiorer Stammesgenossen lachend hervorzukehren, und wenn dies nicht immer so glimpflich für sie ablief wie hier, so lag die Schuld nicht an ihm. Ein Glück, daß er nicht nur selbst Jude war und aus seinem Judenthum keinen Hehl machte, sondern auch in den bornirten, fanatischen und heuchlerischen Antisemiten die Schmach und Schande der Zeit geißelte, sonst wäre er am Ende, wie es dem ebenso frei denkenden Anzengruber geschah, sammt

Digitized by Google

dem „Figaro" aus purem Mißverständniß zu den Feinden der Juden geworfen worden.

Noch vor den Kneipelesbriefen ist Spitzer mit lyrischen Gedichten an die Oeffentlichkeit getreten und zwar im Jahrbuche des „Oesterr. Lloyd", das ein ansehnlicher Rendez-vous-Platz jüngerer und älterer, heimischer und auswärtiger Talente war. In den Jahrgängen von 1858 und 1859 sind im Ganzen neun Spitzer'sche Gedichte enthalten, welche, mit dreiundzwanzig anderen zu einem schmalen Octavheftchen zusammengefädelt, sich in seinem handschriftlichen Nachlasse wiederfinden und wohl die vom Verfasser eigenhändig abgeschöpfte Crème-de-la-Crème seiner ersten poetischen Versuche bedeuten. Sie sind nicht schlechter und nicht besser als andere Exercitien der damaligen österreichischen Dichterschule, in welcher Geibel und Freiligrath, Grün und Meißner, Lenau und Beck die Lehrmeister waren. Einiges klingt, vielleicht durch die Vermittelung Meißner's und Hermann v. Gilm's, an die Franzosen an; das öfter abgedruckte „Der zerbrochene Krug", (datirt Wien, Samstag d. 15. August 1857) weist direct auf Béranger hin. Am werthvollsten erscheint dem Inhalt nach das vierstrophige „Der alte Wein" (am 15. Februar 1854 in der Kneipe gedichtet). Der Dichter trinkt auf die schöne Jugendzeit; als Knabe sah er die Rebe pflanzen, als Jüngling, da er sein Liebchen im Arm hielt, wurde der Most aus den Trauben gepreßt, und jetzt, da er allein im Wirthshause sitzt, funkelt der goldene Trank in seinem Glase, und ihm ist, wie er die Schaumperlen aufsteigen sieht, als ob auch der Wein von seiner Jugend träume. Die Zeit der ersten Lieder war auch bei Spitzer die Zeit der ersten Liebe. Er hatte sich, wie er berichtet, in ein holdes, schlankes Fräulein verliebt, das nebst vielen anderen Reizen einen Mund besaß, „der gerade groß genug war, um dem Punkt über einem „i" einen Kuß zu geben." Da er eben sehr eifrig römisches Recht studirte oder doch studiren sollte — er machte aber lieber lyrische Gedichte „an Sie" — so wurde er mit der quaestio Domitiana vertraut, einer im Corpus juris erwähnten exemplarischen Frage, „die durch ihre ganz außerordentliche Dummheit verblüfft." Eine solche quaestio Domitiana habe er einst der Angebeteten vorgelegt, indem er sie fragte: „Lieben Sie mich, Fräulein Caroline? Fräulein Caroline aber ant-

Digitized by Google

wortete mit der Schlagfertigkeit eines Pandektisten: Ganz und gar nicht. Man wird es daher verzeihlich finden, daß ich der Lyrik für immer Lebewohl gesagt habe."

Von seinen poetischen Jugendthorheiten wollte Spitzer hinterdrein nichts mehr wissen, aber wie aus Correcturen des vergilbten Liedermanuscriptes hervorgeht, die seine Mannes-hand verrathen, hat er doch wohl in schwachen Stunden noch manchmal daran gedacht, das dünne Octavbändchen zu publiciren. Ihn haben diese Lyrika, selbst wenn sie nichts mehr gewesen wären als metrische Uebungen, wesentlich gefördert; denn sie halfen ihm die widerspenstige Sprache bändigen und schmeidigen, gaben der Kraft seiner Mit-theilung rhythmischen Schwung, verliehen dem Ausdrucke seiner oft sehr dissonirenden Gedanken Harmonie und schärften sein feines Gehör für den melodischen Tonfall der Worte. Virtuosen und Meister des Stiles, wie Spitzer einer war, haben in der Regel die Poetik absolvirt, ehe sie Prosa zu schreiben beginnen. Für den Beurtheiler des Satirikers aber sind jene beiseite gelegten Documente seiner künstlerischen Grundstimmung deshalb von eminenter Wichtig-keit, weil sie ihm Aufschluß geben über die Beschaffenheit seines Innern, das er sorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen trachtete. Spitzer war nämlich keineswegs, wie es für oberflächlich Prüfende den Anschein gewann, hart, grausam, boshaft und scheelsüchtig, sondern im Gegentheil weich, liebevoll, mitleidig und gutmüthig. Kein bloßer Ver-standes-, vielmehr vorwiegend Gemüthsmensch, bewahrte er sich sein ganzes Leben hindurch eine kindliche Naivetät, die durch einen Abgrund von der Schonungs- und Rücksichts-losigkeit, ätzenden Schärfe und tödtlichen Treffsicherheit seiner Satire getrennt schien. Der Lyriker und Humorist in ihm hielt dem Satiriker und Kritiker die Wage. Aber, scheinen beide einander schroff gegenüber zu stehen, so bilden sie doch nur die Höhenpunkte eines und desselben Wesens, das in ihnen gipfelt, und sind durch die natürliche Basis des morali-schen Gerechtigkeitssinnes, der unbestechlichsten Liebe zur Wahrheit miteinander verwachsen. Es entspricht vollkommen der gesetzmäßigen Entwicklung seines schriftstellerischen Cha-rakters, daß der sentimentale Lyriker vom Humoristen, dieser vom Satiriker abgelöst wurde, der dann, ohne auf die

Digitized by Google

früheren Stufen der Entfaltung zurückzugleiten, dieselben dennoch niemals gänzlich verleugnete, sondern immer wieder leise hervortreten ließ. Satire, und die Spitzer'sche vor allem, ist oft nur verhaltene Lyrik, die, in unempfängliche Zeiten gerathen, sich ihrer zarten Empfindung schämt und dann logischer Weise in deren Negation umschlägt. Verwandte Geister wie Horaz und Heine geben analoge Beispiele dafür. Die Heine'sche Pointenlyrik, welche durch einen überraschenden Witz am Schlusse des Gedichtes den Ernst des Ganzen in Frage stellt, ist so gut eine Tochter ihrer Zeit wie ihr classisches Vorbild, die berühmte zweite Epode des Horaz, in welcher er dem Wucherer Alfius mit dem „Beatus ille qui procul negotiis" das lieblichste Lob des Landlebens in den Mund legt, um zuletzt der verführerischen Schilderung auf bekannte Art ein jähes Ende mit Lachen zu bereiten. Der Dichter fängt an, wenn nicht seinen weicheren Gefühlen zu mißtrauen, so doch deren zeitweilige Berechtigung und Allgemeingiltigkeit zu bezweifeln, und er verfolgt die Feinde seiner Gesinnung mit heimlichem Haß, während er sich den Anschein giebt, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen.

Den Uebergang zu den humoristischen und satirischen Aufsätzen, die siebenundzwanzig Jahre hindurch unter dem Titel „Wiener Spaziergänge" als Feuilletons in drei großen Wiener Zeitungen erschienen und ihrem Autor eine internationale Berühmtheit verschafften, bilden einige heitere Lieder. Ihrer Handschrift nach etwa aus dem Jahre 1864 oder 1865 herstammend, sollten sie einen unvollendet gebliebenen Cyklus „Lieder eines Wiener Flaneurs" eröffnen; sie verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden:

Brennt die Cigarre? Ja, sie glimmt,
Sie glüht, die süße kleine Braune!
Ihr Rauch, der in die Lüfte schwimmt,
Weckt meine beste Laune.

Ich geh' ins Grüne nicht hinaus!
Ich blase, wenn ich vor mich schaue,
Die runden Kringel lustig 'naus
Und geh' den Weg ins Blaue.

*

Digitized by Google

Die Stadt mit ihren hundert Gassen,
Die lob' ich mir:
Zu sehen und mich seh'n zu lassen,
Zu lachen, plaudern und zu spaßen
Ist mein Plaisir.

*) Vom Kohlmarkt komm' ich auf den Graben,
Hier ist der Platz,
Wo einen hoffnungsvollen Knaben
Zwei Augen arg betrogen haben . . .
Es war mein Schatz.

Von allen Häusern die Geschichte
Weiß ich genau,
Dereinst dort macht' ich auf die Nichte
Meines Professors Sinngedichte
Und liebt' die Frau.

Nun komm' ich in ein schmales Gäßchen,
Im Wirthshaus da
Verkosteten wir manches Fäßchen
Und trieben mit der Wirthin Späßchen,
Wenn's niemand sah.

Bei diesem Haus jetzt bleib' ich stehen,
Mir droht Gefahr:
Denn gestern war's, wo ich gesehen
Beim Fenster hier ein Mädchen nähen
Mit blondem Haar . . .

*

„Ach!" seufzte Rothschild, als ich just
Vorüberging an seinem Wagen,
„Fühlt' ich statt Orden auf der Brust
Doch in der Brust dies Wohlbehagen,
Die frohe Lust, die dieser Fant
Zur Schau hier trägt so arrogant!

„Mir machen der Millionen-Spleen,
Die Ziffern den Champagner sauer —
Der bummelt ohne Sorgen hin
Und pfeift sich einen Gassenhauer,
Und hat vielleicht kaum so viel Bohnen
Als ich zu Hause Millionen!

*) Diese und die folgenden Strophen des fragmentarischen Gedichtes sind mit Bleistift hinzugekritzelt und zeigen eine spätere Hand.

Digitized by Google

„Die Nelke blüht in seinem Frack,
Er schielt nach jedem Unterröckchen,
Die Linke steckt im Hosensack,
Die Rechte schwingt das leichte Stöckchen,
Und mag die ganze Welt fallíren,
Den stört es nicht hier im Flaniren!"

Die drei flotten und kecken Bummelliedchen weisen unverkennbare formelle Fortschritte auf, wie diese nur bei erneuerten poetischen Uebungen erreicht werden konnten, und trotz ihrer ersichtlichen Abhängigkeit von Alfred de Musset's „Premières Poésies" lassen sie es bedauern, daß Spitzer der lyrischen Muse den Rücken wandte. Auffällig ist eine zweite Lesart der Schlußzeile „den stört es hier nicht im Flaniren." Unter dem Wort „Flaniren" steht das synonyme „Spazieren". Die Substitution ist keine zufällige; denn aus dem blasirten, halb sentimentalen, halb ironischen Flaneur à la Musset ist der „Wiener Spaziergänger" geworden, und an Stelle des lyrisch-epigrammatischen Liederkranzes, in welchem vielleicht der Dichter die Blumen reizender Wiener Frauen mit dem Immergrün seiner Gefühle verflechten wollte, band er den Stechpalmenstrauß stacheliger Prosaschriften. Die „Lieder eines Wiener Flaneurs" erweisen es zur Evidenz, daß Spitzer nicht an Anastasius Grün und dessen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" dachte, als er am 25. Juni 1865 im „Localanzeiger" der „Presse" zum ersten Male spazieren ging. „Ich glaube, wenn ich an den Dichter Auersperg gedacht hätte, so würde ich weit eher den Titel einer anderen seiner Dichtungen gewählt und meine Plaudereien vielleicht „Schutt" genannt haben. Denn wir erfreuten uns damals eines außergewöhnlichen Deficits und standen vor der Sistirung der Verfassung, ... auch war das Wort noch immer nicht frei, wenn man es auch schon mit „i" und nicht mehr, wie Anastasius Grün im Jahre 1831, mit „y" schrieb."

Waren anfangs diese regelmäßig am Sonntag als dreispaltige Feuilletons erscheinenden „Spaziergänge" noch harmlos und behaglich dahinschlendernde Wochenplaudereien, die gleich den daneben im „Figaro" fortgesetzten Kneipelesbriefen eine Revue der Tagesereignisse bildeten oder noch lieber ein einzelnes Thema herausgriffen, um es in gefälliger, leichter Weise zu variiren, so nahmen allmälig, je weiter der

Digitized by Google

Spaziergänger seine Promenaden in die inneren und äußeren Verhältnisse von Stadt und Land ausdehnte, die von ganz Wien mit Ungeduld erwarteten und begierig gelesenen Artikel jene entscheidende, verhängnißvolle Wendung, welche den Verfasser zur gefürchtetsten Persönlichkeit Wien's und seine Artikel zu der gesuchtesten und gefährlichsten Zierde der Wiener Blätter machten. Seine ungewöhnlichen Erfolge erweckten ihm sofort eine Menge von Neidern und Feinden. Denen, die über die Kürze seiner Aufsätze die Achseln zuckten, entgegnete er lachend, ein Dolch könne nicht so lang sein wie ein Parapluie, und daß er seine Waffe zu führen verstand, sollten seine Widersacher bald mit Schmerzen an eigener Haut erfahren. Er hielt es nicht mit Horaz, der gelobte, seine Feder solle nie von selber einen Lebenden bedrohen, sondern nur, wie das Schwert in der Scheide ihm Schutz gewähren; aber er dachte wie der römische Dichter, wenn dieser sagt: Wer mich angreift — und ich rathe ihm es lieber bleiben zu lassen! — soll es mit Thränen bereuen, denn mein Lied wird ihn in den Mund der Leute bringen. (Sat. II, 1.)

So lange Spitzer der „liebenswürdige und geistvolle Chronikeur" blieb, wie der kritische Terminus für einen unterhaltenden Feuilletonisten lautet, d. h. so lange die Phantasie ihm die Objecte seiner Satire verallgemeinerte, und seine gute Laune den Witz am Gängelbande führte, so lange er dem geduldigen, weil unempfindlichen Typus zu Leibe ging, anstatt das Individuum beim Schopfe zu nehmen, ist seine Prosa bei aller eigenthümlichen Färbung von Heine und Börne, beziehungsweise von Jean Paul und Sterne, stark beeinflußt und noch an einzelnen Stellen seiner späteren Reisebriefe bricht dieser Einfluß immer wieder hervor. Börne's „Briefe aus Paris" und Humoresken, Heine's „Reisebilder" und „Salon" waren und sind noch heute geistige Mächte, denen kein beginnender Feuilletonist so leicht sich entzieht, und sie werden mustergiltig bleiben, so oft immer es sich darum handelt, der von den Pedanten der Schule eingeschnürten Sprache das Mieder zu lösen. Mächtiger und nachhaltiger aber wirkten auf ihn die berühmten und berüchtigten Briefe des Sir Philipp Francis ein, der unter dem Namen „Junius" im vorigen Jahrhundert gegen den Jacobitischen Absolutismus für die englische Freiheit kämpfte. Ihre sanglanten

Digitized by Google

Angriffe auf politische Institutionen und mächtige Persönlichkeiten, die selbst des Königs Majestät vor den Richterstuhl der Wahrheit und des Rechtes zu ziehen sich erkühnten, der schlagende Witz, die gründliche Sachkenntniß, die hinreißende Beredtsamkeit und der classische Stil ihres Verfassers drängen sich dem Satiriker als niemals völlig auszustudirendes Handbuch seiner Kunst auf und lehren ihn deren wirksamstes, aber furchtbarstes Mittel: die Sache in der Person zu treffen.

Berührungspunkte zwischen dem Briten und seinem österreichischen Nacheiferer mußten sich dem letzteren in Menge ergeben, vielleicht eben so viele, wie sich für Den, der heute beide mit einander vergleicht, Differenzpunkte zeigen. Während Junius für die hoffnungsvoll seinem Geiste sich ankündigende Zukunft zu Felde zog, setzte sich Spitzer für eine unwiederbringlich verlorene Vergangenheit ein. In diesem Sinne ist er dem revolutionären Feuergeiste des Engländers gegenüber ein verbitterter Reactionär, eine ins Streitbare übertragene Variante des „raunzenden" Wieners. Es gebricht ihm an der productiven Kraft gestaltender Politik, um seinen in der Irre gehenden, von der unwiderstehlichen Logik der Thatsachen gedrängten, über einander stolpernden Gegnern ein neues Ziel vorhalten zu können. Auch übersieht er, entmuthigt von den Widerwärtigkeiten der Uebergangsperiode, in welcher der österreichische Staat seit 1866 sich befindet, daß der Proceß des Zerfalles und der Verwesung nothwendig ist, um die Keime für die Ernten kommender Zeiten ins Blatt zu treiben, und entgeht nur darum dem verfänglichen Ruhmestitel eines laudator temporis acti, weil selbst dieses tempus actum zu erbärmlich war, um gelobt zu werden. Seiner politischen Satire, wie berechtigt sie im Einzelnen ist, fehlt ein positives Fundament, der reale Boden der Praxis, und deshalb läuft sie Gefahr, für einen vorübergehenden Spaß genommen zu werden, den sich der unterhaltungslustige Wiener mit Vergnügen gefallen ließ, ohne daß die Regierung nöthig gehabt hätte, der Sache eine ernstere Bedeutung beizulegen. Daher kommt es wohl auch, daß Spitzer, der so viel Confiscirliches geschrieben hat, sehr selten einmal der vorgreifenden Hand des Staatsanwaltes zum Opfer gefallen ist. „Confiscirt!" notirt er in eines seiner vielen Merkbüchelchen „seit 20 Jahren zum ersten Male, nachdem ich so viele Regierungen glücklich über-

Digitized by Google

ſtanden. Mild und väterlich kann die Regierung ſein, aber nicht der Unterthan. Das nonum prematur in annum kann der Satiriker nicht befolgen. Die Regierung veranlaſſe doch ihren Rath, Herrn F. U., mehr Ballete zu dichten! Es iſt auch unvorſichtig von ihr, wenn ſie mich unterdrückt. Denn ſo oft ich jetzt nicht ſchreibe, wird man ſagen: was muß nur der Regierung wieder eingefallen ſein, daß er nicht ſchreibt? Die geſinnungstüchtigen Leute haben mir ſchon längſt abgerathen, über Politik zu ſchreiben, aber es gehen ſo wenig Dummheiten vor, und U. dichtet ſo ſelten ein Ballet!" Und als zwei Oppoſitionsblättern, dem „Neuen Wiener Tagblatt" und der „Conſtitutionellen Wiener Vorſtadtzeitung" 1883 die Licenz zum Verkaufe in den Tabak-Trafiken entzogen wurde, rühmt er ſich, er habe die Regierungen immer zu den „leicht zerbrechlichen Gegenſtänden" gerechnet, die man „mit der größten Vorſicht — angreifen" müſſe, und ſo ſei es gekommen, „daß alle die zahlreichen Miniſterien, unter denen er ſchrieb, glücklich confiscirt wurden, ohne daß ihm jemals die Pforten der Tabak-Trafik verſchloſſen worden wären."

Nicht müde wird er, als der gute Deutſch-Oeſterreicher und eifrige Centraliſt, der er war, die Ereigniſſe, welche der einheitlichen Monarchie Stoß um Stoß verſetzten, zu ironiſiren. Nach der Rückkehr von ſeiner erſten italieniſchen Reiſe (1868) hat er Mühe, ſein Vaterland „unter dem Pſeudonym, unter welchem es jetzt in die Oeffentlichkeit tritt," wieder zu erkennen. „Als Oeſterreich habe ich es verlaſſen, als Oeſterr.-Ungariſche Monarchie finde ich es wieder." Ihn alteriren „die gemiſchten vaterländiſchen Aergerniſſe" mit ihren Czechen, Polen und Slovenen, ſowie den andern Völkerſchaften, „die er im Augenblicke, da er kein Nachſchlagebuch bei der Hand habe, zu nennen nicht in der Lage ſei." Er weiß, was eine neue Aera in Oeſterreich bedeutet, und meint, daß, wollte man den Beamten, wie den Soldaten die Kriegsjahre, die Aerenjahre doppelt anrechnen, „es im Dienſte ergraute Praktikanten geben würde, die ſchon vierzig Conceptsfrühlinge zählten, obwohl ſie ſich noch kaum in eine Raſirſtube wagen dürften." Auf die Occupation Bosniens und der Herzegowina anſpielend, rechnet er es dem „Honved-General für auswärtige Angelegenheiten," Grafen Andraſſy, dankbar an, daß „die Bevölkerung Oeſterreichs um mindeſtens eine Million Inſur-

Digitized by Google

genten gestiegen sei." Nach einer sehr kurzen Sitzung des Herrenhauses, in welcher die Zustimmung zum Berliner Vertrag ausgesprochen wurde, seufzt er, weil die Stunde des Mittagessens noch nicht da war, und er nicht wußte, was er in dem Schneegestöber anfangen sollte: „Ach Gott! das Herrenhaus hätte sich den Berliner Vertrag auch besser überlegen können!" und klagt bei der abweisenden Haltung, welche die Behörden der Kaiser Josef-Feier (1880) gegenüber einnahmen, daß die Beliebtheit des Schätzers der Menschheit nicht sehr beliebt sei. Das geflügelte Wort, daß man, um zu allen Zeiten ein guter Oesterreicher zu sein, vor Allem ein „sehr geübter Oesterreicher" sein müsse, rührt von ihm her. Da es den Abgeordneten „selbst im Schlafe, vorausgesetzt, daß derselbe verfassungsmäßig ist, nicht einfällt, zu demonstriren," so übernimmt er es, der Regierung und ihren Organen die heftigste Opposition zu machen. Das Ministerium des Auswärtigen nennt er eine Anstalt, deren Zweck es ist, „unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, mit den österreichischen Staatseinrichtungen kostspielige Experimente anzustellen", und als die amtliche „Wiener Zeitung" über ein neues Ministerium einen Leitartikel bringt, sagt er mit einer Anspielung auf den Chef des Blattes, sie habe zu den neuen Ministern „einen erläuternden Text veröffentlicht; denn die österr. Minister seien, wie die Ballete, ohne Programm nicht recht verständlich." Unerschöpflich ist er in Wendungen, um über den häufigen Ministerwechsel zu spotten. „Man hat von jeher den unzähligen Regierungen als mnemotechnischen Behelf neckische Prädicate und Kosenamen wie Bürger-Ministerium, Versöhnungs-Ministerium ꝛc. beigelegt. Ich als guter Patriot könnte nur wünschen, daß unsere großen Männer, deren Namen man so rasch vergißt, zur Erleichterung für das überbürdete Gedächtniß, alle Meyer hießen." „Wie die meisten anderen Sterblichen war auch Baron H. einmal Minister," „kein Mensch kann sich vor seinem Tode glücklich preisen, daß er nicht österreichischer Minister geworden ist," „Graf T. gerieth in das große Gedränge und wurde Minister," „in Folge der noch rechtzeitig bemerkten Unfähigkeit mehrerer Staatswürdenträger hat der Pensions-Etat eine namhafte Steigerung erfahren," „ein Minister gehört bei uns zu den vorübergehenden Erscheinungen, die nichts bedeuten," „wie jene meiner Leser

Digitized by Google

bestätigen werden, die früher einmal selbst Minister gewesen sind — man entschuldige meine Unbescheidenheit, daß ich auf ein so großes Lesepublicum rechne" u. s. w.

Ohne Zweifel ist in Sachen der Politik die strafende Satire, wie sie Junius hauptsächlich anwendete, besser am Platze als die lachende, welche Spitzer mit Vorliebe gebraucht. Dafür aber verfällt jene schneller der Vergänglichkeit und bedarf eher des Commentars. Zwar hat Junius Recht behalten, als er in der Widmung seiner Briefe „An das englische Volk" die Hoffnung aussprach, daß, wenn die Könige und Minister vergessen sein und die Maßregeln nur noch in ihren entferntesten Folgen fühlbar sein werden, die in der Sammlung seiner Briefe niedergelegten Principien diese doch vor dem Untergange schützen werden. Vielleicht noch mehr als ihre moralische Kraft und Würde ist es ihre ästhetische Schönheit, welche sie jung erhält. Und hierin wie in dem Abscheu vor den Unterdrückern der Bildung, Dunkelmännern, Stellenjägern, Strebern und Betrügern, berührt sich Spitzer mit seinem großen Vorbilde, ja er stellt es, was den sinnlichen Reiz der Form, das eigentlich Poetische, anbetrifft, noch in Schatten. Auch er äußert sich in einer Vorrede (zum dritten Bande der „Spaziergänge" *) über die Vergänglichkeit der Satire, aber er geht doch nicht so weit wie Liscov, welcher irrigerweise meint, daß derartige Schriften, die wider gewisse Personen gerichtet sind, „nur kurze Zeit gesucht werden", und daß man sie „bald satt bekomme", sondern vermuthet, da die früheren Sammlungen nach zehn Jahren noch immer verlangt werden, daß es „gewissenlose" Leser gebe, denen es gleichgiltig ist, ob eine Person oder ein Ereigniß aus ihrem Gedächtnisse entschwunden sei, wenn sie nur noch ihre Heiterkeit erregten. Viele, die am lautesten gegen den boshaften „Wiener Spaziergänger" schrieen, hätten sich bei ihm bedanken sollen. Denn was sie mit ihren für die Dauer der Ewigkeit berechneten Thaten und Werken nimmermehr erreicht haben würden, hat der Satiriker ihnen verschafft: er hat sie unsterblich gemacht, unsterblich lächerlich, und damit vor dem Ver-

*) Die „Wiener Spaziergänge" sind in sechs Bänden bei Julius Klinkhardt in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

gessen bewahrt. Ihre Namen werden auf die Nachwelt kommen, und was man einst von ihnen wissen wird, wird man allein durch ihn wissen. Wer kennte heute einen Choerilus, Crispin, Pastor Lange, Professor Philippi, Sievers, Herzog von Grafton, wenn nicht durch Horaz, Juvenal, Lessing, Liscov, Junius? Ihnen schließt sich das Gefolge Spitzer'scher Helden der Lächerlichkeit an. Mögen sie selbst uns gleichgiltig werden, die Art ihrer Behandlung interessirt und belustigt uns immer wieder.

Mit seiner Uebersiedlung aus dem Localanzeiger der „Presse" in das Hauptblatt — ein an sich gewiß sehr unbedeutendes Ereigniß, das er in einem eigenen Feuilleton höchst ergötzlich bespricht — ergriff er von dem Gebiete Besitz, auf dem er es zur unvergleichlichen Meisterschaft bringen sollte, dem Gebiete der indirecten, negativen, persönlichen, lachenden Satire, um herkömmliche Begriffe der Aesthetik auf ihn anzuwenden. Aber, indem er theils seiner glücklichen Naturanlage, theils den Anregungen folgte, die er von den großen englischen Humoristen Swift und Sterne empfing, eroberte er ein gutes Stück vom Reiche der Poesie für seine Kunst. Die Regeln der Aesthetiker wollen nicht mehr recht auf ihn passen; denn er ist Satiriker, Humorist, Kritiker, Poet, Moralist, Sittenschilderer zugleich, ohne nach den feinen Unterscheidungen und strengen Definitionen der Schule zu fragen. Bald wirkt er mit vernichtender Satire, wo er nur seinen Humor spielen läßt, bald bringt er durch die bitterste Satire rein humoristische Wirkungen hervor, die selbst den unter ihrer Geißel blutenden Opfern ein heiteres Lachen ablocken müssen. Es ist bekannt, daß Richard Wagner sich köstlich über Spitzer's Invectiven amusirt hat, und doch besaß er keinen ärgeren Feind als ihn. Allerdings war er auch groß genug ihn zu ertragen. Und wenn Spitzer selbst in einer Tagebuchnotiz jeder Satire, welcher die augenblickliche moralische Wirkung versagt, die raison d'être abspricht und sich, wie viele Andere vor ihm, auf den oft citirten Juvenal'schen Hexameter „Si natura negat, facit indignatio versum" beruft, so wird er glücklicherweise von seinen eigenen Schriften widerlegt. Nebenbei bemerkt, hat es Juvenal mit der Behauptung, daß, wenn die Natur es verweigere, der Unwille Verse mache, keineswegs auf ein Axiom abgesehen; der Ausspruch

Digitized by Google

ist ironisch zu verstehen und zielt auf den Stümper Cluvienus, den der boshafte Dichter in der nächsten Zeile mit sich zugleich als Beispiel für sein verkehrtes Sprüchlein aufführt, wie etwa Goethe von Schmidt-Werneuchen hätte sagen können: nur gründliche Pinsel wie ich und Schmidt sind im Stande die Natur wahrheitsgetreu zu malen.

Die Satire hat so wenig einen Zweck, wie irgend ein anderes Werk der schönen Kunst. Vor Thorheiten und Lastern abzuschrecken, oder Diejenigen, welche sich deren schuldig machen, zu bestrafen, ist ihres Amtes nicht, wenngleich es geschehen kann und geschieht, daß sie eine solche pädagogische Wirkung ausübt. Aber was eine accidentielle Folge ihres Wesens ist, gehört ihr nicht essentiell zu. Man darf also den Satiriker nicht nach dem Nutzen oder Schaden beurtheilen, den er etwa gestiftet hat, sondern einzig nach dem Grade seiner künstlerischen Vollkommenheit. Gewiß haben schon oft die Leidenschaften dem Künstler die Feder oder den Pinsel in die Hand gedrückt, aber ein echtes Werk der Kunst haben sie noch nie hervorgebracht. Wäre Spitzer's Satire im Ganzen nicht frei gewesen von jeder den Geist trübenden unlauteren Wallung des Blutes, — Menschlichkeiten laufen natürlich auch bei ihm mit unter, und er steht nicht immer auf der Höhe der Situation — so verfehlte sie ihr wahres Ziel, das in der Selbstbefreiung des Gemüthes besteht, und beschwerte die Seele des Lesers, anstatt sie zu erleichtern. Gerade daß Spitzer die Satire von dem falschen Begriffe des alten „Strafgedichtes" erlöst und in eine höhere reinere Sphäre hinaufgerückt hat, muß ihm zum bleibenden Verdienst angerechnet werden. Ernst, sittliche Würde, Idealismus, Begeisterung, Einfalt und Wärme des Gefühles sind die stillschweigende Voraussetzung, die dem satirischen Dichter erlaubt, mit den Objecten seiner Angriffe zu spielen. Als Mensch wird er dieselben verachten, als Künstler aber sie lieben, wie der niederländische Meister die schmutzigen Figuren und Scenen seiner Gemälde. So ist auch das Behagen, mit welchem Juvenal bei eklen und Abscheu erregenden Detailschilderungen verweilt, aus seiner künstlerischen Freude am Gegenstande erklärt und gerechtfertigt, und über den sowohl ästhetisch wie ethisch hohen Werth seiner Satire können nur Diejenigen in Zweifel sein, die nichts von der Sache ver-

Digitized by Google

stehen. Das Zerrbild und das Idealbild sind vollständig gleichberechtigt, eines wie das andere ein Werk der Kunst, eines wie das andere geeignet, moralisch zu wirken. Wie Schiller sagt, muß die Satire jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches vom Ideal lebhaft durchdrungen ist, und zwar nicht blos die pathetische.

Wohin die verkehrte Auffassung vom Wesen der Satire führt, sehen wir an dem Beispiele G. W. Rabener's, der zu seiner Zeit das allgemeinste Ansehen genoß, selbst von Goethe geschätzt wurde, und der noch heute vielfach als Muster eines satirischen Schriftstellers, besonders seiner „edlen Sachlichkeit" wegen gepriesen wird. Rabener schreibt eine lange Abhandlung vom Mißbrauch der Satire und setzt diese Satire auf die Satire der Gesammtausgabe seiner Schriften voran. Seiner Meinung nach ist es ein Unglück, wenn die Satire denen in die Hände geräth, welche witzig genug sind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen spotten. „In der That sind sie weder boshaft noch neidisch, aber sie sind muthwillig. Sie wollen nicht ganz allein lachen; die Welt soll mit ihnen lachen. Sie spähen die Fehler des Andern aus, nicht, ihn zu bessern, sondern ihn lächerlich zu machen." Sehr richtig; nur schade, daß das gerade die Rechten sind. Rabener schließt von vorneherein ganze Kategorien von Dingen und Personen als sacrosanct von der Satire aus: Thron und Altar, Regierung und Schule, sollten sie auch zu Brutstätten der Gewalt und Lüge, Willkür und Thorheit entweiht werden; Fürsten und Geistliche, Beamte und Lehrer, mögen sie immerhin Tyrannen und Ketzerrichter, Erpresser und Ignoranten sein, dürfen absolut nicht getadelt werden! Und eben dieser selbst für die Satire reife Leisetreter und Liebediener brüstet sich vermessen gegen Andere: „Wir wollen es nur aufrichtig gestehen: wir schreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die persönliche Satire diesen Zweck erreichen? Ich glaube es nicht. Unsere Satire wird nur Denen gefallen, welche den lächerlichen Menschen kennen, den wir züchtigen. Eine allgemeine Satire wird eine allgemeine Besserung wirken." Nun, die Geschichte hat erwiesen, daß gerade das Gegentheil der Fall ist. Liscov, an dem Rabener sich reibt, ohne ihn zu nennen, ergötzt uns noch heute, aber wer liest noch den seichten, schwatzhaften Rabener?

Digitized by Google

Dafür hat Liscov, so wenig wie Spitzer, auf seine eigene Unsterblichkeit hingearbeitet. „So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistiger Kinder verknüpft ist, ist mein einziger Endzweck gewesen."

So sehr der Horizont Spitzer's im Laufe der Zeit sich erweiterte, so gern befaßte er sich nach wie vor mit den rasch vorübereilenden Erscheinungen der Mode und des Tages. Bei seiner Uebersiedelung vom bescheidenen Hinterstübchen in die vornehme Beletage der Zeitung hat er den ihm angeborenen Sinn für das Kleine mitgenommen, der dem Humoristen unentbehrlich ist, und auch noch etwas Anderes, das er zu einem der wirksamsten, ihm ausschließlich eigenthümlichen Mittel seiner scherzhaften Darstellung verwendete: die stereotypen Zunftausdrücke der journalistischen Handwerker, die löschpapierenen Redeblumen der Leute, welche à la Schmock um billiges Geld einen kostbaren Stil schreiben, die emphatischen, knallenden Kraftworte der professionellen Phrasendrescher, dazu die Partikel „so" zur komischen Steigerung der Rede. Mit dem Gegenstande verspottet er zugleich die Redensart und macht sich in zahllosen Höflichkeits- und Ergebenheitsausdrücken, weitläufigen Entschuldigungen, Betheuerungen und Geständnissen über Diejenigen lustig, die immer und ewig in kläglichem Tone von ihrer eigenen unausstehlichen Person reden. Was Rousseau von Voltaire sagt, er habe unter der Carnevalsmaske der Unwissenheit den Stolz eines untrüglichen Weisen verborgen, trifft in gewissem Sinne auch auf Spitzer zu; indem er geflissentlich sein Laienthum hervorkehrt, beschämt er anmaßende und unfähige Fachleute mit seinem den Nagel auf den Kopf treffenden Urtheil, wie er andererseits auch unter dem feierlichen Mantel eines finsteren wissenschaftlichen Ernstes die lustigsten Bocksprünge macht. So schlägt er immer mehrere Fliegen mit Einer Klappe: „Dank seiner intimen Beziehungen zur Hofoperndirection, die dadurch, daß er fast nie in die Oper geht und nie über sie schreibt, auf gegenseitige Achtung gegründet sind, weiß er" ... „Obwohl er kein Diplomat ist und auch sonst noch in keiner Weise eine Abnahme seiner geistigen Kräfte fühlt" ... „Die Bestandtheile und heilsamen Eigenschaften einer berühmten „Heilquelle" sind ihm nicht bekannt,

Digitized by Google

er weiß nur, daß der russische General, der sie trinkt, schon um halb 7 Uhr morgens einen schwachen Geruch wie von starkem Marasquin verbreitet" ... „Er glaubt nicht an den Taumel des Faschings, aber, da er nicht der Mensch ist, der Thatsachen, die gegen ihn zu sprechen scheinen, möglichst zu vertuschen sucht, so stellt er nicht in Abrede, daß der Herr Reichsfinanzminister H. in der That seit einiger Zeit sehr verschlafen aussieht" ... „Ohne unbescheiden sein zu wollen, muß er gestehen, daß ihm eine symphonische Dichtung für zwei Claviere zu viel ist, da er sich schon von Einem Clavier hinlänglich bestraft erachtet" ... „Er ist nicht genug Sportsman, um zu wissen, was ein dreijähriges Roß, das „Dante" heißt, mit der schönen Literatur zu thun hat" ... „Wenn er auch kein unbrauchbarer Staatsmann ist und daher keine Aussicht hat, jemals im Leben eine Sinecure zu erhalten" ... „Er wird sich gewiß keine Kritik von Hirtenbriefen herausnehmen, denn er ist ja selber Feuilletonist und weiß daher, wie leicht man beim Schreiben von einem Stoff auf den andern geräth" ... „Obwohl er nicht die Absicht hat, die rothe Republik auszurufen, Cassier der Creditanstalt zu werden, oder auch nur seine Schwiegermutter zu vergiften, falls der Himmel eine solche über ihn verhängen sollte" ... „Er hat einem Dichter den castalischen Quell schon so oft verbittert, daß" ... Noch deutlicher zeigt er seine Schalksnatur, wenn er sich pathetisch in die Brust wirft, um in großartige Exclamationen auszubrechen: „Ach, warum ist nicht die ganze Menschheit ein Ed. M., daß man sie durch Verleihung des Franz-Josefs-Ordens glücklich machen könnte!" ... „So trifft man euch denn, ihr Musikanten, überall, selbst in der Görzer Oper?" ... „Ist es nicht eine Freude zu leben und der unfähige Schwager eines einflußreichen Mannes zu sein?" ... „Fricka und Wotan schlafen auf sanft ansteigender blumiger Höhe, o daß ihr sanfter Schlummer ewig währte!" ... „So ist denn, ach! von der ganzen Unsterblichkeit des Todten, deren er sich erfreute, so lange er lebte, nichts übrig geblieben, gar nichts als seine sämmtlichen Werke!" ... „O ich Unglückseliger! Denken Sie sich, das Marienbader Wasser macht dumm, und ich habe keine Ahnung davon gehabt!" ... „Welchen himmlischen Genuß müßte es gewähren, diesen Schauspiel-Dialog zu

Digitized by Google

streichen!" ... „Ach Gott, warum bin ich kein Lyriker, Musikkritiker oder wenigstens Handelsminister?" ... „Sehen wir daher, was noch das Zweckmäßigste sein dürfte, der Zukunft mit Bangen entgegen!" ...

Spitzer besaß in hohem Grade „das Vermögen, an den Gegenständen eine große Menge von Verhältnissen und Beziehungen wahrzunehmen, sie gleichsam mit einem Blicke zu übersehen und ihre Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterscheiden," eine Fähigkeit, auf der nach Lessing der Witz beruht. Durch ein (verschwiegenes) tertium comparationis findet er eine bisher nicht bemerkte Verwandtschaft zwischen heterogenen Dingen auf und zwingt sie, sich miteinander zu verbinden. So beherrschte er alle Ab- und Unterarten des Witzes und schreckte vor einer geistreichen Zote so wenig zurück, wie vor dem Vehiculum kleiner Geister und Possenreißer à la Saphir, dem als „Kalauer" verpönten Wortwitze; doch gehört letzterer bei ihm zu den größten Seltenheiten und dient fast immer einem höheren Zwecke, wenn er von der „Poselarisirung der Literaturgeschichte," den „Impotentaten von Rumänien, Serbien und Montenegro," den „aloisinischen Mysterien" des Prinzen Alois, und einem „Denuncianento," oder von den „Panslavismopoliten," dem vornehmen „Obscöniumspublicum," den „Ultramondkälbern" und dem „Antisemitzig vom Stamme Sem" spricht. Häufig entsteht der Witz bei Spitzer wie der elektrische Funke durch die Annäherung entgegengesetzter Pole, und diese gleichsam auf natürlichem Wege erzeugten Witze sind vielleicht die besten, die wahren Blitze des Genies, die plötzlich wie aus dunklem Wettergewölk herniederfahren, einschlagen und zünden. Als während des deutsch-französischen Krieges der Hofrath K. im galizischen Landtage seine Stimme für das ziviliſirte Frankreich erhob und Oesterreich in den Krieg gegen „die deutschen Barbaren" hineinhetzen wollte, schrieb Spitzer: „Nun, ich denke, die österreichische Regierung könnte in der That nichts Klügeres thun, als marschiren zu lassen, aber nicht die Armee, sondern den Herrn Hofrath." Im Kataloge einer Kunstausstellung findet er den so häufig wiederkehrenden Druckfehler: „Verkäuflich", da die meisten der so bezeichneten Bilder diese Eigenschaft gar nicht besitzen." Einen eben ernannten Kriegsminister, von welchem behauptet wurde, daß

Digitized by Google

er ein ausgezeichneter Fachmann sei, der „das Angenehme der Uchatius-Kanonen mit dem Nützlichen der Krupp-Geschütze zu verbinden wisse" schickt er am Schlusse seiner ironischen Begrüßung mit den Worten heim: „Sein Nachfolger ist bisher noch nicht bekannt."

„Jetzt stehen die Declaranten am Weißen Berge", sagt er 1870 von den Czechen... „Viele halten das tirolische Volk für Heuchler und glauben daher, der falsche Tiroler sei der echte Tiroler"... „Den Schluß der Procession machten die Weiber, sowie die Jungfrauen mit ihren Kindern"... Als ein Gründer, der, obwohl er Eigenthümer mehrerer Häuser geworden war, in seiner Vertheidigungsrede sich auf seinen ehrlich verdienten und bescheidenen Wohlstand berief und meinte, es sei gewiß jedermann zu gönnen, wenn er ein eigenes Heim besäße und nicht mit Weib und Kind auf die Straße zu wandern brauchte, findet es Spitzer „ein bischen stark, daß jemand, der schon ein Vorstadtheim und ein Landheim besitzt, auch noch für ein „vierstöckiges" Ringstraßenheim in seiner oratio pro domibus an das allgemeine Gefühl appellire." Im Nekrologe eines seiner oft von ihm verspotteten Opfer ruft er wehmüthig: „Ach sie gehen Alle dahin, Einer nach dem Andern, sie sterben und geben meinen Geist auf!".. Er berechnet, daß einem Gasteiner Curgaste, der den dortigen theuern Friseur gebraucht, bei bereits vorgeschrittener Glatze die Pflege jedes einzelnen Haares während der Curzeit auf 35—70 Kr. zu stehen kommt, und schließt aus der „Ebene der Damen auf die Damen der Ebene"... „P. war als Politiker niemals ernst zu nehmen, denn er hat zwar jede politische Lage immer rasch aufgefaßt, aber seine Auffassung war immer eine falsche"... „Der Cardinal A. hinterließ viele Millionen, so daß sich der Papst erst nach dem Tode seines treuen Rathgebers überzeugen konnte, wie viel er verloren hatte".... „Weshalb der „ehrliche" B. für das Ministerium gestimmt hat, weiß keiner, seine Ehrlichkeit jedoch berechtigt uns zu der Vermuthung, daß er über die Gründe, welche ihn hiezu bewogen, nicht besser unterrichtet ist als die Andern".... „Das Ballet hat einen äußerst gesunden Humor, wenigstens wirkt dessen Lustigkeit nicht im mindesten ansteckend"... „Der frühere Finanzminister Baron K. begann sofort nach seinem

Digitized by Google

Rücktritte in einer Wochenschrift eine Novelle in langwierigen Fortsetzungen zu veröffentlichen, durch die er uns den Schlaf, den uns seine Finanzprojecte raubten, ratenweise zurückerstattet". . . „Die Leute sterben hier alle eines unnatürlichen Todes: an Altersschwäche". . . „Eine Rede, die ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit nur ein Torso war; sie hatte nämlich weder Hand noch Fuß". . . „In der Budgetdebatte, die nicht sachlich geführt wird, kommen keine Ziffern zur Sprache, wenn nicht zufällig ein Staatsmann eine Null genannt wird". . . „Stuttgart besitzt außer seinen 92.000 Einwohnern keine besonderen Merkwürdigkeiten". . . „Augsburg ist eine stille Stadt, die Fremden halten sich hier selten auf und, wie es scheint, auch die Einheimischen". . . „Der Kummer hatte ihr selbst ihre Erinnerungen geraubt, und sie glaubte daher, sie sei erst 28 Jahre alt". . . „T. einer der besonnensten Staatsmänner, der jeden Unsinn sehr lange überlegt, bevor er ihn ausspricht". . . „Bis 1866 gehörten die Schneider und die Schullehrer zu jenen Herren der Schöpfung, die nur in besonders günstigen Erntejahren einen Schatten werfen". . . „Interessant, daß die meisten österreichischen Dichter früher Beamte waren — ja, Müßiggang ist aller Laster Anfang". . . In der Wandelbahn eines langweiligen Curortes befinden sich, „um Unglücksfälle zu verhindern, keine Haken an der Mauer, an denen man den Ueberrock, ohne ihn abzulegen, aufhängen könnte". . . Er nennt einen Coburger Orden „die bescheidene Zierde ernestinischer Häuslichkeit", den christlichen Sohn eines getauften jüdischen Vaters einen „Juden in zweiter Verdünnung", die Wiener Hofbibliothek das „Versorgungshaus für verunglückte vaterländische Dichter", den Hirschensprung in Karlsbad „nur eine sinnige Fabel, durch welche die Curtaxe poetisch verklärt wird"; er läßt eine silberne Statue des heil. Nepomuk „allen Schwankungen der Valuta ausgesetzt" sein, einen herausgerufenen Theaterdichter „dankbar mit den Frackschößen wedeln", einen Grafen, der gegen die Theorie polemisirt, daß der Mensch vom Affen abstamme, „in einer persönlichen Angelegenheit das Wort ergreifen" und den katholischen Severinus-Verein über das Abschlachten des Borstenviehs an Freitagen im „wehmüthigen Tone der Familientrauer Klage führen"; er wird durch „die feierliche Langsamkeit eines Largo's an die Verhandlungen

Digitized by Google

des Steuer-Reform-Ausschusses" erinnert; er wirft Dingelstädt vor, daß er seinen „armen Jugendfreund Mosenthal die ganze Schärfe eines Nachrufes" fühlen ließ, bemitleidet eine zur Cur in X. weilende berühmte Schriftstellerin, „deren Namen ihm niemand sagen kann", ihres chronischen Leidens wegen: „schon über 9 Jahre ist sie Sechsunddreißig alt!", er sagt, daß Einer mit dem Orden der eisernen Krone dritter Classe „von der competenten Behörde die Erlaubniß zur öffentlichen Ausübung der Aristokratie" erhalten habe, daß die ehrenwerthen Abgeordneten, „geleitet vom Genius der Sprache, einander die massivsten Verbalinjurien an den Kopf werfen", daß bei den Premièren des Burgtheaters „Alle das Stück bereits auswendig wissen, mit Ausnahme der Schauspieler", daß ein alter Haushahn sein Mittagsschläfchen gestört habe, nicht etwa durch sein Krähen, sondern weil man ihm „den Sängergreis als heuriges Brathühnchen vorgesetzt hatte", daß die „einzige Seltenheit, welche das Museum zu A. aufzuweisen habe, dessen Besucher seien", und er räth einem Präsidenten des Abgeordnetenhauses, er „möge in Gottes Namen die Beine über einander legen, seine Brille putzen, sein Doppelkinn aus der Cravate fischen, zur Ordnung rufen, mit der Glocke drohen, und wenn es sein muß, einschlafen, aber doch um des Himmelswillen niemals für und noch weniger jemals gegen eine Sache sprechen". Gut erfunden sind auch Schlagworte wie: „eine complete Rundreisebildung in 30 Tagen", die „bis auf Weiteres noch sogenannten Werthpapiere", ein „erhebendes Mittagessen", die „am rechten Ufer der Donau gelegene Jungfrau", der „Ritter ohne Furcht und Scrupel", der „sogenannte Busen einer Gouvernante", der „in den weitesten Kreisen zum Speisen eingeladene Dichter", der „Cardinal-Märtyrer L.", ein Aristokrat „von altverschuldetem Adel" u. s. w. Nicht alle satirischen Ein- und Ausfälle Spitzer's liegen so plan auf der Hand, daß sie sich so bequem mitnehmen und so leicht verstehen ließen wie die hier citirten. Auch ist jeder Witz, wie Goethe bemerkt, nur für den Unterrichteten da, weshalb ein witziges Werk nicht von Allen verstanden werde; Herder verlangt sogar, daß über Witz und Frohsinn niemand urtheilen solle als der selbst Witz und Frohsinn besitzt, was Diejenigen sich gesagt sein lassen mögen, die für die Fein-

Digitized by Google

heiten der satirischen Schreibart Spitzer's unempfänglich sind.

Keiner hat es wie Spitzer verstanden, seine Einfälle zur Geltung zu bringen; er sorgte nicht nur für den feinsten Schliff seiner Edelsteine, sondern auch für deren geschmackvolle Fassung. Von der Meisterschaft seiner stilistischen Form ist schon die Rede gewesen. Sie zeigt sich vor Allem darin, daß er immer genau das sagt, was er sagen will, und daß die Art, wie er es sagt, nichts Zufälliges hat; er verleiht dem geschriebenen Wort als Körper des Gedankens den Adel künstlerischer Schönheit. Dazu kommt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, der mit dem Charakter der Gegenstände wechselt. Bald baut er Sätze von Lessing'scher Knappheit und erreicht im engsten Raume die größten Wirkungen, bald reiht er reich gegliederte und vielfach verschlungene Perioden zu Palästen von ciceronianischer Breite an einander oder führt eine Pyramide von Relativsätzen à la Jean Paul in die Wolken, um sie in die Spitze eines scharfkantigen Witzes auslaufen zu lassen. Fast alle seine landschaftlichen und genrehaften Schilderungen athmen echt poetische Empfindung und bringen den ehemaligen Lyriker zu Ehren. Was in der Novelle „Das Herrenrecht" vom motivirten Küssen gesagt wird (S. 64 u. 65), ist eine der reizendsten Variationen des unerschöpflichen Thema's. Johann Strauß hat kaum eine schmeichelhaftere Huldigung erfahren, als von dem „Wiener Spaziergänger", der, nachdem er die Popularität einer schönen Melodie auf das Anschaulichste geschildert hat, fragt: „Sind die Arabesken, die ein holder Frauenfuß zu einem Walzer von Joh. Strauß auf das Parquet zeichnet, nicht viel reizender, als die grauen Bilder von Theodor Pixis zu Wagner's „Tristan und Isolde"? Was er über die „kleine Coulisse" sagt, „aus welcher so manches reizende Lächeln hervorhüpft, so mancher Liebesblick als schüchterner Anfänger sich hervorwagt, hinter welcher Triumphe gefeiert und Niederlagen verborgen werden, ein Seufzer erstickt, eine Thräne zerdrückt wird", enthält mehr „Fächerpoesie" als die meisten dieser modernen Marterinstrumente, mit denen mehr oder weniger berühmte Männer von mehr oder weniger schönen Frauen zur Verzweiflung gebracht werden.

Digitized by Google

Während er sich über die schlechten Frühlingsdichter lustig macht, schreibt er eines der zartesten Frühlingsgedichte, in welchem er die Amseln das Schubert-Monument im Wiener Stadtpark umkreisen und aus dem aufgeschlagenen Notenbuche des Meisters ihre Lieder lernen läßt, und während er über die neuen miserablen Cigarren schimpft, apostrophirt er die alte gute „Milares": „Einst erging ich mich in deinem Aroma und baute Trattner- und Heinrichshöfe in die Luft, diesen billigen Baugrund für arme Teufel; wenn ich deinen Duft athmete, gab mir die Nationalbank heimliche Rendezvous in ihren Kellern und der Kaiser von China tauschte mit mir die Schwüre ewiger Freundschaft; in deine Lilaringe zauberte ich, auf dem Sopha liegend, das Bild der Geliebten, die, umschlungen von den Rauchfesseln, meinen Redensarten nicht widerstehen konnte; ich ließ den Kahlenberg Feuer speien und jagte den Tiger im Halterthale; ich blies gegen die Zimmerdecke die Nullen der großen Zukunftsmillion" 2c. Die „Wiesen und Wälder, sowie die andere der Grundsteuer unterliegende Natur" sind unzählige Male von ihm in feierlichen Tönen besungen worden. Ob er einen Sonnenaufgang auf dem Rigi oder einen Sonnenuntergang in Schönbrunn, den ersten Anblick des Lago Maggiore oder des Meeres, eine Fahrt durch das Drauthal oder die Gasteiner Klamm beschreibt, immer bringt er wie ein großer Maler mit wenigen Strichen, die so nur seiner Hand gelingen, ein eigenthümliches und anschauliches Bild hervor, das von ebenso schnell wie tief eindringender Beobachtungsgabe zeugt. Auch ohne ihr attisches Salz wären seine Reisebriefe, die er aus den österreichischen Kronländern, aus Deutschland, Italien und der Schweiz geschrieben hat, ein Essen für den literarischen Feinschmecker. Wer fühlt nicht mit ihm, wenn er, den Taumel des Entzückens, den er auf seiner ersten italienischen Herbstreise empfindet, gleichsam einem Anderen aufladend, erzählt: „Einem Passagier in dem Coupé, in welchem ich allein saß, war zu Muthe, als müsse er zum Fenster hinausspringen, um sich bei jedem Baume für die grüne Ueberraschung besonders zu bedanken."? Wie zufällig erfährt der Leser, daß er nur Ein Buch auf der Reise mitführte: Goethe's Gedichte. Kann die Verehrung und Liebe, die er gegen den Dichter aller Dichter hegte, schlichter und kräftiger ausgedrückt werden?

Digitized by Google

Dergleichen Züge ehrlicher Begeisterung finden sich mehr bei Spitzer; da er sie aber nicht dick aufzustreichen liebte, so verlieren sie sich unter den anderen Partien. Vor einem Lenbach'schen Bismarck-Portrait ruft er 1888 aus: „Wie großartig ist dieses mattblaue Auge, das den Beschauer des Bildes überallhin verfolgt. Es verräth nicht nur die ganze Kraft dieses Staatsmannes, sondern auch das große Vertrauen in dieselbe. Wer mit solcher Sicherheit ausblickt, hat zu Großes erlebt, um noch überrascht zu werden, zu viele Siege errungen, um vor Hindernissen zurückzuschrecken. Selbst der Verlust der Macht würde ihn nicht kümmern, denn er hätte noch immer eine Reservemacht, den Geist". Geradezu monumental wirkt der berühmte Klimax: „Eiserne Stirn, eiserne Kasse, eiserne Krone". Daß Spitzer im Nothfalle, d. h. wenn er gewollt hätte, einen ausgezeichneten Literatur-, Theater- und Kunst-Kritiker abgegeben haben würde, beweist so mancher seiner „Spaziergänge", in welchen er den allerhöchsten Herrschaften im Reiche der Kunst im Vorübergehen seine Meinung sagt. Unter dem Vorwande, den Leser in den „Salon" einzuführen oder ihm den Inhalt eines neuen Stückes zu erzählen, bringt er die schärfste Kritik lachend an den Mann. So hat er Makart, Wagner und auch kleinere neben diesen Großen ohne weitere Umstände be- und verurtheilt. Denjenigen, die ihm vorhielten, er könne nichts als absprechen, und das sei leicht, erwiderte er gelassen: „Da es, wie man behauptet, mehr Talent erfordert, das Gute anzuerkennen als das Mittelmäßige zu tadeln, so begnüge ich mich mit der bescheideneren Aufgabe des schwächeren Talentes", und wie Anakreon scherzte, daß er sich vergeblich bemühte, große Tragödien und Epopöen zu dichten, weil die verwünschte Leier nur immer von Wein und Liebe töne, wie nach ihm Horaz das beschwerliche Geschäft, den punischen Krieg zu preisen, lieber Würdigeren überließ und dafür Tanz und Gesang der Geliebten verherrlichte, so bekennt auch Spitzer schalkhaft, daß er sich zu größeren Dingen nicht berufen fühle. Dann merkt man ihm so recht seinen Uebermuth an, seine hochgehobene satirische Stimmung; er ist in der besten Laune, jemanden zu „verreißen", und das Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit gibt seiner Phantasie eine Spannkraft, seinem Witz eine Sprungfertigkeit, daß er

Digitized by Google

wie Siegfried den Günther, auch den plumpsten seiner Leser im Fluge mit sich fortzutragen hoffen darf.

Und doch hatte der Verfasser der beiden „Novellen": „Das Herrenrecht" (1877) und „Verliebte Wagnerianer" (1880) daneben seine trüben Stunden. Es nagte heimlich an ihm, daß er kein größeres, rein aus der freien Phantasie heraus-componirtes Werk schaffen sollte, welches unabhängig von Personen und Ereignissen der Zeit, alles Fremde von sich ausschlösse. Umsonst! Sein aphoristisches Talent, seine Natur, schon früh daran gewöhnt, Wahrnehmungen und Erfahrungen in kurzen Sätzen zusammenzudrängen und Gedanken und Empfindungen zum Epigramme zuzuspitzen, bedurfte geradezu der kleinen Form, um sich mit Haltung und Sicherheit bewegen zu können. Wenn wir trotzdem die beiden in Erzählungen eingekleideten Satiren, zumal die erste, für Muster ihrer Gattung ansehen und sie dem Besten zur Seite stellen, was an Werken ähnlicher Art von verschiedenen Völkern und Zeiten hervorgebracht worden ist, so fordert uns nicht die Novelle, sondern die in ihr steckende Satire zu diesem Lobe heraus. Das „Herrenrecht" ist keineswegs die cynische Verherrlichung des Ehebruchs, als welche die Novelle von unkritischen Schwachköpfen denuncirt worden ist, sondern eine heitere Verhöhnung der ultramontanen Feudalen und ihrer mittelalterlichen Tugend- und Sittlichkeitsbegriffe, denen zu Folge die Liebe mit der Ehe nichts zu schaffen hat, „da letztere eine göttliche Einrichtung sei, die den Zweck verfolge, das Aussterben der Kapuziner und Ursulinerinnen zu verhindern" (Vorrede zur neunten Auflage). Die „Verliebten Wagnerianer" aber dürfen nicht, wie es öfters geschehen, für eine Parodie genommen werden; nach demselben Princip geformt wie der „Don Quixote" des Cervantes, geben sie ein ironisches Bild verdorbener gesellschaftlicher Zustände. Die verkehrte Richtung des hirn- und herzverbrannten Wagnerismus ist in Gegensatz zu dem natürlichen, gesunden Gefühl gestellt und wird dadurch zur Carricatur. Eine einzige Spitzer'sche Novellenfigur: Der reiche Dilettant Goldschein, der musikalische Sancho Pansa des „dämonischen" Meisters Schwappel und der entfernte Vetter des Marchese Gumpelino aus Heine's Bädern von Lucca, hat objectives, poetisches Leben, die andern sind nur verschiedene Sprachrohre des Dichters. Beide Novellen wurden und werden zwar

Digitized by Google

viel gekauft, aber wenig verstanden. Die blöde moralische Entrüstung, mit welcher ein Theil der Kritik über sie herfiel, schreckte Spitzer von der Ausführung einer dritten, in der Idee bereits fertigen, satirischen Novelle ab. Sie wäre noch rücksichtsloser, im Sinne der tugendhaften Schreiber also noch unmoralischer ausgefallen; denn sie sollte — o Schreck und Scham! — mit einem Adamitenballe beginnen. Die nicht in Buchform, sondern in der Zeitung veröffentlichte dritte Novelle „Der Verkannte" (1883), eine ergötzliche Humoreske der Irrungen von sehr friedfertiger, zahmer Gesinnung, bietet keinen Ersatz für die bedauerliche Unterlassungstugend der Adamitengeschichte. Spitzer tröstete sich über seine angebliche Immoralität mit der Tagebuchnotiz: „Die Moral ist wandelbar (Sclaverei, Vielweiberei — große und kleine). Das Schöne ist ewig, so ewig wie die Wahrheit, deren Abglanz es nach Plato ist. Und das Ewige sollte die Magd der Vergänglichkeit sein?"

An epischen Anläufen fehlt es bei Spitzer auch sonst nicht, und er träumte Jahre lang von der Idee, einen Roman in der Art des „Tristram Shandy", seines Lieblingsbuches, zu schreiben. In den „Wiener Spaziergängen" kommen mehrere „Novelletten" vor: „Der Selbstmord eines Lebemannes", „Ein Roman in der Volksküche", „Amor in der Kaltwasser-Heilanstalt". Jedoch auch sie sind nur zierliche Arabesken, die sich um das Werk seines Lebens, um eben diese „Wiener Spaziergänge", ranken. Wenn Spitzer das Feuilleton dahin definirt, daß es ein Artikel sei, der nicht in die Zeitung gehöre und doch darin stehe, so will er der jüngsten unserer literarischen Kunstformen, welche sich mit dem modernen Zeitungswesen und aus ihm heraus zu immer freierer Selbstständigkeit emporgearbeitet hat, das poetische Bürgerrecht zugesprochen wissen. Ohne Zweifel kann das Feuilleton so gut ein Kunstwerk sein wie ein lyrisches Gedicht, und wie auch der rigoroseste Literarhistoriker dem unbescheidensten Lyriker nicht verwehrt, seine Lieder, die eigentlich gesungen werden wollen, zu einem Buche zu vereinigen, so darf der Feuilletonist, der sich ja von Hause aus an das lesende Publikum wendet, dieses Beneficium für sich erst recht in Anspruch nehmen, natürlich nur, insofern er kein gewöhnlicher journalistischer Handlanger, sondern ein Meister seiner Kunst ist, wie Daniel Spitzer. Man genießt

Digitized by Google

die „Wiener Spaziergänge" erst recht im Zusammenhange des Buches und bemerkt, wie unvergänglich frisch sie sich Jahrzehnte hindurch erhalten haben. Sie bringen das Gewitter der Satire, das, mit Blitz und Hagelschlag herniederfahrend, die Luft reinigt, aber mit ihm zugleich den humoristischen Regenbogen, das Bild der unter Thränen lächelnden Sonne. Eine abgekürzte, heitere Chronik der Zeit, erzählen sie in zwanglosen Capiteln die Geschichte der neuesten menschlichen Thorheiten, die, wie man sich durch das Studium der antiken Dichter und Moralisten überzeugen kann, von den ältesten im Wesen nicht verschieden sind. Ein Giardinetto des Witzes und der frohen Laune, das nach schwerer Lectüre zum Dessert aufgetragen, vor geistiger Indigestion schützt, erinnern sie an die etymologische Herkunft der Satire, die lanx satura, die gemischte Schüssel, die „Farrago" Juvenal's. Spitzer hat gegen Alles geschrieben, was öffentliches Aergerniß gab oder doch hätte geben sollen; gegen unfähige Minister und unverschämte Gastwirthe, dünkelhafte Gelehrte und spitzbübische Bankiers, bestechliche Abgeordnete und käufliche Journalisten, gesinnungsschwache Politiker und fanatische Hetzcapläne, hochnasige Aristokraten und beschränkte Bierphilister, aufgeblähte Parvenus und antisemitische Schnorrer, parlamentarische Schreier und stimmlose Tenoristen, elende Dichter und schlechte Musikanten, junge Dirnen und alte Betschwestern beiderlei Geschlechtes; gegen das Protectionswesen, die Steuerschraube, das Lottospiel, die Gesellschaftslüge, den Börsenschwindel, kurz, gegen Eitelkeit und Niedertracht jeder Art. Er war, wenn auch Alles schlief, das allezeit wache „Gewissen Wiens". Schon Juvenal hielt es für rathsam, nur Diejenigen anzugreifen, die auf der Flaminischen und Latinischen Straße wohnen, d. h. die Todten; aber er befolgte seinen eigenem Rath nicht, sondern zog über die Lebenden her. „Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus" dachte Spitzer mit Goethe's Mephistopheles und that desgleichen. Von Alters her suchen die mit der Geißel der Satire gezüchtigten Schwachköpfe und Elenden das Odium der Lächerlichkeit, dem sie preisgegeben werden, dadurch von sich abzuwälzen, daß sie behaupten, solch ein „glaubens-, vaterlands- und gemüthloser satirischer Schuft" halte nichts auf Erden mehr heilig, er sei der Feind alles Hohen, Idealen u. s. w. Da wir aber wissen, daß sie unter

Digitized by Google

dem Hohen und Idealen nur ihre werthe Person und unter den heiligen Dingen nichts Anderes als ihre Unfähigkeit, Dummheit und Schlechtigkeit, ihre ästhetischen, politischen und moralischen Greuelthaten begreifen, so wird kein urtheilsfähiger Mensch auf das Wuthgeheul jener Tröpfe hören.

Ja, in der That, war dem „Wiener Spaziergänger" nichts heilig, gar nichts als die Wahrheit, und wer sein glänzendes Talent auf Kosten seiner Gesinnung loben wollte, möge sich noch rechtzeitig an die schöne Stelle in Lessing's „Anti-Goeze" erinnern, wo es heißt: „Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie unterliegen." Spitzer selbst warnt ironisch vor seiner „immer höchst einseitigen" Darstellung: sie sei mit Vorsicht aufzunehmen, denn er trachte, so weit er könne und dürfe, die Wahrheit zu schreiben. Er hat auch in der That nur Diejenigen lächerlich gemacht, die dies bereits ohne ihn gethan hatten, d. h. er hat nur aller Welt gezeigt, daß jene sich lächerlich machten, ihrer Lächerlichkeit also nur eine größere Publicität gegeben. Zwar behauptet La Rochefoucauld, daß alle Menschen lächerlich seien, und daß, wenn es Menschen gäbe, an denen sich nichts Lächerliches findet, dies nur daher komme, weil man dasselbe an ihnen noch nie gesucht habe. Aber das ist auch das Entscheidende. Derjenige, an dem das Lächerliche nicht gesucht wird, ist nicht lächerlich. Und wie konnte der ironische Spötter, der sich so ängstlich hütete, in das sittliche Pathos der directen Satire zu verfallen, wie konnte er, sobald ihn positiver Abscheu und Ekel übermannte, zürnen, grollen und donnern! Man lese die flammenden Worte der Entrüstung gegen den Mörder Chorinsky (I Proceß Ebergényi), die zermalmende Invective gegen die Ringstraßenbarone (II „Der Lord Obersocialist"), die grandiose Jeremiade über den schon seit 1869 von ihm vorausgesagten wirthschaftlichen Zusammenbruch des Jahres 1873 (III „Krach!"), die vernichtende Abrechnung mit dem „Vaterland" (V „Das Organ der Feudal-Clericalen"), die ritterliche Vertheidigung der pöbelhaft insultirten Witwe Makarts (VI „Der Tod Makart's") und die Abwehr der

Digitized by Google

lichtscheuen Schulfeinde (V„Allerhand Katzenmusik“).*) Bedürfte es noch eines positiven Beweises für den Ernst der idealen Gesinnung, die sich hinter Spitzer's Späßen verbirgt, so wäre er mit Händen zu greifen, wenn wir die neckische Kritik der „griechischen Greise im Burgtheater“ (vom 27. März 1887) mit folgender handschriftlichen Tagebuchbemerkung vergleichen, die denselben Gegenstand betrifft: „Wie wenigen Dramatikern ist es vergönnt, die Nachwelt als Publicum zu haben! Wie erhaben, wenn man den Lorbeer nach 2000 Jahren neue Blüthen treiben sieht! Glücklich ein Volk, das solche Dichter hat, wie groß erscheint es der Nachwelt! O trauriger Gedanke für jedes Talent, so schnell vergessen zu werden! Aus dem Dunkel der Jahrtausende treten die Lichtgestalten der großen Dichter und Künstler immer wieder hervor!“

Von Lichtenberg wissen wir, daß er die Gewohnheit hatte, Alles aufzuschreiben, was ihm Merkwürdiges vorkam. „Er las sehr viel, aber er dachte noch weit mehr“, heißt es von ihm im Vorwort der neunbändigen Ausgabe. „Lustige Einfälle, komische Ausdrücke, sonderbare Ereignisse, charakteristische Züge, Beobachtungen über sich und Andere, kurz, was ihm bemerkenswerth war, das schrieb er auf, alles unter einander, so wie es ihm eingefallen war.“ Genau ebenso hielt es Spitzer. Er führte immer und überall ein Notizbüchelchen mit sich, das er meist von beiden Seiten zugleich in Angriff nahm und nicht eher wieder mit einem andern vertauschte, als bis dessen Seiten alle mit einem schwarzen Gewimmel zierlicher kleiner Buchstaben bedeckt waren, die er mit Bleistift oder, wenn er zu Hause war, mit Tinte hineinkritzelte. Wenn er bei dieser Beschäftigung betroffen wurde, erröthete er wie ein ertappter Sünder, ließ sich aber weiter nicht stören, sondern schrieb, während er nur manchmal zur Seite schielte, ob er sich nicht auf einen Ueberfall gefaßt machen müßte, seinen Satz langsam zu Ende. „Wenn man harmlos ist“, bemerkt er über seine von allen Setzern gefürchtete Hand, „dann sind die Schriftzüge in der Regel groß und deutlich und verrathen jenes gute Gewissen des Schriftstellers, dem der Leser einen so guten Schlaf zu verdanken

*) Die römischen Zahlen zeigen immer den Band an, in welchem das citirte Feuilleton enthalten ist.

Digitized by Google

pflegt. Ich aber habe mir meine Kleinschrift angewöhnt, weil mir immer während des Schreibens war, als schaute der Staatsanwalt über meine Achsel, und ich es ihm so sauer als möglich machen wollte, jedes Wort, das mir aus der Feder floß, mitzulesen."

Und nicht allein seine Notizbücher, sondern auch alle ihm über den Hals geschickten Papiere von Briefen, die er nie beantwortete, Einladungen, denen er nicht folgte, Verlobungs-, Vermählungs- und Todesanzeigen, auf die er nicht reagirte, Umschlägen von Broschüren, die er nicht las, überzogen sich bei ihm bald mit jenem krausen Gewirr von stenographischen Zeichen und condensirten Buchstabenzügen, das nur von ihm enträthselt und geordnet werden konnte. Diese Aufzeichnungen bildeten die embryonalen Anfänge seiner Feuilletons. Eine Woche trug er sie gewöhnlich mit sich herum, stets das von Tag zu Tag anwachsende Material sichtend, vertheilend, prüfend, zusammenschiebend, ausdehnend, einschränkend, ergänzend, bis am Freitag oder Samstag mit der eigentlichen Niederschrift begonnen wurde. Er machte niemals ein Concept (und darin declarirt er sich als Journalist, der er auch mit Leidenschaft war), aber dafür oft zwanzig Reinschriften. Stets begann er in der Zuversicht, das Richtige zu treffen, mit dem Titel: „Wiener Spaziergänge" und seiner bekannten, der ersten Zeile vorangesetzten Chiffre Sp—r. Ueber eine Zeile jedoch, bestenfalls über einen Satz brachte er es ohne sofortige Correctur nicht hinaus. Meistens gefiel ihm der ganze Anfang nicht mehr; dann legte er das Blatt bei Seite und nahm ein anderes zur Hand. Nach vielen vergeblichen Versuchen, Proben und Wiederholungen brachte er endlich im letzten Augenblicke unter unzähligem Verbessern, Streichen, Ueber- und Umschreiben sein Werk zu Stande. Die letzte Reinschrift, die zur Druckerei wanderte, sah ziemlich gut aus und bestand in der Regel aus einem engbeschriebenen Quartblättchen. Das Manuscript vom „Herrenrecht" zählt nicht mehr als neun solcher Blättchen, die im Druck ein stattliches Bändchen von hundert Seiten ausmachen. „Es erfordert viel Arbeit, damit man der Arbeit die Arbeit nicht anmerke", schreibt Spitzer aus eigener Erfahrung und deutet dabei auf Heine, der „ein Meister darin war, seine Arbeit zu verbergen und immer die sorg-

Digitized by Google

samste Toilette machte, um im ungezwungensten Négligé zu erscheinen."

Wer die Spitzer'schen Notizbücher und Manuscriptfragmente nicht blos gesehen sondern studirt hat, muß gestehen, daß er zwar keiner der fruchtbarsten, aber einer der fleißigsten Schriftsteller war. Wenn er nicht las, so schrieb er, wenn er nicht schrieb, so dachte er schon wieder darüber nach, was er demnächst schreiben würde. Er nahm seinen Beruf ernst und füllte ihn mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aus. Daher kommt es auch, daß sein fast unausgesetzt beschäftigter Geist für die Sorgen der häuslichen Wirthschaft nicht viel übrig hatte. Im Gasthause oder im näheren Freundeskreise ließ er sich völlig gehen, und an Ruhetagen oder auf Reisen erholte er sich gründlich von den Strapazen der „Saison". Da war er einer der liebenswürdigsten, heitersten und harmlosesten Gesellschafter, der über die geringste ihm erwiesene Aufmerksamkeit gerührt war und über den dümmsten Spaß Thränen des Lachens vergoß. Man konnte ihn zu Allem haben, und bei seiner unglaublichen Hilflosigkeit in praktischen Dingen ließ er sich bei den verschiedensten Geschäften des gemeinen Lebens sehr leicht, und nicht immer zu seinem Vortheil, von Anderen bestimmen. Ja, es war ihm geradezu ein Bedürfniß, sich antreiben und lenken zu lassen, und er wäre, was das betrifft, ein guter Ehemann geworden. Aber es fehlte ihm die Courage und wohl auch ein wenig die Lust zum Heiraten. Als eine Junggesellensteuer von der Regierung verlangt werden sollte, schrieb Spitzer: „Aber ist es denn nicht für den Junggesellen Strafe genug, vereinsamt dazustehen? Und wäre es nicht grausam, den Junggesellen, der ja ohnehin gern geheiratet hätte, wenn dies möglich wäre, ohne dann eine Frau zu haben, auf seine alten Tage zu zwingen in den Krieg zu gehen, der leider, da die Ehekriegskunst nicht so große Fortschritte gemacht hat wie die militärische, noch immer ein dreißigjähriger oder im günstigsten Falle ein siebenjähriger ist?" Und bei anderer Gelegenheit sagt er: „Ich war leider nie verheiratet und bin es glücklicherweise noch immer nicht." Charakteristisch für seine Indolenz im bürgerlichen Leben ist es, daß er einmal zwei Wohnungen zu gleicher Zeit bezahlte, nur um aus der einen nicht ausziehen zu müssen. Er wohnte interimistisch mit seinem Bruder Bernhard in einem ziemlich

Digitized by Google

theuren Gasthofe. Dieser hatte nicht allein eine neue Wohnung gemiethet, sondern auch, da er auf zwei Monate ins Ausland reisen mußte, und dem Bruder den Umzug so bequem wie möglich machen wollte, sämmtliche Bücher, Kleider und Wäschstücke in Kisten eingepackt. Als er zurückkehrte, saß Daniel noch zwischen den vernagelten Kisten im Hotel; er hatte sich lieber vollständig neu equipirt, als daß er den Umzug bewerkstelligt hätte. In seinen Gewohnheiten war Spitzer sehr conservativ; er ging immer in dasselbe Wirthshaus und blieb, so lange ihm nicht aufgekündigt wurde, immer in derselben Wohnung. Sehr glücklich war er, als er (1881) in einem der stillsten Seitenhöfe des weitläufigen Schottenhofes ein langes schmales Zimmer erhielt. Dort saß er zwischen seinen Büchern und Schriften Jahr ein Jahr aus, rauchte Cigaretten, las und schrieb. Der Schmuck seiner Wände bestand in einem kostbaren Aquarell von R. Alt, das ihm ein reicher Verehrer einmal zum Präsent gemacht hatte, einer Chodowiecki'schen Radirung und einem schönen Porträt von Lorenz Sterne. Seine kleine Bibliothek enthielt etwa fünfhundert Bände, darunter die wenigen Autoren, die er immer wieder las: die Satiriker Sterne, Swift, Rabelais, Lichtenberg und Liscov, die Dichter Goethe, Lessing, Heine, Uhland, Merimé, Byron und Musset. So fügsam er seinen Freunden gegenüber war, so energisch trat er fremder Dreistigkeit und Zumuthungen gegenüber, denen ein öffentlicher Charakter seines Rufes nur zu häufig ausgesetzt ist. Als in den goldenen Jahren des „wirthschaftlichen Aufschwunges", wie der Actienschwindel in Oesterreich euphemistisch und dann von Spitzer ironisch genannt wurde, Alles zur Börse ging und die kleinsten Journalisten die größten Bestechungssummen einheimsten, wich der „Wiener Spaziergänger" allen Verlockungen, die oft in der gefälligsten Form an ihn herantraten, um sein Stillschweigen zu erkaufen, standhaft aus. Ein einziges Mal war er naiv genug zu glauben, daß eine von den neuen Banken wirklich, wie man ihm vorspiegelte, honoris causa ein bedeutendes literarisches Unternehmen ins Leben rufen wollte. Er wurde an die Spitze desselben berufen, mit der Garantie eines sehr ansehnlichen Monatsgehaltes. Kaum bemerkte er, daß die Gründung des ihm in Aussicht gestellten Redactionsbureau's nur eine Form war, unter der die geriebenen Literatur-

Digitized by Google

freunde sich seiner zu versichern gedachten, als er auch den glänzend dotirten Posten sofort im Stiche ließ. Und dieser makellose Ehrenmann, der mit der Börse und den Banken nie etwas Anderes zu schaffen hatte, als daß er sie verspottete und vor ihnen warnte, wurde von frechen Sudlern „ein als Schriftsteller verkleideter Börsianer genannt, der für die Literatur gar keine Bedeutung habe!" Bei der Bescheidenheit seiner Ansprüche, der bedürfnißlosen Einfachheit seiner Lebensweise und seiner geradezu ängstlichen Sparsamkeit war es ihm möglich, aus den reichen Honoraren, die ihm seine Feuilletons und die vielen Auflagen seiner Bücher brachten, im Laufe der Jahre ein kleines Vermögen zusammenzuscharren, das er selbst in der letzten jammervollen Zeit seines Lebens, da er sich größeren Comfort hätte vergönnen sollen, nicht anzutasten wagte. Der Traum seiner irdischen Sehnsucht war, einmal von den Zinsen seines Capitals leben zu können, ohne auf die Arbeit seiner Feder angewiesen zu sein. Schicksalsironie hat es gewollt, daß er starb, als er im Begriffe stand dieses Ziel zu erreichen. Trotz seiner strengen Oekonomie hatte er für den Bedürftigen immer eine offene Hand und schlug selten ein Darlehen ab. Er gehörte zu Rivarol's „la meilleure espèce d'hommes: faisant un epigramme contre un sot et donnant un écu à un pauvre."

Nach dem Abschied von der Handelskammer floß sein Leben ziemlich gleichförmig dahin; es war das eines stillen, einsamen Gelehrten, der nur ausnahmsweise einmal bei unumgänglichen Anlässen den eleganten Weltmann hervorkehrte, und sah dem des Horaz, das dieser in der sechsten Satire seines ersten Buches beschreibt, zum Verwechseln ähnlich. Nur die Reisen, welche er seit 1867 jedes Jahr zu machen pflegte, sorgten für eine wohlthätige Unterbrechung des gewohnten Pendellaufes. Er war in Süd- und Norddeutschland, öfters in Italien (bis Neapel) und der Schweiz (bis Chamounix), in Belgien und Holland und hielt sich auch einmal ein Vierteljahr in Paris auf. Im Jahre 1880 wollte er nach Spanien und hatte schon alle Vorbereitungen für die Reise getroffen, aber „je mehr er sich mit dem Gedanken einer spanischen Reise vertraut machte, desto mehr kam er von derselben zurück und fuhr endlich nach — Znaim". In kleinen, alterthümlichen Nestern, die eine anmuthige

Digitized by Google

Umgebung haben, fühlte er sich am wohlsten. Nachdem er die Beamtenlaufbahn für immer verlassen und sich gänzlich der Literatur, beziehungsweise der Journalistik zugewendet hatte, ging er im December 1871 zur „Deutschen Zeitung" und von da im November 1873 zur „Neuen freien Presse" über. Bei beiden Blättern war seine Stellung eine sehr angenehme, bei der „Neuen freien Presse" besonders, solange Etienne, der eine der beiden genialen Begründer des Blattes und Spitzer's specieller Verehrer, noch lebte. Aber schon zu jener Zeit konnte es ihm widerfahren, daß er mit der Tendenz des Blattes, an welchem er mitarbeitete, in Widerspruch gerieth, und Ludwig Speidel mußte ihm einmal ein Feuilleton zurückschicken, weil die Leitartikel ungefähr das Gegentheil von dem sagten, was die „Spaziergänge" enthielten. Aus diesem und ähnlichen Gründen erschienen einige Male Spitzer'sche Aufsätze, die für Wien „unmöglich" waren, in der Berliner „Gegenwart". Paul Lindau, der damalige Redacteur dieser Wochenschrift, gab seiner Bewunderung für den „Wiener Spaziergänger" vielfältigen Ausdruck und stellte ihn in einem eigenen Essai dem deutschen Lesepublicum vor. Auch Karl Braun-Wiesbaden, Hans Blum als Redacteur der „Grenzboten" und Julius Stettenheim wußten den Satiriker nach seiner wahren Bedeutung zu schätzen, so daß Spitzer in Deutschland bald ein größeres und verständnißvolleres Publicum gefunden hatte als in Oesterreich. In Frankreich ist er durch die Uebersetzung des „Herrenrechtes" berühmt geworden, die zuerst in Gambetta's „République française" und dann als „Le droit du seigneur" in Buchform erschien. Die „Spaziergänge" aber wurden in allen Blättern der Welt, sogar in türkischen, nachgedruckt und mit Vergnügen gelesen.

Im Februar 1891 erkrankte Spitzer plötzlich unter sehr bedenklichen Symptomen, nachdem er sich kaum von einer bösen Influenza erholt zu haben glaubte. Merkwürdig, daß das Leiden, das ihn ergriff, in ähnlicher Form auftrat, wie die Krankheit, vor der er Zeit seines Lebens in beständiger Angst schwebte: der Gesichtskrebs. Zwar wurde durch die ersten medicinischen Autoritäten der Wiener Facultät die „Gutartigkeit" der Neubildungen constatirt, die im Zellgewebe der Haut und im Knorpel der Backenknochen sich ausbreiteten. Aber der unglückliche Patient, der mehr als vierzig schmerz-

Digitized by Google

hafte Operationen überstehen mußte, erlitt unter dieser „gutartigen" Krankheit die entsetzlichsten Qualen. Ein Bild des Jammers und gleichgiltiger Selbstverwahrlosung hockte er mit verbundenem Kopf, einen Korkstöpsel zwischen den Zähnen, in seiner Sophaecke und wartete mit übermenschlicher Geduld auf den Erlöser, den einzigen, der ihn aus aller seiner Noth entheben konnte. Aber er schien sich noch einmal zu erholen, und als er endlich so weit wieder hergestellt war, daß er von Wien abreisen konnte, faßte er neuen Lebensmuth trotz der traurigen körperlichen Verfassung, in der er sich befand. Wie athmete er auf, als er von der Stätte seiner Leiden Abschied nahm!

„Il vaut mieux pour jamais me bannir de ce lieu,
Je me retire donc. Adieu, Paris, Adieu!"

singt Boileau frei nach der dritten Satire Juvenals, in der es heißt:

„Sed jumenta vocant, et sol inclinat; eundum est,
Nam mihi commota jamdudum mulio virga
Adnuit: ergo vale nostri memor!"

Zu deutsch:

Doch schon knirscht das Gespann, die Sonne neigt sich; so geh'n wir,
Daß mir der Fuhrmann länger nicht winkt mit geschwungener Geißel:
Lebe denn wohl und bleibe mir treu!

Es war ein Abschied für ewig; der Wiener Spaziergänger sollte seine geliebte Vaterstadt nicht wiedersehen. Am 11. Januar 1892 starb er in Meran. Seine dortigen Freunde geleiteten ihn auf seinem letzten Spaziergange und errichteten einen einfachen Block aus weißem Laaser Marmor auf seiner Ruhestätte, der hoch über alle andern Gedenksteine emporragt.

Vöslau, im Mai 1894. Max Kalbeck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daniel Spitzer's

Letzte

Wiener Spaziergänge.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wereschagin's Heiligenbilder. — Ein verrückter Gastwirth. Maskenbälle ohne Mönche und Nonnen. — Graef's mageres Märchen.

2. Jänner 1886.

Die traurigen Folgen der Wereschagin-Ausstellung im Künstlerhause sind schneller eingetreten, als sich selbst die verschlafensten Clericalen träumen ließen. In Triest sind nämlich bereits einige Cholerafälle vorgekommen, ferner wurde die zu so schneller Berühmtheit gelangte „Heilige Familie" des Malers, die den Beschauer mehr durch ihre Quantität als Qualität interessirt, von einem frommen Besucher mit Vitriol bespritzt, und endlich soll nach dem Berichte der Zeitungen ein Gastwirth auf der Landstraße in Folge der gotteslästerlichen Gemälde des Russen plötzlich verrückt geworden sein und während der Betrachtung des Bildes, das die Auferstehung als ein Erwachen vom Scheintode darzustellen sucht, auf einmal ausgerufen haben, „er sei von Gott gesendet, um die Kirche zu retten".

Wir wollen nicht über die durch Verbreitung unreifer Lehren entstandene Cholera, noch über den Fanatiker, der die Reinheit des Glaubens durch schwefelsaures Eisen-Oxydul wiederherzustellen bemüht war, sondern nur von dem Gastwirthe sprechen, der allgemein

Digitized by Google

als verrückt bezeichnet wird und den man, anstatt ihn auf eine Kanzel zu bringen, von der er für seine Sendung Gläubige werben könnte, auf das Beobachtungszimmer des allgemeinen Krankenhauses gebracht hat. Es ist wirklich merkwürdig, in welche Widersprüche sich die Freigeister verwickeln, und man kann nur darüber staunen, daß sie selbst bisher dem Beobachtungszimmer des allgemeinen Krankenhauses so glücklich entgangen sind. Beruft man sich nämlich auf die Wunder, die in alter Zeit geschahen, dann fragen sie höhnisch, warum denn solche Wunder sich nicht in unserer Zeit ereignen, und wenn nun plötzlich ein Gastwirth, der mit keiner Rate der Erwerbsteuer im Rückstande geblieben und vorschriftsmäßig geimpft ist, vor einem gewählten Kreise von Zuhörern versichert, daß er den göttlichen Auftrag erhalten habe, die Kirche aus ihren notorischen Drangsalen zu erretten, dann glauben sie nicht an eine wunderbare Erleuchtung, sondern behaupten, der Mann sei verrückt. Wenn man Mahomed, der sich ja auch auf eine göttliche Sendung berief, sofort in das Irrenhaus gebracht und ihm dort den Mund gestopft, beziehungsweise das Haar gestutzt hätte, dann würde es nie einen Koran und Mahomedanismus gegeben haben.

Wir denken, wenn ein unglücklicher Gastwirth den Verstand verlöre, so würde er doch vor Allem auf culinarischem Gebiete mit den Denkgesetzen in Widerspruch gerathen, indem er etwa einem Apfelstrudel durch eine Sardellensauce einen pikanten Beigeschmack zu geben versuchen würde, oder indem er in seinem Größenwahn den Gästen so riesige Portionen von gedünstetem Schöpser-

Digitized by Google

nen vorsetzen ließe, daß diese sie bei aller Anstrengung nicht zu bewältigen vermöchten, oder endlich, indem er das Unterrichtsministerium mit Eingaben belästigen würde, in denen er demselben die Errichtung eines Lehrstuhles für böhmischen Käse an der czechischen Universität oder die Einführung junger Biere in der Volksschule vorschlagen würde. Aber freilich, in einer Zeit, in der die Naturgesetze mit immer größerer Frechheit die Herrschaft an sich reißen, kann ein so seltsamer Vorfall, um einen beliebten ketzerischen Ausdruck für Wunder zu gebrauchen, nur mehr durch Verrücktheit erklärt werden. Allerdings aber muß man sich fragen, weßhalb man dann den ungläubigen Maler Wereschagin mit solcher Erbitterung verfolgt, der ja auch, wie wir aus seiner „Auferstehung" ersehen, sich nichts Anderes zu Schulden kommen ließ, als daß er Wunder in natürlicher Weise zu erklären sucht.

Da alle denkenden Köpfe schon jetzt mit Spannung dem kommenden Fasching entgegensehen, so mochte wohl eine k. k. von trüben Vorahnungen gequälte Polizei-Direction die Besorgniß hegen, es könnte von einigen Verehrern des Mummenschanzes der Versuch gemacht werden, dem Eifer, mit dem der hochwürdige Clerus die Bilder Wereschagin's verfolgte, eine scherzhafte Seite abzugewinnen, und sie hat daher schon jetzt für Besucher von Maskenbällen das Verbot erlassen, im Mönchs- oder Nonnenkleide auf diesen zu erscheinen. Es wird wohl Niemand zu leugnen versuchen, daß ein Maskenball, der sich rühmen darf, von der Behörde genehmigt worden zu sein, ernstere Ziele zu verfolgen habe und

Digitized by Google

nicht zum Tummelplatze des Muthwillens und Spottes herabsinken dürfe. Auf welche Ausschreitungen man aber gefaßt sein mußte, wenn unruhige Köpfe in augenblicklicher Ermanglung anderer Freiheiten die Maskenfreiheit ausgebeutet und das geistliche Gewand gewählt hätten, um einem zersetzenden Schabernack zu huldigen, brauche ich wohl nicht hier eingehender zu behandeln. Ich berufe mich nur auf Wallenstein, der zu sagen pflegte:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme —

und gewiß wird Jeder dem großen Feldherrn beipflichten, daß es, wie er sich soldatisch derb ausdrückte, eine Gemeinheit, oder, wie wir sagen wollen, eine grobe Tactlosigkeit ist, auch die ehrbarste und keuscheste Gewohnheit eine — Amme zu nennen. Wenn also Wallenstein die Menschen im Allgemeinen solcher Unarten für fähig hält, so wird er wohl von den Besuchern der Maskenbälle insbesondere keine viel schmeichelhaftere Meinung gehabt haben.

Bei der Zulassung geistlicher Gewänder auf den Maskenbällen sind aber auch Mißverständnisse der ärgsten Art, namentlich bei naiven Besuchern, nicht ausgeschlossen. Wie leicht könnte ein solcher einen Spaßvogel, der die Maske eines geistlichen Würdenträgers gewählt hätte, wirklich für diesen halten und glauben, derselbe trage nur eine falsche Nase, um unerkannt acht Liter Bier auf Einem Sitze austrinken oder mit einer leichtfertigen weiblichen Charaktermaske in die mißliebigsten näheren Beziehungen treten zu können. Da nun eine derartige

Digitized by Google

Maskerade die öffentliche Wohlfahrt in keiner Weise fördert, ja nicht einmal zur Befriedigung der Neugierde dient, indem wir uns glücklicherweise einer so großen Anzahl von Mönchen und Nonnen erfreuen, daß es nicht nothwendig erscheint, erst einen Maskenball zu besuchen, um sich an deren Anblick zu erquicken, so wird das Verbot jener Costüme gewiß allseitig mit Genugthuung begrüßt werden.

Glücklicherweise ist in Folge des in dem Saale der Gartenbau-Gesellschaft ausgestellten „Märchens" des Malers Graef, das durch einen scandalösen Proceß in Berlin berühmt geworden ist, bis jetzt noch Niemand verrückt geworden, und es wird wohl auch keinen Anlaß geben, daß irgend welche Gewänder von der Polizei verboten werden, da das „Märchen" selbst keine solchen trägt, sondern in der Toilette der meerentstiegenen Venus und ähnlicher, dem Kleiderluxus abholder mythologischer Damen gemalt ist. Das Märchen ist splitternackt wie die Wahrheit. Die Wahrheit hat zwar durch diese ihre „Unverfrorenheit" stets Anstoß erregt, allein in unserer prüde-verlogenen Zeit kann Jeder, der von der nackten Wahrheit nichts wissen will, sogar vorgeben, daß sie sein sittliches Gefühl beleidige. Das Märchen aber hat immer eines, wenn auch nur sehr einfachen, Gewandes bedurft, es schmeichelt sich ja gerade durch dieses ein und ist nichts als die verkleidete, das heißt gekleidete Wahrheit. Das blondhaarige Märchen Graef's steht am Ufer eines dunklen schilfbewachsenen Teiches im Walde und blickt in die Sonne, die seinen Leib hell beleuchtet. Die Sonne bringt aber auch nicht mehr an den Tag,

Digitized by Google

als jede andere Marchande-de-Modes. Das weibliche Wesen ist so mager, daß sich kein Menschenfresser ein Gewissen daraus machen würde, es am Charfreitage zu verspeisen, und es hat so dünne Beine, daß jede Solotänzerin sie als Arme tragen könnte. Nur für unsere nicht verwöhnten Clericalen ist es ein fetter Bissen, denn deren Organe schreien schon Mordjo über die Sündhaftigkeit des Malers, der es gemalt, des Kunsthändlers, der es ausgestellt hat, und des Publicums, das es besucht.

Digitized by Google

Ein neues Eisenbahnunglück. — Ministerfreunde und Strohmänner.

22. Februar 1886.

Dem Minister unseres ohnehin so bedauernswerthen Handels und Verkehrs, Herrn Pino von Friedenthal, ist schon wieder ein großes Eisenbahnunglück zugestoßen, das dritte binnen wenigen Jahren. Man erinnert sich vielleicht noch, wie schwer er im Jahre 1883, ebenfalls im Februar, bei der Debatte über den Bau der Galizischen Transversalbahn in unserem Abgeordnetenhause mitgenommen wurde, einer strategischen Bahn, bei der ganze Regimenter bestochen wurden; hierauf entging er mit knapper Noth einem kleinen Malheur auf dem zweiten Geleise der Eisenbahnstrecke Tulln-Wien, und nun wäre er in dieser Woche bald das Opfer der Prag-Duxer-Bahn geworden, und er darf sich glücklich preisen, daß er bei dieser Kohlenbahn mit dem nackten Portefeuille davonkam und nur fürchterlich angeschwärzt wurde. Es sind unglaubliche Dinge im Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht worden, es hagelte Beschuldigungen und Beschimpfungen, und einmal fiel sogar das derbe Wort Reitzes — was schreibe ich denn? — nein, der regierungsfreundliche Abgeordnete Dr. Kronawetter sprach wohl auch davon, daß der

Digitized by Google

Minister sich um diesen Bankier nicht mehr kümmern solle, da die von ihm so heiß geliebte Regierung dieses Reizes nicht bedürfe; aber das derbe Wort, das er gebrauchte, war der Ausdruck: „Schweinereien", mit denen er die Financirung der Prag-Duxer Bahn bezeichnete; eine Allegorie, die ich unerwähnt ließe, wenn sie nicht von dem Hause mit enthusiastischem Beifalle begrüßt worden wäre.

Die Vorgeschichte dieser Bahn ist schnell erzählt. So wie man in den Siebziger-Jahren, in dieser Zeit des epidemisch gewordenen Gründungskitzels, Baugesellschaften gründete, um im Hinblicke auf den wohlfeilen Sand der Wüste daselbst Zinshäuser zu errichten, mit der Aussicht auf die Fata morgana, so erbaute man damals auch phantastische Kohlenbahnen, um die Kohlen, auf denen die Freunde der Ungeduld zu stehen lieben, zu verfrachten. Zu diesen Kindern der verjüngten Volkswirthschaft gehörte auch die Prag-Duxer Bahn, die eine sogenannte Sackbahn war, indem sie von Prag über Dux in den Sack der Gründer ging. Sie begann bald nach ihrer Geburt zu kränkeln, und die rhachitische kleine Eisenbahn mußte sich daher jener Roßcur unterziehen, die in der schonungsvollen Bankierssprache „Sanirung" genannt wird. Dieses edle therapeutische Ziel wurde durch ein Heftpflaster erreicht, nämlich durch die Vereinigung mit der kerngesunden Dux-Bodenbacher Bahn. Da nun aber in Folge der hohen Apotheker-Rechnung zu besorgen steht, daß die Actionäre beider Bahnen ihr ganzes Geld verlieren, und so die Verwaltungsräthe ihrer natürlichen Versorger beraubt werden könnten, so

Digitized by Google

hat man an den Staat das Verlangen gerichtet, er möge die Dux-Siamesischen Zwillinge adoptiren und deren Locomotive an seinem Busen wärmen.

Der Handelsminister, der sich für die Verstaatlichung dieser Bahn schon vorher in hohem Grade interessirt hatte, weihte leider in seine verkehrspolitischen Pläne einen Mann, Namens Klier, ein, der sich eines solchen auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisses nicht würdig zeigte, indem er sich von den Bestechungs-Technikern der Bahnunternehmung für seine Vermittlerrolle zwischen dieser und dem Minister durch eine Summe von „enormer Höhe" entlohnen ließ. Glücklicherweise aber wurde dieser Mittelsmann, ehe er dem Unternehmen noch weitere Male bezüglich der Ertragsfähigkeit desselben auf den Zahn fühlen konnte, von der sühnenden Gerechtigkeit erreicht, da er später bei dem Versuche, auch das Vertrauen einiger Hausknechte zu mißbrauchen, die er angeblich in seine Dienste nehmen wollte und um die verlangten Cautionen prellte, von dem Gerichte zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe verurtheilt wurde und so gewissermaßen selbst, noch vor der Prag-Duxer Bahn, in die Regie des Staates überging.

Es wurden in dem Abgeordnetenhause für Klier sehr beschämende Briefe vorgelesen, da aus denselben hervorging, wie nahe er dem Minister stand und wie tief er seither gesunken ist, der gegenwärtige Kerkersträfling. Mit heiterem Staunen vernahm man, wie in dieser geschäftlichen Correspondenz Klier's mit mehreren Financiers Herr v. Pino nicht mit seinem wirklichen

Digitized by Google

Namen, sondern entweder aus Scherz oder aus Zartgefühl mit den Pseudonymen „Exenhofer" und „Alfred" bezeichnet wird. Nachdem man aber dessen klägliche Vertheidigungsrede im Hause gehört hatte, war man selbst versucht, ihm statt seines wirklichen Prädicates „v. Friedenthal" das pseudonyme „v. Jammerthal" beizulegen. Der Minister führte zu seiner Rechtfertigung an, daß er sich keiner Menschenkenntniß erfreue, für die er ja in der That kein Portefeuille besitzt, daß er ein zu „weiches Gemüth" habe und daher „manchen Menschen, den er hätte hinauswerfen sollen, nicht hinausgeworfen habe". Es wäre nur zu wünschen, daß der Handelsminister in Anbetracht der Weichheit seines Gemüthes, die ihn davon abhält, ihm nahestehende Persönlichkeiten zur Thür hinauszuwerfen, für eine solche Thätigkeit die von Klier geprellten Hausknechte engagiren würde, um sie so für ihre bei seinem Vertrauten erlittenen Verluste zu entschädigen. Eine triftigere Entschuldigung für den angegriffenen Minister machte der Abgeordnete Dr. Magg geltend, der darauf hinwies, daß zwei andere hervorragende Mitglieder des Cabinets, der Ministerpräsident Graf Taaffe und der Finanzminister Dunajewski, ebenso an Gemüthserweichung litten, wie ihr College, indem auch Männer, die ihnen näher standen und die sie gleichfalls nicht hinauswarfen, gegenwärtig in Banden schmachten, wie Klier, die Schwindler Neminar und Bontoux. Es wäre recht hübsch, wenn die drei Freunde der drei Minister, nachdem sie ihre Freiheit wiedererlangt haben werden, ein kleines Consortium bilden und eine Bahn, wenn auch nur eine

Digitized by Google

Secundärbahn, bauen würden für den Criminalverkehr mit — Stein.*)

Da der Abgeordnete Dr. Steinwender, dem wir den ganzen Einblick in das Gemüthsleben unseres Handelsministers verdanken, auch gegen die „Strohmänner" geeifert hatte, die durch ihre Abstimmung in der General-Versammlung die Vereinigung der blühenden Dux-Bodenbacher Bahn mit der dahinwelkenden Prag-Duxer Bahn bewirkt hatten, stürzte sich die Regierungspresse mit Ingrimm auf die armen Strohmänner und verlangte für solche die strengsten Strafbestimmungen. Wenn der Fuchs von den Flöhen zu sehr gepeinigt wird, so nimmt er ein Bündel Stroh in das Maul, geht damit in das Wasser, und wenn die Flöhe dann auf das trockene Stroh hüpfen, läßt er dieses fallen und lacht seine Quäler aus. So nehmen auch die Officiösen, da ihnen das Wasser schon bis an den Hals reicht, die Strohmänner ins Maul, damit die Opposition sich auf diese stürze, und wenn dies geschieht, lassen sie jene ganz einfach fallen.

Wir wissen es ja schon lange, daß in dieser Welt des Scheines, um nicht zu sagen des Betruges, der Strohmann eine höchst wichtige Rolle spielt. Man denkt nicht an ihn und spricht von ihm nicht, und wenn nicht hin und wieder bei großen Bank- und Eisenbahnscandalen die Verdienste, die sich der Strohmann um die Gesammtheit erwirbt, besprochen würden, so wüßten wir nichts von diesem bescheidenen, unter uns wandelnden Wohlthäter der Menschheit. Kommt Einer dem Menschen-

*) Eines unserer angesehensten Gefängnisse.

Digitized by Google

Ideal näher als der Strohmann? Während der Actionär die General-Versammlung, die über sein Wohl und Wehe entscheiden soll, schwänzt, macht der Strohmann, der arme Teufel, den die Sache gar nichts angeht, der keine einzige Actie besitzt, der niemals in seinem Leben auf eine Dividende zu rechnen hat, die Versammlung beschlußfähig und haucht das „Ja", das den schweren Alp von der Brust des Verwaltungsrathes wegbläst. Wir haben es vor Jahren bei dem berühmten Processe gegen den Eisenbahn-Director Ofenheim im Gerichtssaale gehört, wie das ganze Getriebe der Actiengesellschaften ohne den Strohmann stocken würde, — die Schlote müßten aufhören zu dampfen, die Mühlen zu klappern, die Locomotiven zu keuchen. Und seinem Verdienste wird mit Undank gelohnt. Während er regelmäßig dem müßigen Verwaltungsrathe für dessen Mühewaltung dankt, ist es noch nie einem Vorsitzenden eingefallen, den Strohmännern für ihre Opfer an Zeit und Mühe den Dank des Verwaltungsrathes auszudrücken; er übergeht die Verdienste derselben mit Stillschweigen, und wir erfahren hievon erst in den leider so seltenen Fällen, in denen die Herren Verwaltungsräthe auf der Anklagebank sitzen.

Und ist es denn in dem seriösen wirklichen Theater anders als in dem Kasperl-Theater des wirthschaftlichen Lebens, als in der Kreuzer-Komödie einer General-Versammlung? Die Stimme einer Sängerin zerreißt sein Ohr, aber in seiner Selbstlosigkeit schreit der Strohmann: Da capo! Eine neue Trompeten-Oper würde durchfallen, wenn nicht der Strohmann da wäre, der sich aufopfert, indem er bei den langweiligen Stellen, bei denen

Digitized by Google

selbst Frauen mit häßlichen Zähnen das Gähnen nicht unterdrücken können, enthusiastisch klatscht, und während bei einem Trauerspiele die egoistischen Zuschauer schon längst nach dem Winterrocke geeilt sind und an das Nachtmahl denken, wird er noch immer nicht müde, den Autor herauszurufen, der hingebungsvolle Strohmann, obzwar er sich ebenso gelangweilt hat wie du, erbärmlicher Genußmensch! Stünde nicht die lateinische Sprache gegenwärtig, da man damit umgeht, diesen ererbten classischen Uebelstand abzuschaffen, in solcher Mißachtung, ich würde mit dem Dichter rufen: Sic vos non vobis!

Soll ich auch noch von den Strohmännern der Minister sprechen? Nein.

Die slavisch-clericale Majorität unseres Abgeordnetenhauses hat sich nicht um die schweren Anklagen gegen den Minister gekümmert; sie hat ihm, der selbst mit seinem Vertrauen zu Unwürdigen so wenig sparte, ihr Vertrauen votirt und die Eisenbahnvorlage angenommen. Und auch Jene haben zugestimmt, die so oft den sittlichen Ernst gepredigt und nicht den Millionären, sondern den Armen, die sich um das Stück Brod zum Leben ängstigen, den Werth der ehrlichen Arbeit angepriesen haben. Ehrliche Arbeit, — woher nehmen und nicht stehlen? Tragt eure so reich mit Butter beladenen Häupter ja nicht mehr in der Sonne spazieren! Doch auch auf die Sonne ist nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, denn sie bringt in unserer Zeit manche so sonderbare Unschuld an den Tag, daß ich fürchte, sie wird selbst noch, wenn sie so fortfährt, in ein sehr schiefes Licht gerathen.

Digitized by Google

Fastenzeit. — Errungenschaften der Antisemiten. — Die Urdeutschen Mödlings. — Aus dem Künstlerhause.

21. März 1886.

Die Zeit des tollen Uebermuthes ist vorüber, und der schönen Dame, die dir nach langem Zögern ein Stelldichein auf der Redoute gewährt hat, ist der düstere Fastenprediger gefolgt, der dir ohne weitere Umstände ein Rendezvous im Fegfeuer verspricht. Der sparsame Familienvater reibt sich vergnügt die Hände, daß endlich die Zeit gekommen ist, da die Entbehrung zur Pflicht wird, und der Fromme, dem der Fleischgenuß untersagt ist, wendet nunmehr seine volle Aufmerksamkeit dem stillen Walten der „Mehlspeisköchin" zu. Reuig kehrt der ungerathene Sohn, der sich jede Nacht auf einen andern Maskenball verirrt hat, in die Arme des alten Vaters Morpheus zurück, und nur der unersättliche Genußmensch geht der Gelegenheit zur Einkehr in sich selbst mit ihren zweifelhaften Ergebnissen vorsichtig aus dem Wege.

Die Fastenzeit ist gekommen auch für den Chronisten, der den heiteren Vorfällen des Lebens nachspürt, denn die Ereignisse waren, wenn man ihm gestatten will, den beschränkten Vorrath seiner Bilder durch das Fasten-Menu zu bereichern, der reinste Spinat mit Eiern, die

Digitized by Google

ausgesprochensten Nudeln mit Gries, der absolute Stockfisch mit Kraut. Allerdings hat der Handelsminister Baron Pino sein Portefeuille niedergelegt, aber ein Ministerwechsel in unserem Staate, in dem ein Minister den andern jagt, bietet dem in dieser Beziehung verwöhnten Steuerzahler keine Abwechslung mehr. Der nunmehrige Ex, wie ihn der ahnungsvolle Klier in seinen Briefen nannte, ist auf seine Besitzung in Kärnten abgereist, um sich, frei von allen Amtssorgen und Parlamentsqualen, an dem ewig heiteren blauen Bogen zu erfreuen. Während aber der Handelsminister ungeachtet seiner „patriotischen Hingebung" nicht in der sonst üblichen Weise ausgezeichnet wurde, hat in dieser Woche ein Handelsmann für seine patriotische Hingebung oder, wie Eingeweihte versichern, Hergebung, von der Regierung den Adelsstand erhalten und ist durch sie ein bereits adeliger Bankierssohn für eine Hingebung von gleich hohem Betrage „Comthur" geworden, ein Titel, der noch besser klänge, wenn er nicht zu sehr an „Comptoir" erinnerte.

Die Fastenzeit ist auch dem Abgeordnetenhause als der geeignete Zeitpunkt erschienen, um sich mit dem Lose der Beamten zu beschäftigen, die keinen Aschermittwoch brauchen, um das erhebende Gefühl der Entsagung kennen zu lernen, da sie durch ihr Anstellungsdecret das Recht auf lebenslängliche Nichtbefriedigung ihres Appetits schriftlich in der Hand haben. Der Abgeordnete Dr. Jaques beantragte nämlich, daß das executionsfreie Minimum, in dessen Genusse die Staatsbeamten schon seit Längerem schwelgen, auch verschuldeten Privatbeamten

Digitized by Google

gewährt werde. Da er bei dieser Gelegenheit den Antisemitismus bei den Haaren in die Debatte hineingezogen hatte, um ihn beim Schopfe fassen zu können, bekämpfte ihn der Semitophage Fiegl. Obwohl sich nach der Behauptung dieses Parlament-Ariers unter den Antisemiten nicht nur „Mörder und Räuber, sondern auch national fühlende Männer" befinden, unterdrückte er doch selbst sein nationales Fühlen und versagte es sich, den Gegner mit der in seiner tirolischen Heimat beliebten Ansprache: „Soakrischer Schwanz!" zu begrüßen. Herr Fiegl sprach wohl von den bedeutenden Leistungen der Antisemiten in Oesterreich; aber die Welt weiß von deren Wirksamkeit nichts, als daß sie das Abgeordnetenhaus mit einigen pathetischen Schwätzern bereichert, daß sie die Bürgerschaft zu entzweien und den Deutschen Schulverein zu sprengen versucht, und daß antisemitische Studenten Heine als commentwidrigen Dichter aus der deutschen Literatur hinauszuwerfen sich bemüht haben. Außer diesen Schöpfungen auf politischem, socialem, nationalem und literarischem Gebiete ist uns nichts bekannt, das auf ihrem sonst so productiven Miste gewachsen wäre.

Alle Menschen sind gleich, vorausgesetzt, daß sie vorschriftsmäßig geimpft sind, freilich nicht alle in so frappanter Weise wie Tiroler und Chinesen. Das Landl, wie die Tiroler ihr Land nennen, hat zwar manches Talentl, aber Herr Fiegl ist kein solches, und die Tiroler scheinen dies auch eingesehen zu haben, indem sie ihn niemals in den Reichsrath wählten. Wir verdanken diesen Abgeordneten dem Wahlbezirke Mödling bei Wien, der

Digitized by Google

erst vor Kurzem die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, indem die dortige Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins in einem höchst anmaßenden Schreiben dem verdienstvollen Leiter des Vereins, der sich erlaubt hatte, auf strenge Einhaltung der Statuten zu dringen, einen Verweis ertheilte und ihr Mißtrauen zu erkennen gab; eine Kundgebung, die leider erkennen ließ, daß auch Kleinstädter hin und wieder vom Größenwahne befallen werden. Das groteske Schriftstück war in dem Stile des seligen Schulmeisters Bacherl gehalten, der sich „der Teutschen Teutschester" nannte und den ich gerne erwähne, weil ich glaube, daß er in unserer Zeit, in der seine verrückten Ideen sich immer mehr Bahn brechen, bereits im höchsten Grade reif für eine kleine „Rettung" wäre. Unterzeichnet, oder, um den deutschen Schulmännern Mödlings nicht Unrecht zu thun, „unterfertigt" war die Humoreske von dem Abgeordneten Fiegl und einigen anderen Urdeutschen Mödlings, von denen unschuldigerweise zwei einen urböhmischen Namen führen.

Ebensowenig Abwechslung wie das gesellschaftliche Leben und die Politik bietet in dieser Fastenzeit die Kunst. Die eben eröffnete Jahresausstellung im Künstlerhause erinnert uns an die Wirthin, die einem Gaste, der sie fragte, ob man bei ihr Table d'hôte speise, erwiderte: „Es gibt nur Kälbernes, Sie können es aber Table d'hôte speisen, wenn Sie wollen." Die Jahresausstellung bietet uns eine solche wenig abwechslungsreiche Table d'hôte, zwar viele Gänge, aber auch viel Kälbernes. Von den wenigen trefflichen Bildern will ich nur die Porträts Benczur's erwähnen. Er hat drei

Digitized by Google

ungarische Grafen gemalt, darunter den Grafen Andrassy, den ehemaligen Minister, dessen Persönlichkeit allen Wienern bekannt ist. Der Graf ist kein junger Mann mehr, er befindet sich in jenem Alter, in dem Haar und Bart schon anfangen, schwarz gefärbt zu werden. Der interessante Kopf, der aus der hummernrothen Uniform herausschaut, ist zum Sprechen getroffen, und die Beine in den engen Hosen sind von einer Naturwahrheit — wie ausgestopft!

Weniger anregend ist ein Porträt des ausgezeichneten Architekten Baron Hasenauer. Der Architekt hat einen Scheitel, den, wie Schiller in seinem „Liede an die Freude" sagt, „die Mode streng getheilt", ja es ist sogar zu besorgen, daß das Haar gebrannt ist, und man wendet sich mit wehmüthigen Gefühlen von der eleganten Brandstätte ab.

Eine Venus Urania von Griepenkerl gibt sich alle mögliche Mühe, antik auszusehen; es gelingt ihr aber nicht. Diese Göttin wäre höchstens nach dem Geschmacke des englischen Königs Georg, der die Frauen liebte: blond, dick und in den Vierzigern.

197: „Nymphenraub." Arme Räuber!

305: „Ganz der Papa." Der Säugling kann noch immer von Glück sagen, daß er nicht ganz die Mama ist.

273: „Mädchen mit Taube." Eine nackte Dame mit einer Hinteransicht, von vorne gesehen.

608: „Römisches Kaisermal." Ist es vielleicht historisch, daß, wie wir aus diesem Bilde entnehmen können, bei den Malzeiten der römischen Kaiser keine Speisen auf den Tisch kamen, und daß daher der Bevor-

Digitized by Google

zugte, der zu diesen Diners geladen war, nichts zu essen bekam? Ich weiß es nicht, ich bin kein Geschichtsforscher.

562: Eine Marmorstatue „Die Gesinnungstreue." Leicht und veränderlich sind alle Frauen, heißt es in der Oper, daher hat der Künstler die Gesinnungstreue als einen Mann dargestellt, splitternackt mit Helm und Schwert. Es ist begreiflich, wenn ein gesinnungstreuer Mann keine Orden trägt, aber warum sollte er nicht eine Schwimmhose tragen dürfen?

359: Das Porträt eines bekannten Dichters, der in einer Frühlingslandschaft auf einer Bank sitzt. Die Natur, die eben erst erwacht ist, wird sich dieses Zustandes nicht lange erfreuen, denn der grausame Lyriker liest ihr aus einem Büchlein seine Gedichte vor.

634: Die Porträtbüste Stettenheim's, des Redacteurs des Berliner Witzblattes „Wespen". Der witzige Kopf blickt außerordentlich ernst, — es scheint kein Spaß zu sein, immerfort Spaß zu machen.

Digitized by Google

Neuer Frühling und alte Liebhaberinnen. — Eine Frauen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines und die Walpurgisnacht. — Die Cholera. — Dr. Gregr und die czechische Sprache.

18. April 1886.

Die Wiesen grünen, die Bäume schlagen aus, und die ganze Welt wird wieder jung, mit Ausnahme einiger in der Entwicklung doch bereits zu weit vorgeschrittener jugendlicher Liebhaberinnen. Gläubig hat die Frühlingsprimel ihren Busen den ersten Sonnenstrahlen geöffnet, und ihrem Beispiele folgt die üppige hannakische Amme, die den schüchternen Versuch wagt, ihrem nahrhaften Berufe auf einer Bank im Freien zu obliegen.

Der Mensch fühlt sich in seinen vier Wänden beklommen, und in Ermanglung jedes andern Schöpfungsdranges schöpft er wenigstens frische Luft. Die Ringstraße ist von Spaziergängern überfüllt, denn Dank dem schlechten Geschäftsgange ist es noch immer gewinnbringender, herumzuspazieren, als seinen Geschäften nachzugehen. Die Stutzer, diese Lazzaroni der guten Gesellschaft, tragen die neuesten Frühjahrsmoden zur Schau und beäugeln die geputzten Spaziergängerinnen, deren Reize freilich oft nichts sind, als Credite im Hauptbuche ihrer Schneider. Die Unerfahrenen glauben oft, daß man sich in dieser eleganten Welt mörderisch

Digitized by Google

langweilt; indessen unterhält man sich dort gottvoll, denn der Eine weiß immer etwas Pikantes von dem Anderen. Während diese in dem vornehmen Theile des Ringes sich ergehen, hüpft der jugendliche Börsen-Galopin auf dem Schottenringe umher, um die Kunde von der allgemeinen „Beliebtheit" in die „flauesten" Kreise zu tragen, und nur manchmal wandelt, in der Menge verloren, ein stiller Träumer, der seine Luftschlösser baut im gothischen, Renaissance- oder Barockstile.

Kommst du auch wieder, Nachtigall? Hast du deine Liebeslyrik noch immer nicht an den Nagel gehängt, und hoffst du noch immer, Hörer zu finden, die deinen melodischen Variationen lauschen über das so alte Herzensthema?

Auch in dem Stadtparke beginnt es zu knospen, die Vögel zwitschern und die Kinder jauchzen, und nur der selige Bürgermeister, der arme Zelinka, schneidet ein Gesicht, als hätte er Hunyadi-Laszlo-Bitterwasser getrunken und könnte doch nicht herunter von dem Postamente, an das ihn der grausame Bildhauer gefesselt für alle Zeiten. Unser Schubert aber ist dort aus dem winterlichen Bretterfarge auferstanden, melodischer Gedanken voll hat er wieder die Feder ergriffen, über seinem Haupte kreisen die Amseln, sie blicken neugierig in das Notenheft, das in seinem Schoße liegt, und fliegen auf den nächsten Baum, um selbst zu trillern. Viele zieht es jetzt, da auch der große Durst zu den interessanten Natur-Erscheinungen gehört, mit unwiderstehlicher Gewalt in den Prater, Andere sehnen sich nach dem stillen Wirthshausweben der Wälder, die unsere

Digitized by Google

Stadt umgeben, und den lieblichsten Waldvögelein, den Backhendeln; der Gemüthsmensch aber wandert nach Schönbrunn, um nach so langer Trennung den Elephanten wiederzusehen und die alten, auf gegenseitiger Achtung gegründeten Beziehungen zu erneuern.

Da der Frühling gekommen ist, macht sich auch schon der Einfluß der herannahenden Walpurgisnacht geltend, denn die ältlichen Damen, die sich nach dem verliebten Rendezvous auf den Blocksberg sehnen, beginnen schon in hohem Grade aufgeregt zu werden. Die Frauen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins in der Alservorstadt mußte bereits, wie wir aus dem jüngsten, von der Centralleitung herausgegebenen Berichte entnehmen, wegen der Keifereien mehrerer, bis auf die Tournüre und ähnliche Toilette-Gegenstände „unverfälschter deutscher" Theilnehmerinnen, die einander in die Chignons zu fahren und so das Eigenthum dritter Personen zu beschädigen drohten, aufgelöst werden. Einige dieser neckischen weiblichen Kobolde des neunten Bezirkes haben um ihre Aufnahme in die Frauen-Ortsgruppe der Vorstadt Wieden angesucht, um dort ihre tumultuarischen Sabbathe fortzusetzen, und werden nächstens ihren Umzug aus dem neunten in den vierten Bezirk vielleicht mittelst Besen bewerkstelligen, eines Transportmittels, das vor der, leider auch den Jüdinnen zugänglichen, Tramway gewiß den Vorzug verdient. Selbst in der lieblichen Hauptstadt der grünen Steiermark sollte, den Zeitungsberichten zufolge, ein höchst bedenklicher Fall antisemitischer Wuthkrankheit vorgekommen sein. Man konnte sich, da diese sonst so reich gesegnete Provinz

Digitized by Google

nach der letzten Volkszählung mit nicht mehr als 1782 Juden bedacht erscheint, den sonderbaren Vorfall nur durch die Annahme erklären, daß frivole Antisemiten das Gerücht verbreitet hätten, sämmtliche Juden in Oesterreich würden unter Anerkennung ihrer langjährigen und unermüdlichen Wirksamkeit pensionirt werden, so daß Graz, der Stadt der Pensionisten, die Gefahr drohte, der Verjudung rettungslos anheimzufallen. Doch beruhte die Nachricht von einer antisemitischen Kundgebung des Landeshauptmannes von Steiermark auf einem Mißverständnisse.

Glücklicherweise ist unser Vaterland bisher von einer andern Krankheit verschont geblieben, der Cholera, die in Italien unter beängstigenden Umständen auftritt. Doch die Cholera ist ein unliebsames Thema, sie hat sich auch niemals Freunde zu machen gewußt, denn sie schließt sich keiner Partei an, hat kein Programm und gehört zu den „Wilden". Wenn sie wenigstens gemäßigt liberal wäre und zum Schrecken aller Feinde der guten Sache als Viehseuche aufträte!

Auch auf das Abgeordnetenhaus hat der beginnende Frühling seine zauberische Wirkung geübt, und die raschere Blutcirculation äußerte sich während der Budget-Debatte in einer wirklich verschwenderischen Mannigfaltigkeit von Beleidigungen. Aber so wie es Kranke gibt, die nur jenem Arzte ihr Zutrauen schenken, dessen Unhöflichkeit allgemein anerkannt ist, so glauben auch Viele, den Abgeordneten, der für das Interesse des Volkes eintrete, erkenne man vor Allem an der Grobheit, über die er verfügt, und sie sind mißtrauisch gegen

Digitized by Google

die höflichen Umgangsformen, die bald nur mehr bei dem Drillen von Recruten ihre Berechtigung haben werden. Der czechische Abgeordnete Dr. Gregr namentlich war so heftig in seinen Angriffen auf die Deutschen Böhmens, als wenn er bereits den weißen Krönungsschimmel vom Hradschin herunterwiehern gehört hätte. Im Rechte schien er uns nur zu sein, als er seinem Unmuthe darüber Luft machte, daß die Bewohner des deutschen Theiles von Böhmen vor der Erlernung des Czechischen zurückschrecken, und die Vortheile dieses Studiums anpries. Denn es läßt sich nicht begreifen, warum die Deutschen nicht bestrebt sind, sich in ihrer gedrückten Stimmung durch die Conjugation czechischer Zeitwörter ein bischen zu erheitern, und eine Sprache sich anzueignen verschmähen, deren praktischer Werth für Jeden, der die Sommerfrische in Czaslau zu genießen vorhat, nicht geleugnet werden kann.

Bei der Berserkerwuth, die im Hause herrschte, konnte es Niemanden Wunder nehmen, daß die unglückliche Vorlage über den Landsturm „durchgepeitscht" wurde. Hoffentlich werden aber die aufgeregten Abgeordneten, die jetzt nach Hause geschickt wurden, sich im Schoße ihrer Familie wieder besänftigen. Und möchten doch auch die Abgeordneten der äußersten Linken, die über die Garantie Oesterreichs für die egyptische Staatsschuld sprachen, die Gemüthsruhe finden, um sich wenigstens mit den bekanntesten Ereignissen der Gegenwart ein wenig vertraut zu machen, denn die Unkenntniß, die sie in Betreff Egyptens an den Tag legten, war wirklich pyramidal!

Digitized by Google

Verfrühte Hundstage. — Seelische Unfallsversicherung. — Allmutter Germania. — Vortheile eines auf Engagement abzielenden Ministergastspieles.

30. Mai 1886.

Nach der Bärenkälte in der ersten Hälfte des Wonnemonats, die uns statt duftiger Fliederbüsche ein üppiges Aufblühen der Flanell-Industrie zu versprechen schien, sind wir in der zweiten Hälfte des Mai von einer so tropischen Hitze heimgesucht worden, daß die Astronomen bereits der Vermuthung Raum gaben, die Sonne habe in ihrer immer zunehmenden Zerstreutheit den Aequator mit der Mariahilfer Linie verwechselt.

Man darf wohl unter derartigen Verhältnissen mit großer Spannung dem Sommer entgegensehen, denn um hinter einem solchen heißen Frühling nicht zurückzustehen, bleibt ihm nichts übrig, als einige Krokodile im Communalbade gastiren und die Kinder der sommerlichen Generation als Mohren auf die Welt kommen zu lassen.

Die Hunde haben auch früher als sonst ihre schöne Besonnenheit verloren und sind bereits in mehreren der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder wüthend geworden; ja, die Prager „Politik" hat gar nach dem Ritter v. Schmerling geschnappt, und obwohl

Digitized by Google

es nach einem solchen Anfalle vielleicht vorsichtig gewesen wäre, ihn von dem Dr. Pasteur in Paris untersuchen zu lassen, den verrückten Wunsch ausgesprochen, derselbe möge in Disciplinar-Untersuchung gezogen werden. Auch das Abgeordnetenhaus wurde durch einen Hund beunruhigt, und die erregte Debatte, zu der er Anlaß gab, war eine hohe Auszeichnung, die er, wie so Viele, nur seiner Schnauze verdankte, denn das Gericht hatte die Auslieferung eines Abgeordneten verlangt, dessen Hund ohne Maulkorb herumgelaufen war.

Doch hat sich das Parlament auch mit dem traurigen Loose der Arbeiter, obzwar denselben längst ein Maulkorb umgehängt ist, beschäftigt. Unsere Regierung, die es ja überhaupt liebt, die Abschnitzel der Bismarck'schen Politik aufzulesen, hat auch den Versuch gemacht, aus den Spänen, die dem Hobel dieses Staatsmannes entfallen sind, ihr neues sociales Nothgebäude aufzuführen. Das Unfallversicherungs-Gesetz hat daher gar keine Rücksicht darauf genommen, daß Oesterreich ein Agriculturstaat und die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter in der Landwirthschaft beschäftigt ist, und daß daher nicht nur der Acker und das Vieh, sondern auch der Arbeiter, der jenen bestellt und dieses hütet, gegen Unfälle versichert sein sollte. Die Grundbesitzer auf der Rechten haben jedoch die Ausdehnung der Unfallversicherung auf die landwirthschaftlichen Arbeiter erfolgreich abgewehrt, denn sie begnügen sich damit, die bäuerliche Seele gegen Unfälle zu versichern und bei jeder Gelegenheit auf die bedauerlichen Folgen, die ein guter Schulunterricht auf diese haben könnte, hinzuweisen, ein

Digitized by Google

Versicherungs-Modus, der auch den Vorzug hat, ihnen nicht die geringsten Kosten zu verursachen.

Es war durchaus nicht, wie Viele behauptet haben, auffallend, daß die Antisemiten während der Debatte über diese wichtige und schwierige Frage sich in ein tiefes Schweigen hüllten, denn Jeder spricht, wie er es versteht. Nur ein Abgeordneter aus Deutschböhmen, der zu den Aposteln des „unverfälschten" Deutschthums in sehr nahen Beziehungen stehen soll, benützte diese Debatte, um in übrigens sehr warmer Weise auch die nationale Sache zur Sprache zu bringen. Da er seine Rede mit den Worten schloß, daß „das Haus der Allmutter Germania" ihren Söhnen stets offen stehe, halten wir es nicht für überflüssig, der verehrten Allmutter zu empfehlen, vor ihren unverfälschten Söhnen ein wenig auf der Hut zu sein, da es unter diesen solche geben soll, die ihre Mutter nicht sehr zimperlich behandeln, so daß die gute Allmutter Germania schließlich Gefahr liefe, aus ihrem Hause nach bekannten Mustern delogirt zu werden.*)

Aus der Körperschaft, der die Beaufsichtigung unserer Staatsschulden obliegt, sind zwei verdienstvolle Mitglieder, die Barone Doblhoff und Königswarter, ausgeschieden.

Der Finanzminister war nämlich der Ansicht, daß unsere Staatsschulden nicht mehr so klein seien, um noch immer einer Aufsicht zu bedürfen, und er hat sich daher

*) Anspielung auf einen für einige Zeit von Staatswegen in Ruhestand versetzt gewesenen Antisemitenhäuptling und Deutschnationalen.

Digitized by Google

über die Zudringlichkeit der Commission, die einige von ihm creirte Schulden etwas abfällig beurtheilte, bitter beklagt. Die Mehrheit der Commissions-Mitglieder widerrief daher ihr tadelndes Urtheil und behauptete, daß sie der Schriftführer aus Altersschwäche mißverstanden habe, — gewiß ein glänzendes Zeugniß für die wunderbare Elasticität dieser ledernen Herren.

Ich will schließlich, obwohl ein Minister bei uns zu den vorübergehenden Erscheinungen gehört, die nichts bedeuten, nicht unerwähnt lassen, daß wir stündlich der Ernennung eines neuen Handelsministers entgegen zu sehen haben.

Wenn man bedenkt, daß erst vor Kurzem Baron Pino über die Klinge oder richtiger über das Staatsruder springen mußte, und daß nunmehr sein Nachfolger sich ebenfalls sprungbereit hält, so würde es sich vielleicht empfehlen, auch Minister in derselben Weise, wie dies schon jetzt bei jugendlichen Liebhabern und Coloratur-Sängerinnen zu geschehen pflegt, vorsichtshalber zuerst gastiren zu lassen, bevor man sich zu einem fixen Engagement derselben entschließt. Die Zeitungen hätten dann auch nicht nöthig, einem gastirenden Minister einen ganzen Leitartikel zu widmen, sondern sie würden sich begnügen, denselben mit einer kurzen kritischen Notiz abzufertigen, wie etwa: Baron W., der gestern zum erstenmale als Handelsminister auftrat, wußte mit seinem Gesetzentwurfe die Zuhörer nicht zu erwärmen. Die Gewandtheit, mit welcher er die an ihn gerichtete Interpellation nächstens zu beantworten versprach, verrieth wohl eine gute Schule, doch scheint uns die Begabung

Digitized by Google

des Gastes, welcher bisher Statthaltereirollen in der Provinz mit großem Beifalle gespielt, für das Rollenfach erster Minister nicht auszureichen.

So würden die Zeitungen Raum, der Staat Geld und die Minister sich eine Blamage ersparen.

Digitized by Google

Die Königstragödie im Hause Wittelsbach und das Kunstwerk der Zukunft.

13. Juni 1886.

Die entsetzliche, wenn auch längst vorhergesehene Katastrophe, die über den unglücklichen König von Bayern hereingebrochen ist, hat überall das tiefste Mitgefühl hervorgerufen und selbst in unserem Vaterlande, in dem die Verrücktheiten einander so jagen, daß sie uns vollauf zu beschäftigen vermöchten, das Interesse fast ausschließlich in Anspruch genommen. Der Romantiker auf dem Throne der Wittelsbacher hat dem simpeln gesunden Menschenverstande weichen müssen; der „Großmächtigste", wie er noch zuletzt in der Proclamation des Thronverwesers genannt wurde, ist, ach! nicht einmal seiner Sinne mehr so mächtig wie der unterste seiner Unterthanen; der schwärmerischeste aller Anhänger Richard Wagner's, dessen Wähnen niemals Frieden fand, muß sein Wahnfried in dem traurigen Irrenhause suchen.

Ich habe diesen so edel veranlagten Monarchen, dessen Kopf jetzt zu schwach geworden ist, um auch nur eine leichte Krone tragen zu können, in meinem Leben zweimal gesehen: im Sommer des Jahres 1869 in München bei der Generalprobe von Richard Wagner's „Rheingold" und zwölf Jahre später in Brunnen am

Digitized by Google

Vierwaldstätter See auf dem Dampfer, den er gemiethet hatte, um des Nachts ungesehen von Menschen und ohne diese sehen zu müssen, einsame Wasserfahrten zu unternehmen. Mir war es, als hörte ich auch in dieser Sommernacht die Nixen des Vierwaldstätter Sees lachen, wie damals die Rheinnixen, als der schlanke königliche Jüngling aus seiner Loge ihrem Gesange, in schwärmerische Träumerei versunken, lauschte. Aber das Lachen der Schweizer Wasserjungfrauen klang so schneidend, so republikanisch schadenfroh, vielleicht nur deßhalb, weil der schlanke Jüngling ein dicker Mann geworden war und der Contrast zwischen einem kolossalen Leibe und mondsüchtiger Romantik so leicht eine unverschämte Heiterkeit herausfordert. An den Ufern des Vierwaldstätter Sees, in Triebschen, hatte ja auch der Meister gehaust, als er im Jahre 1865 gezwungen worden war, München zu verlassen. Hier hatte ihn der König insgeheim besucht, und nun suchte er die Erinnerungen an jene schöne Zeit, in welcher der Dichtercomponist den „Ring des Nibelungen" fertig schmiedete und die Invaliden der Walhalla zwang, auf ihre alten Tage noch zu singen, wieder wachzurufen. Das bayerische Volk hatte damals, im Jahre 1865, den unheilvollen Einfluß Wagner's auf den König ahnend, die Entfernung des excentrischen Mannes aus der Umgebung des Monarchen gefordert; es wollte nicht, daß der junge König in dem Capua der nervenzerrüttenden Zukunftsmusik erschlaffe, und daß die Oper auf den Enkel ebenso verderblich wirke, wie das Ballet auf den Großvater. Allerdings liefen damals auch Gerüchte von komischester Abenteuerlichkeit in München um, und die

Digitized by Google

Furcht vor der Verschwendungssucht des genialen Musikers gebar die merkwürdigsten Uebertreibungen. Man ängstigte sich, daß es mit den geregelten bayerischen Finanzen bald vorüber sein und der Credit des Landes leiden werde, da Niemand einem Staate Geld borgen würde, der einen Richard Wagner ernähren müsse und in dem die Schulden des Letzteren Staatsschulden seien; man munkelte, daß die Staatseinnahmen des letzten Jahres auf Atlashöschen und Schlafröcke verbraucht worden seien, und behauptete, daß sich die Auswanderung aus Bayern seit der Aufführung von „Tristan und Isolde" ins Maßlose gesteigert habe. Aber so viel ist doch gewiß, daß die Freundschaft mit Richard Wagner keineswegs eine Sinecure war, daß diese Jedermann, der sich ihr leichtsinnig hingab, vollauf in Anspruch nahm, und daß zu besorgen stand, es würden auch den König, der schon den Reiz des trauten „Du" im Verkehr mit dem Freunde gekostet hatte, die Sorgen um die unendliche Melodie bald mehr beschäftigen, als die anderen Regierungssorgen. Man verlangte, daß der jugendlich so hochbegabte Monarch alle Kräfte zusammenraffe, das Staatsschiff zu steuern, und nicht, wie er es zu thun liebte, als Lohengrin in silberner Rüstung einen Nachen mit einem vorgespannten Schwane durch die künstlich aufgeregten und mit Kupfervitriol blau gefärbten Wogen eines Wassertümpels lenke, den er sich unter dem Dache des königlichen Schlosses in München zur eifrigeren Pflege dieses romantischen Rudersports hatte anlegen lassen. Noch nie vorher hat aber ein Schwan in einem königlichen Schlosse eine solche Verwirrung hervorgerufen, mit Ausnahme vielleicht des-

Digitized by Google

jenigen, der die schöne Leda bethörte und so den spartanischen König Tyndareus zum Schwanrei machte. Denn die poetische Kupfervitriol-Lösung des Schwanenbassins drang durch die prosaische Zimmerdecke und verwüstete die prächtigen Gemächer des Münchener Schlosses. Der König nahm es sich sehr zu Herzen, daß seine Schwärmerei für den Dichter-Componisten, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte, von dem Volke nicht getheilt wurde, und daß dieses den Abschied des Doppelfürsten der Musik und Poesie von München jubelnd begrüßte. Man darf aber, um kein strenges Urtheil über die Bevölkerung zu fällen, nicht vergessen, daß zu jener Zeit nur die bevorzugteren Naturen den hohen, dauernden Werth der Zukunftsmusik und unendlichen Melodie zu würdigen vermochten, und daß kein Einziger in dem größten Componisten auch den größten Dichter aller Zeiten erkannte, wie dies jetzt selbst den Beschränktesten klar ist. Die buckligen Verse dieser Operndichtungen, deren Liebreiz durch eine reiche Sprachschnitzer-Ornamentik noch bedeutend gehoben wird, die herbe Entsagung, die in dem keuschen Vermeiden aller Geschlechtswörter sich verräth, das neckische Gesellschaftsspiel der Hauptwörter in diesen Musikdramen, die einander fortwährend von ihrem Platze zu verdrängen suchen, und die Fürwörter, die bei Wagner Allerweltsfreunde sind, wahre Kalfakter, die es mit keinem der anwesenden Wörter verderben wollen und sich daher auf alle beziehen, — dieser ganze Zauber übte ja seine Wirkung erst allmälig und war zu tiefsinnig, um die Herzen der Leser und Hörer sofort im Sturme zu erobern, und erst heute vermögen wir es, uns diesem ganzen

Digitized by Google

wonnigen Sprachdusel innig und voll hinzugeben und die verlangten Opfer des Intellects freudig darzubringen.

Der König mußte auch noch den Schmerz erleben, daß die Stadt München ihm einen Bauplatz auf der Höhe am rechten Ufer der Isar für die Errichtung eines großen Opernhauses nach den Angaben Wagner's verweigerte, — einen Bau, der als Zwing-Uri der Zukunftsmusik weithin sichtbar hätte sein sollen. Er hat jedoch seither noch weit größere Bauten aufgeführt, deren Kostspieligkeit ihn vielleicht über das Scheitern jenes Planes getröstet hat. Wer mit unserer Westbahn nach München reist, der sieht aus dem Chiemsee ein riesiges unvollendetes Schloß aufsteigen, eine steinerne Sphinx, die jedem Vorüberfahrenden das Räthsel aufzulösen gibt, wozu sie eigentlich da sei, obwohl sie Millionen verschlungen habe, — ein Räthsel, das der Passagier-Oedipus schon lange vor dem Eintritte der gegenwärtigen Katastrophe auflöste, indem er mit der Hand auf die Stirne deutete.

Digitized by Google

Rücksichtsvoll unterdrückter Reisebrief. — Ludwig XIV. in den bayerischen Alpen. — Die Cholera, keine Erfindung der Juden und Liberalen. — Die militärfreundliche Börse.

26. September 1886.

Ich habe in diesem Sommer den Lesern nichts von meinen Reisen erzählt, aber da nach den Berechnungen der Statistiker jährlich mehr als drei Milliarden Briefe geschrieben werden, kommt es auf ein paar Reisebriefe mehr oder weniger auch nicht mehr an, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß man meine Versäumniß im Weltverkehre nicht besonders arg verspürt haben werde. Ich habe übrigens heuer keine neuen Gegenden besucht, sondern nur solche, die ich schon wiederholt beschrieben habe, das österreichische und bayerische Gebirge. Es ist dort alles ziemlich unverändert geblieben: das Speisezimmer in den Gasthöfen ist noch immer der Tempel des ewig Kälbernen, und der Wein schmeckt an den meisten Orten nach wie vor wie der sauerste Essig, so daß man ihn stets mit der Besorgniß trinkt, für sein ganzes Leben lang „marinirt" zu werden. Die norddeutschen Gäste, welche die Mehrheit der Besucher bilden, namentlich in Tirol, erfreuen sich ihres alten ugolinesken Appetits, so daß die Table d'hôte ein wahres Essen „omnium contra omnes" ist. In hohem Grade beru-

Digitized by Google

higend ist es jedoch, daß die Zahl der hübschen Mädchen nicht abgenommen hat; nur ist leider der Weg zu diesen Engeln, wie seit jeher, mit höllischen Schwiegermüttern gepflastert.

Ueber die Tiroler neuerdings zu schreiben, habe ich schon deshalb unterlassen, weil Einem ein solches Unterfangen von den meisten Eingeborenen, den Clericalen nämlich, sehr übelgenommen wird. Wer immer diesen Versuch unternommen hat, mußte sich sagen lassen, daß er das tirolische Volk nicht kenne und verstehe, so daß man glauben sollte, die Einwohner gingen wie die türkischen Frauen vermummt umher und man könne ihr so beliebtes Kosewort „Soakrischer Schwanz!" nur mit Zuhilfenahme eines tatarischen Wörterbuches enträthseln. Und doch muß man es sich jetzt sogar in Camerun gefallen lassen, daß darüber sehr viel geschrieben wird, eine Gegend, die vielleicht nicht so viele Schwarze hat wie Tirol, sich aber, was die Schwierigkeiten für den Beschreiber betrifft, mit dem Lande der Glaubenseinheit wohl zu messen vermag. Wenn aber die Fremden nach der Ansicht der clericalen Presse über Tirol nicht zu schreiben verstehen, so sollte doch diese selbst es unternehmen, die Kenntniß von Land und Leuten zu vermitteln. Leider aber beschränkt sie sich darauf, immer wieder die freudige Kunde zu verbreiten, daß die Tiroler — was gewiß sehr rühmlich, aber doch schon zu bekannt ist — „für Gott, Kaiser und Vaterland" kämpfen und daß man in den tirolischen Wirthshäusern noch von Kellnerinnen bedient werde, wobei der Patriot nur der Hoffnung Raum geben kann, daß die Ersteren vorkommenden-

Digitized by Google

falls sich eines rascheren Tempo's befleißigen werden, als den Letzteren eigenthümlich zu sein scheint.

Daß aber mit der Zunahme des Verkehrs auch die frühere Sitteneinfalt der Kellnerinnen, die sonst den Menschen nur nach seinen Waden beurtheilen, zu schwinden beginne, erfuhr ich auf der Fahrt nach dem Chiemsee, den ich, verleitet durch das Beispiel der Hunderttausende, die im heurigen Sommer hinpilgerten, besuchte, um die so sybaritisch ausgestattete Einsiedelei des verstorbenen Königs gegen Erlag der ebenfalls sehr üppigen Taxe von drei Mark zu besichtigen. Denn ich hörte, wie die Hebe in einer Wirthschaft, deren Dienste von einem Gaste mit einer zu kleinen Münze entlohnt worden waren, murmelte: „So eine Schmutzerei!" Da der Fremde lächelte, so hatte er entweder jenen Ausruf nicht vernommen, oder er war erfreut darüber, für ein so rasch vergängliches Geldstück eine ewige Wahrheit eingetauscht zu haben.

Die Copie von Versailles mitten in der erhabenen Alpennatur macht den Eindruck des Grotesken. Wenn man in den glänzenden, mit Gold und Stickereien überladenen Prachträumen weilt, in denen die Thaten und Thätchen Ludwig's XIV. und XV. glorificirt werden, und man sieht dann durch die Fenster die hohen tirolischen Berge hineinschauen, dann glaubt man, diese seien gar keine wirklichen Tiroler, sondern nur Salontiroler, und sie trügen vielleicht auch auf ihren kahlen Häuptern gepuderte Allongeperrücken, wenn sie bei dem petit Lever der Sonne erschienen, wie die Höflinge, die sich um das Bett des Roi Soleil versammelten, wenn er aus diesem

Digitized by Google

majestätisch — aufging. Man wird durch die fast pedantische Ausführung einer sinnlosen Laune verstimmt. Der Baustil widerspricht der Landschaft, die Verherrlichung des Verwüsters der Pfalz und Räubers des Elsaß beleidigt das Gefühl des Volkes. Man sieht einen der prunkvollsten Festsäle, die der König nur zu seinen einsamen Zimmerpromenaden benützte, man zeigt die Räume für „die Gemächer der Königin", die dem Monarchen, der den Gedanken an eine Ehe längst aufgegeben hatte, nur zu dem nämlichen Zwecke dienen konnten. Man betritt ein Arbeitszimmer, in dem für alle möglichen Zerstreuungen gesorgt ist, und ein goldstrotzendes Schlafzimmer, in dem gewiß Niemand zu schlafen vermöchte. Nur das mit üppigen Malereien ausgestattete Badezimmer entspricht seinem Zwecke; aber auch hier, wo selbst ein König nur in hilfloser Nacktheit erscheint, träumte der unglückliche Wittelsbacher dem französischen Despoten den Paradetraum nach: L'état c'est moi! — das Landl bin Ich!

Es ist eigentlich nur eine kindische Neugierde, die durch die Besichtigung dieser Gemächer befriedigt wird, und es sollte daher für deren Besucher, umgekehrt wie bei den Theatern, die Bestimmung gelten: Erwachsene zahlen die Hälfte.

Ich besuchte auch Salzburg und wäre in dieser herrlichen Stadt, die sich in jedem Jahre mit neuen Reizen schmückt, wohl länger geblieben, — allein der Mensch ist vom Staube und muß zurückkehren zum Staube, und so fuhr ich denn mit dem Eilzuge nach meiner geliebten Vaterstadt. Hier regte sich noch gar

Digitized by Google

kein politisches Leben, es gab nicht einmal ein neues „Programm", das der Cholera ausgenommen, das allerdings ebenfalls ganz überflüssig ist. Denn was soll uns das große Sterben, die wir ohnehin nur zu raschlebig sind, die wir so schnell leben, daß man, nachdem die japanische Operette „Der Mikado" im Carl-Theater erst die fünfundzwanzigste Vorstellung erlebt hat, schon wieder fragt: „Was gibt es Neues?" Es ist nur überraschend, daß sich die Politiker der Cholera nicht zu Parteizwecken bedient haben; die Antisemiten haben, wenigstens vorläufig, noch nicht gegen die Juden die Beschuldigung erhoben, daß unter ihnen die stärksten Zwetschkenesser zu finden sind, und man hört auch nicht, daß im Reichsrathe der Antrag auf weitere Einschränkung der Preßfreiheit eingebracht werden solle, damit die Liberalen nicht etwa den Versuch machen, zur Cholera aufzureizen.

Die Cholera hat jedoch, wahrscheinlich in Folge der fortwährenden Verbesserungen der Hinterlader, die jetzt schon ein überraschend befriedigendes Erträgniß an Todten und Verwundeten liefern, viel von dem Schrecken verloren, den sie ehemals einjagte. Nicht einmal die Börse wird durch sie mehr geängstigt, so daß Klio bisher nicht in die Lage kam, eine Panique mit ehernem Griffel in dem Curszettel zu verzeichnen. Es scheint beinahe, daß die Börse überhaupt entschlossen ist, sich nicht mehr zu fürchten, ja, daß sie sogar militärischen Neigungen in hervorragender Weise zu fröhnen beginnt, denn wir lasen in der heutigen Zeitung, daß die Actien der Waffenfabrik sehr „beliebt" waren, und wie uns

Digitized by Google

der Telegraph zu Anfang der Woche mittheilte, ist die Pariser Börse noch weiter gegangen und hat sogar die letzte Militär-Revolte in Madrid angestiftet. Da also die Börse, wie ihre Vorliebe für die Actien der Waffenfabrik verräth, die alte Warnung erfahrener Ziviliſten, daß man nicht mit Schießgewehren spielen solle, verachtet und selbst kleine lucrative Putsche in Scene setzt, so steht zu befürchten, daß die bisher so friedlichen Umgangsformen der Börsenbesucher durch deren fortwährenden Umgang mit den Waffen einen mehr kriegerischen Charakter annehmen werden. Es mag dann in nicht allzu ferner Zeit dahin kommen, daß der in unserer Armee übliche Gruß: „Tschau, grüß' dich!" sich als Börsen-Usance einbürgern wird, und möglicherweise wird durch die „Berittenmachung" der Hauptleute, der wir die andauerndsten parlamentarischen Debatten verdanken, die Börse dazu angeregt werden, den „Galopin", der ungeachtet seines cavalleristischen Titels zu beschwerlichen Fußmärschen gezwungen ist, des aufreibenden Infanteriedienstes zu entheben und ihn in einen berittenen Sensal-Adjutanten umzuwandeln.

Digitized by Google

Schnupfen im Burgtheater. — Die Poſelariſirung der Literaturgeſchichte. — Traurige Zeiten.

17. October 1886.

Die Sommerfreude iſt vorüber, die ungebraten gebliebenen Sänger der Lüfte jubiliren nicht mehr in den Büſchen, und nur die warme Sonne ſcheint noch manchmal durch das gelbe Laub der Wälder und Gärten. Der Herbſt iſt gekommen, und ſchon mahnt uns die Kunde von den neuen Stücken, die an allen Theatern vorbereitet werden, daß der lange Winterſchlaf bald beginnen werde. Auch auf der Burgtheater-Klinik hat die Saiſon ſchon begonnen, denn die jugendlichen Liebhaber daſelbſt ſind bereits der Reihe nach heiſer geworden. Den Anfang machte Herr Robert, ihm folgte Herr v. Sonnenthal, und nunmehr hat es ſich auch Herr Devrient nicht nehmen laſſen, unpäßlich zu werden. Früher holten ſich die heiratsfähigen Mädchen ihre Bräutigams-Ideale von der Bühne des Hoftheaters und glaubten nur mit einem ins Alltagsleben übergegangenen Robert den Bund fürs Leben ſchließen zu können. Die jungen Damen der Gegenwart aber werden ſich wohl hüten, von ihren Bräutigamen eine Aehnlichkeit mit den Hofſchauſpielern zu verlangen. Sie liefen ja ſonſt Gefahr, daß der Auserwählte, wenn er einmal zu laut

Digitized by Google

riefe: „Nur einen Kuß noch, Genovefa!“ nicht etwa von der wachſamen Mutter gehört, ſondern von einer langwierigen Heiſerkeit befallen werden könnte, die den Unvorſichtigen zwänge, vierzehn Tage das Bett zu hüten und ſchweißtreibende Arzneien zu ſich zu nehmen.

Wir ſind leider noch immer nicht ſo praktiſche Menſchen wie die Engländer, die, wenn ſich die herbſtliche Natur in ihren ſchweren Nebelplaid hüllt, ein Paar waſſerdichter Stiefel anziehen, einen Regenſchirm mit feſtem Stocke nehmen, ſich mit der nothwendigſten Leibwäſche verſehen und dann aufhenken. Wir ſuchen uns noch immer mit Palliativmitteln zu behelfen und gehen mit einer ſolchen Henkerſtimmung ins Theater, und das iſt vielleicht der Grund, weßhalb die Stücke, mit denen die Herbſtſaiſon eröffnet wird, den Zuſchauer ſo ſchwer aufzuheitern vermögen und durchfallen. Im Operntheater iſt die neue Oper „Marfa“ von dem Publicum dankend abgelehnt worden, die ein Seitenſtück zum „Poſtillon von Longjumeau“ iſt, nur daß ihr Held nicht die Peitſche ſchwingt, ſondern als Leibeigener ſelbſt zu koſten bekommt; im Theater an der Wien iſt die Operette „Der Vice-Admiral“ über Bord geworfen worden, und „Maria und Magdalena“ von Paul Lindau, das einſt im Stadttheater ſo großen Beifall fand, hat im Burgtheater nur einen trübſeligen Achtungserfolg zu erringen vermocht: man rief den abweſenden Dichter, der anweſende Regiſſeur erſchien, und das Stück verſchwand vom Repertoire.

Die Feinde des Directors Wilbrandt — und er hat in Folge ſeiner großen Sanftmuth ſehr viele —

Digitized by Google

jubeln bei jedem Mißerfolge einer Première und verkünden überall triumphirend, daß dessen Stellung erschüttert sei. Wir glauben jedoch umsoweniger an solche Gerüchte, da als zukünftiger Lenker der Thespis-Droschke ein wiederholt ausgezeichneter, aber noch immer nicht ausgezeichneter Dichter genannt wird, Herr v. Weilen, der bisher zum Burgtheater nur in entfernten Beziehungen stand, indem jedes seiner Stücke, nachdem der Versuch gemacht worden war, es aufzuführen, schleunigst aus dem Repertoire entfernt werden mußte. Allerdings ist ein solcher Fall schon seit Jahren nicht eingetreten, denn der Dichter umarmt schon lange nicht mehr die dramatische Muse; aber wer erinnert sich nicht der traurigen vergangenen Tage, da jedesmal um die Zeit von Mariä Geburt die Nachricht von einem neuen Trauerspiele Weilen's in den Zeitungen zu finden war, und sobald dann die klugen Schwalben sich auf und davon machten, die Kunde von stattgefundenen Leseproben die friedlichen Bewohner unserer Stadt erschreckte?

Herr v. Weilen ist bekanntlich jetzt bei der Leitung des durch seinen hohen und geistvollen Protector berühmten Werkes: „Die österreichische Monarchie in Wort und Bild" betheiligt, und er hat es, ungeachtet der verhältnißmäßig kurzen Zeit des Erscheinens, schon sehr weit gebracht — bis zum Hofrath! Auch mit dem Inhalte des Werkes kann der Redacteur desselben sehr zufrieden sein, denn er wird in dem Abschnitte „Die deutsche Literatur in Wien und Niederösterreich" weit über den Dramatiker Mosenthal erhoben, eine Ansicht, die gewiß kein Sachverständiger theilen wird. Der Ge-

Digitized by Google

schichtschreiber der Literatur des Landes unter der Enns hat überhaupt, wie mir scheint, in seinem Wohlwollen für die bedauernswerthesten dichterischen Begabungen, dem literarischen Pofel eine zu weitgehende Berücksichtigung zu Theil werden lassen; doch zweifeln wir, ob die bisher dem deutschen Lesepublikum unbekannt gebliebenen niederösterreichischen Größen durch die Pofelarisirung der Literatur-Geschichte viel gewinnen werden, und sehr viele der genannten Celebritäten werden den ihnen verliehenen Lorbeer auf ihrem Haupte mit einem Sturmbande zu befestigen genöthigt sein, wenn ihnen derselbe nicht durch widrige Winde entführt werden soll.

Auch das politische Leben beginnt bereits sich mächtig zu regen; zwar hat in dem classischen Lande der Abwechslung, in Spanien, schon seit drei Wochen keine Revolution stattgefunden, dagegen haben die Spritzfahrten, die der General Kaulbars als russischer Don Quixote mit dem Sancho Panslavismus im Gefolge durch Bulgarien unternahm, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die politischen Ereignisse im Osten lassen uns leider keinen Zweifel darüber, daß wir wieder an dem Vorabende großer Ereignisse stehen, und der Steuerzahler drückt ängstlicher als je die Brieftasche an die opferwillige Brust, da er weiß, daß es keine kostspieligeren Abende gibt, als solche Vorabende. Er sieht daher ängstlich der bevorstehenden Eröffnung der Delegation entgegen, in welcher der Kriegsminister das neueste Repetirgewehr vorlegen, auf die vielen „schwarzen Punkte", denen ja jedes Militär-Budget sein ansehnliches Embonpoint verdankt, aufmerksam machen und mit Rücksicht

Digitized by Google

auf die drohende Weltlage jedem Patrioten das größte Mißtrauen ans Herz legen wird. Ach, der österreichische Staatsbürger befindet sich unausgesetzt in einem tragischen Conflict, dessen sich endlich einmal ein dramatischer Dichter erbarmen sollte; denn während ihm der Kriegsminister regelmäßig den genügenden Mangel an Mißtrauen vorwirft, erfüllt den Finanzminister immer wieder dessen gänzlicher Mangel an Vertrauen mit dem tiefsten Bedauern. Doch die Zeiten sind ohnehin so traurig, daß wir über so melancholische Erscheinungen der Gegenwart, wie es ein Kriegs- und ein Finanzminister sind, nicht länger mehr sprechen wollen.

Digitized by Google

Graf Beust.

(Nachruf.)

31. October 1886.

In dieser Woche ist auf seinem Schlosse Altenberg Graf Ferdinand Beust gestorben, der berühmteste österreichische Staatsmann der letzten zwanzig Jahre; ein Lob, das keine Schmeichelei ist in einer Zeit, die große Staatsmänner von ganz ungewöhnlicher Kleinheit hervorbringt.

Er wurde nach den bekannten Ereignissen des Jahres 1866, wie jetzt von den officiellen Federn die Schlacht von Königgrätz in versöhnlicher Weise genannt wird, Minister unserer auswärtigen Angelegenheiten, denn wir waren ihm für seine Hilfeleistung während des Krieges zu Dank verpflichtet, und er war für Sachsen unmöglich geworden, nachdem Bismarck dessen Rücktritt verlangt und mit ihm nicht in Unterhandlungen hatte treten wollen. Man weiß, mit welchem Jubel die Ernennung Beust's bei uns begrüßt wurde, und jede seiner Eigenschaften galt in jener Zeit als eine Tugend; er war in Sachsen reactionär, und man hoffte, daß dies für unsere Verhältnisse noch immer sehr liberal sei; er war Protestant, und die Feinde des Clerus erwarteten daher, daß er der Herrschaft desselben ein Ende machen werde; er war

Digitized by Google

siebenundfünfzig Jahre alt, und dies schien ein vielversprechendes Alter zu sein, da er, wie die Einen hervorhoben, älter als der bisherige Minister, Graf Mensdorff, und, wie die Anderen rühmten, jünger als der frühere Minister Graf Rechberg sei, und endlich war er ein Sachse, ein Sohn des durch seine Fortschritte in der Strumpfwirkerei bekannten Landes, so daß vielleicht Mancher in seinem Busen die stille Hoffnung nährte, die Erzeugung von Strümpfen würde nunmehr auch bei uns einen großartigen Aufschwung nehmen.

Der fremde Staatsmann konnte selbstverständlich nicht alle überspannten Hoffnungen, die in ihn gesetzt wurden, erfüllen, aber es gelang ihm, die Ungarn, die den Schnurrbart nach dem Winde drehen und deren Ansprüche daher nach dem unglücklichen Kriege noch gewachsen waren, zu versöhnen; der Ausgleich kam zu Stande, und dem vielgeprüften Oesterreich, das sich wieder in den interessanten Umständen einer Neugestaltung befand, wurde von dem Storche Beust ein neuer Bruder ins Haus gebracht. Insbesondere war aber das freisinnige Oesterreich dem neuen Minister zu Dank verpflichtet, denn während wir uns früher mit der magersten Freiheitsbrühe hatten begnügen müssen, auf der immer nur „das Auge der Regierung" schwamm, wurden wir nunmehr mit einer ziemlich reichen Speisekarte politischer Freiheiten überrascht, und wir konnten sogar, wenn wir wollten, ein ganzes verantwortliches Ministerium verzehren. Freilich waren die Freiheiten, die auf der Karte standen, nicht immer zu haben, wenn man sie verlangte, man vertröstete uns auf die nächste Zukunft, und es

Digitized by Google

ging manchmal in unserm Staate zu, wie in manchem unserer Gasthäuser.

Kellner, ein Glas Bier!

Ich bitte, gleich.

Kellner, ich warte schon eine Stunde auf einen Lungenbraten!

Ich bitte, gleich.

So kam es, daß der höfliche und zuvorkommende Minister regelmäßig in seinen Reden den Mangel an Vertrauen mit tiefer Rührung als eine den Oesterreichern eigenthümliche Krankheit beklagte, die jedoch glücklicherweise das neue Wehrgesetz, obwohl es dem Freiherrn v. Beust seine Entstehung verdankte, nicht unter jenen Gebrechen aufzählte, die vom Militärdienste befreien. Doch nahm sich der gewandte Diplomat, der den Haß eines Bismarck ertragen gelernt hatte, die kleinen Anfeindungen nicht sehr zu Herzen, die ihm ja leider, so lange er im Staatsdienste thätig war, nicht erspart blieben.

Die Triumphe, die er in Ungarn gefeiert hatte, das ihn nach dem Ausgleiche als eine Art Vicegespan der Vorsehung verehrte, verführten ihn dazu, das Ausgleichen als seine „Specialität" anzusehen, so daß es ihm verlockend erschien, sich mit den czechischen Staatsrechts-Hausirern, die er ehemals der „Landespreisgebung" beschuldigt hatte, in Unterhandlungen einzulassen; und wenig hätte gefehlt, so würde auch über Prag, vom Hradschin herunter, ein ewig heiterer Krönungsschimmel gewiehert haben. Dagegen lächelte ihm das Glück in der auswärtigen Politik; denn als er sich im Jahre 1870

Digitized by Google

beim Beginne des deutsch-französischen Krieges auf die Seite Frankreichs neigte, in der Hoffnung, daß ihm die gebratene „Revanche pour Pavie“ in den Mund fliegen würde, siegten die deutschen Truppen gleich anfangs mit solcher Raschheit, daß er Zeit gewann, den Fall reiflicher zu überschlafen, und dann als weitsichtiger Staatsmann neutral blieb. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er sich in demselben Jahre 1870 ein sehr großes Verdienst um unsern Staat durch die Kündigung des Concordats bei der päpstlichen Curie erworben hatte. Das ganze freisinnige Oesterreich jubelte ihm hiefür zu, und nur die heulenden Derwische der radicalen Presse erhoben ein Zetergeschrei, so daß es schien, als wenn nunmehr, nachdem der Ausgleich zwischen Dies- und Jenseits der Leitha endlich zu Stande gekommen war, sich weit bedenklichere Ausgleichsschwierigkeiten zwischen dem jämmerlichen Diesseits und dem besseren Jenseits erhoben hätten.

Aber leider sollte das Staatsruder, mit dem Graf Beust nicht nur die stürmischen Wogen zu theilen, sondern auch anmuthig herumzuplätschern verstand, dessen Händen bald entfallen, denn schon im folgenden Jahre erfolgte die Enthebung des Ministers von seinem Amte „aus Gesundheitsrücksichten“. Ich muß bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß sich unser Constitutionalismus in einer ganz eigenthümlichen, von den Staatsrechtslehrern noch nicht beachteten Weise entwickelt hat. Während nämlich in den gelobten Ländern des Constitutionalismus ein Minister gezwungen ist, sein Portefeuille niederzulegen, wenn seine Vorlagen vom Parlamente als verfehlt be-

Digitized by Google

zeichnet und Beschwerden dagegen erhoben werden, so wird hiedurch in Oesterreich die Stellung eines Ministers nicht im mindesten erschüttert. Dagegen aber darf sich bei uns, was wieder in den anderen constitutionellen Staaten als ganz gleichgiltig angesehen wird, ein Minister keinen Diätfehler zu Schulden kommen lassen, und er kann sich auch bei den geringsten Verdauungsbeschwerden nicht länger auf seinem Posten erhalten. Denn man wird immer finden, daß die österreichischen Minister aus Gesundheitsrücksichten entlassen werden, so daß wir also, was die Regierungsfähigkeit der Räthe der Krone betrifft, uns nicht auf den parlamentarischen, sondern auf den hygienischen Standpunkt stellen. Auch das Leiden, das den Grafen Beust zu demissioniren zwang, schien ganz unbedeutend zu sein, denn anstatt ihn nach Meran oder Karlsbad zu schicken, entsendete man ihn ins Herrenhaus, das ja bisher unter den Curorten keinen Ruf sich zu erwerben vermocht hat.

Von nun an widmete sich Graf Beust als Botschafter in London und später in Paris ganz der diplomatischen Geschäftigkeit und fand endlich das Vertrauen, das er bei den Oesterreichern so schwer vermißt hatte, bei den Pariserinnen. Erst im Jahre 1882 trat er in den Ruhestand und zog sich auf sein Schloß Altenberg zurück. Hier machte er lyrische Gedichte, von denen er auch mehrere veröffentlichte; aber Jene, die ihn persönlich kannten, lobten die Frische seines Geistes.

Digitized by Google

Das unheimliche Wien und das sybaritische Mödling. — Beunruhigende Nachrichten. — Der ultramontan gewordene Dichter Schaufert.

14. November 1886.

Es vergeht jetzt fast keine Woche ohne Raub, Einbruch, Halsabschneiden und die trostlosesten Dividenden-Schätzungen. Zu den vielen Aengsten, die das Leben des Großstädters ohnehin so abwechslungsreich gestalten, ist jetzt seit der Ermordung eines Buchdruckerei-Besitzers durch einen Vagabunden, dem Jener ein Almosen verweigert hatte, auch noch die Furcht vor gewaltthätigen Bettlern gekommen. Schon seit Langem wird darüber Klage geführt, daß die Straßen des Abends, wenn durch das Anzünden der Gaslaternen das Signal zum allgemeinen Einbrechen der Dunkelheit gegeben wird, von Bettlern überfluthet werden. Und da die besitzende Classe sich um diese Zeit bereits der Besprechung der wichtigsten Staatsangelegenheiten in den dem öffentlichen Wohle gewidmeten Bierhäusern der Residenz hingibt und von den hochbesteuerten Schichten der Gesellschaft nur mehr die Kastanienbrater im Freien zu finden sind, sieht der furchtsame Wanderer, der aus dem Burgtheater heimkehrt und durch die Betrachtung der jugendlichen Liebhaberinnen ohnehin während des ganzen Abends ge-

Digitized by Google

ängstigt wurde, in Jedem, der ihm begegnet, gleich einen Gewohnheits-Actionär der Karl-Ludwigbahn oder sonst ein durch regelmäßige Minder-Einnahmen herabgekommenes Individuum.

Mit noch größeren Besorgnissen aber müssen die schwachen Angehörigen des schönen Geschlechts, die sich vielleicht in Folge eines etwas umständlicheren Abschiednehmens von einer Freundin auf der Treppe um einige Stündchen verspätet haben, unter den gegenwärtigen Pitaval-Verhältnissen den Heimweg antreten. Es war ja leider schon bisher nichts Seltenes, daß junge oder wenigstens schlecht beleuchtete Damen von Zudringlichen auf der Straße belästigt wurden, die ihnen mit den zeitraubendsten Liebeswerbungen beschwerlich fielen. Nunmehr aber laufen unerfahrene weibliche Wesen auch noch Gefahr, wenn ihnen solch' unliebsame Passagestörungen begegnen und sie das verliebte Ungestüm ihres übermüthigen Begleiters durch die Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter, Sie Unverschämter!" sanft abzuwehren versuchen, diese mit geheuchelter Bestürzung die Flucht ergreifen, worauf die Verlassenen vor dem häuslichen Toilettespiegel angelangt, zu spät die traurige Entdeckung machen, daß ihnen ihr durch den täglichen Gebrauch lieb gewordener Chignon mitsammt dem echten silbernen Richtschwert darin entwendet worden sei. Nur mit Zagen nimmt der gedrückte Steuerzahler des Morgens sein Schmutzblättchen zur Hand, das sich über das Hinauswerfen dazu geeigneter Persönlichkeiten aus den Wirthshäusern stets wohl unterrichtet zeigte und ihm deshalb so lieb geworden ist, ihn jetzt aber nur mehr durch die umständliche Beschreibung

Digitized by Google

der henkens- und daher illustrationswürdigsten Verbrecher zu elektrisiren sucht. Und wenn er vor 10 Uhr Abends, beflügelten Schrittes, vom Glase Wein nach Hause eilt, muß er seinem Schöpfer danken, wenn er nicht selbst das Opfer eines bettlerischen Ueberfalles wird und so erst nach der Sperrstunde nach Hause kommt. Selbst in den Wagen der Straßenbahn fühlt er sich nicht mehr sicher, und in jedem neu einsteigenden Fahrgaste sieht er einen Bettler-Möros, „den Dolch im Gewande."

Wir müssen es daher mit freudiger Genugthuung begrüßen, daß die Unternehmung der Dampftramway Hietzing-Perchtoldsdorf in dieser Beziehung ihre ängstlichen Passagiere zu beruhigen sucht; denn in dem in ihrem Verlage erschienenen „Führer" auf jener Strecke wird nach einer schwungvollen Beschreibung der Station Mödling schließlich die beschwichtigende Mittheilung hinzugefügt: „Vorzügliche Gasbeleuchtung, die auch in mondhellen Nächten functionirt, reinliches Straßenpflaster, gut organisirte Polizei nebst einem wohleingerichteten Gemeindekotter vollenden den freundlichen Eindruck des Ganzen."

Also gib Dich zur Ruh', bewegt' Gemüth, das auf der Dampftramway nach Mödling fährt; fort mit den schwarzen Nachtgedanken, die Dich umdüstern, denn schon winken die Gaslaternen Mödlings, die mit den Strahlen der keuschen Luna um die Wette „functioniren", ein „reinliches Straßenpflaster" heilt alle Deine Wunden, eine „gut organisirte Polizei" wälzt den schweren Alp von der Brust des Mödlingfahrers, und bei dem „freundlichen Eindrucke", den ein „wohleingerichteter Gemeinde-

Digitized by Google

kotter" auf Jeden macht, der sich den Sinn für das Ideale zu retten gewußt hat, wird das Herz des zerrissenen Tramway-Passagiers mit neuen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Es ist allerdings fraglich, ob der Verwöhnte in diesem wohleingerichteten Gemeindekotter den Comfort anderer behaglicher Clublocalitäten finden wird, da der von der Dampftramway dem Fahrgaste mitgegebene Führer und liebenswürdige Reisebegleiter, unter uns gesagt, seine Anforderungen an die feineren Genüsse nicht besonders hoch zu spannen scheint.

Denn er theilt unmittelbar vor der Aufzählung der genannten Einrichtungen, die Mödling den Stempel der Vollendung aufdrücken, auch die Zerstreuungen mit, die in diesem sybaritischen Städtchen geboten werden, denen aber doch nur bescheidenere Lebenskünstler nachzujagen bestrebt sein dürften. Er berichtet nämlich: „An Unterhaltungsorten besitzt Mödling eine Mineralquelle mit Bade-Anstalt, Cursalon, Theater, Advocaten, Bureaux und zahnärztliche Ateliers." Es muß nach unserer, übrigens unmaßgeblichen, Ansicht schon ein sehr langweiliger, regnerischer Sonntag-Nachmittag sein, wenn man sich nicht mehr anders zu unterhalten weiß, als durch einen Advocaten etwa eine Scheidungsklage gegen seine Frau einbringen oder sich durch einen Zahnarzt einen alten bewährten Stockzahn ausreißen zu lassen.

Selbst die unwahrscheinlichsten Nachrichten finden daher jetzt allgemeinen Glauben, wenn sie nur recht unangenehm lauten, und daß am vorigen Sonntage von der sonst so umsichtigen Correspondenz Hiob verbreitete Gerücht, Kaiser Wilhelm sei gestorben, wurde überall

Digitized by Google

für wahr gehalten. Glücklicherweise fand dasselbe keine Bestätigung; ja, es stellte sich in dieser Woche heraus, daß der Kaiser von Deutschland nicht nur nicht gestorben, sondern daß im Gegentheile die Infantin Eulalia von Spanien von einem gesunden Knäblein entbunden worden sei. Vollkommen ungegründet waren auch einige Theaternachrichten, die von müßigen Schwätzern ausgestreut worden waren. So hieß es beispielsweise, daß im Theater an der Wien mehrere Operetten durchgefallen seien, während doch nur eine neue Operette daselbst mehreremale durchgefallen ist.

Dagegen gefällt das alte Preisluſtspiel des verstorbenen Schaufert, „Schach dem König", das wieder dem Repertoire des Burgtheaters einverleibt worden ist, noch immer. In unserer viel und geschwind dichtenden Zeit zuckt man zwar mitleidig die Achseln darüber, daß der Dichter nur das eine gute Lustspiel geschrieben hat, aber dieses ist jedenfalls weit lustiger und origineller, als die meisten anderen Lustspiele, die seither im Burgtheater aufgeführt wurden, und die mißlungenen Stücke Schaufert's sind auch nicht viel schlechter, als die gelungenen der Mehrheit seiner Nachfolger.

Hätte der pfälzische Beamte für die Zeitung geschrieben, wie dies die modernen Jungdramatiker thun, so würden vielleicht seine Stücke sowohl ihm als auch der nicht selten ebenfalls dichtenden Kritik besser gefallen haben. So aber nahm sich der Arme sein Geschick zu Herzen und sah seine Mißerfolge als Prüfungen der Vorsehung an. Nach dem Durchfallen seines zweiten Stückes begann er in sonderbarer Weise die Augen zu

Digitized by Google

verdrehen, und nach dem seines dritten wurde er ganz ultramontan. Man fing schon an, zu besorgen, er würde die Welt mit einigen neuen gelungenen Verschärfungen des Cölibats überraschen, allein er fand noch einen guten Lustspielschluß für sein Leben, denn anstatt ins Kloster zu gehen, heiratete er.

Digitized by Google

Neue Damenhüte und Repetirgewehre. — Sperrstunde für Opern.

28. November 1886.

Das war wieder die reine Rabbi-Akiba-Woche, es gab nichts Neues unter der Sonne, es war Alles schon da gewesen, bloße Wiederholungen, und selbst die neuesten Gewehre sind nur — Repetirgewehre. Mindestens fünfundzwanzigmal in der Minute einen Schuß sich wiederholen zu lassen, das hält auch der Zäheste nicht aus!

Der Herr Kriegsminister, Graf Bylandt, hat das neue Repetirgewehr in dieser Woche der österreichischen Delegation vorgelegt, und da alle europäischen Staaten dem holden bewaffneten Frieden und der süßen schlagfertigen Eintracht, die freundlich über uns weilen, so große Opfer bringen, sind die Auslagen für jene Waffe selbstverständlich bewilligt worden. Doch sollen wir in Oesterreich uns fürderhin nicht mehr des bewaffneten Kropatschek-Friedens erfreuen, wie bisher, sondern des weit besser bewaffneten Mannlicher-Friedens, da dieses System von dem Minister als das zweckmäßigste bezeichnet wurde. Denn nach den Damenhüten unterliegt kein anderer Schrecken erregender Toilette-Gegenstand so sehr den Veränderungen der Mode, wie die Repetirgewehre.

Digitized by Google

Wir haben täglich Gelegenheit, die Wirksamkeit der modernen Damenhüte, die deren Trägerinnen das Aussehen des spanischen Herzogs Alba geben, zu erproben, und das Schnellfeuer grausamer Blicke nach dem System Alba zu bewundern. Was aber die neuen Gewehre betrifft, so haben wir dieselben leider, Gott sei Dank, noch nicht erprobt, und wir sind einzig und allein auf die allerdings Vertrauen erweckenden Versicherungen des Grafen Bylandt angewiesen.

Mehrere Freunde der Schlagfertigkeit werden sich noch der fieberhaften Aufregungen, die wir in früherer Zeit bezüglich der Aufschläge der Uniformen durchzumachen hatten, entsinnen können, wie wir, nachdem wir uns in den sichersten orangegelben Hoffnungen gewiegt hatten, plötzlich durch die Kunde erschreckt wurden, daß gegen dieselben sehr gewichtige kaffeebraune Bedenken erhoben worden seien, und welche neue Zweifel uns beschlichen, als wir später vernahmen, daß die Frage in eine neue, spinatgrüne Phase getreten sei. Wir wollen nun hoffen, daß die neuen „Systeme" sich besser bewähren werden, als die ehemaligen neuen „Aufschläge", und daß wir nicht etwa eines Tages erfahren, das neue Repetirgewehr müsse mit einem andern vertauscht werden, da die von Fachmännern wiederholt angestellten, gewissenhaften Proben ergeben hätten, daß man mit jenem nicht fünfundzwanzigmal in der Minute schießen, sondern nur fünfundzwanzigmal in der Minute präsentiren könne.

Das neue Gewehr kostet zwar sechsunddreißig Gulden, doch gab der Herr Kriegsminister der Hoffnung Raum, daß schon heuer und in den nächsten zwei

Digitized by Google

Jahren 593.000 Gewehre und der Rest mit dem Beistande des Himmels im vierten Jahre würden geliefert werden. Unter allen Fertigkeiten, welche die strebsamen Menschen während ihres Lebens zu erlangen trachten, bleibt wohl die Schlagfertigkeit noch immer die kostspieligste. Auch in der äußerst friedlichen Thronrede des deutschen Kaisers werden neuerdings große Opfer für das Militär-Budget verlangt und das deutsche Volk wird dieselben gewiß willig darbringen. Ach, es herrscht so große Noth in der Welt, aber man verhungert gerne während des segensreichen Friedens, wenn man die Aussicht hat, in einem gerechten Kriege todtgeschossen zu werden.

Während die Delegationen in Pest tagen, erfreuen wir uns in Wien fast gar keines öffentlichen Lebens. Die zuverlässigsten öffentlichen Schwachmatiker, die uns sonst nie im Stiche lassen, feiern schon seit langer Zeit, und statt auch nur die kleinste Tribüne zu besteigen und abgeschmacktes Zeug zu reden, gehen sie auf der Ringstraße spazieren und verschweigen ihre schönsten dummen Gedanken, die so der Welt und dem satirischen Staatsbürger verloren gehen. Aber wenn es uns auch an heiteren Ereignissen gebricht, so wollen wir deshalb den Muth nicht sinken lassen und dem schönen Beispiele folgen, mit dem unsere geliebte Abendbörse uns vorangeht. Denn wir fanden erst dieser Tage in dem Börsenberichte, der bald wieder eine sehr belehrende Lectüre zu werden verspricht, die tröstliche Mittheilung: „Obwohl die ausländischen Schlußnotirungen keine besondere Anregung boten, herrschte doch an der Abendbörse eine

Digitized by Google

freundliche Stimmung.“ Wenn also die Marquis Posas der Abendbörse sich erhaben fühlen über die schnöden Schlußnotirungen der ganzen Welt und rufen: „Die Länderbank-Aktien sind doch schön!“ so wollen auch wir ungeachtet des Mangels an „besonderer Anregung“ uns die „freundliche Stimmung“ nicht rauben lassen.

Wie die Fachmänner behaupten, würde auch die neue Oper des Herrn Goldmark, „Merlin“, die einen so bedeutenden Hochachtungserfolg errungen, den stets nach Originalität haschenden Rabbi Akiba in seinen bekannten Ansichten über den in der Welt herrschenden Mangel an Novitäten nicht erschüttert haben. So viel ist gewiß, daß die handelnden Personen durchaus mit Repetirmotiven nach dem System Wagner ausgerüstet sind. Der erste Act gefiel außerordentlich, auch der zweite Act fand Beifall, aber der dritte Act war unwiderstehlich — man mußte gähnen. Daran trug aber nur die lange Dauer der Oper schuld, denn die Aufführung währte volle vier Stunden. Nur die Glücklichen, welche die erste Vorstellung versäumt haben, werden das vortreffliche Werk recht zu genießen im Stande sein, da der Componist sich zu einigen längeren Kürzungen entschlossen hat. Der Philosoph Schopenhauer hat den humanen Wunsch ausgesprochen, daß „die längste Dauer einer Oper zwei Stunden sein sollte“; jedenfalls aber darf man, wenn auch jenes Verlangen nicht erfüllt werden könnte, behaupten, daß drei Stunden vollständig hinreichen, um auch die längsten Ohren mit Musik zu überfluthen. Es sollte wirklich eine Sperrstunde für die Oper eingeführt werden: jeder König muß spätestens

Digitized by Google

um 10 Uhr ins Bett, kein Held darf sich mehr nach der Polizeistunde in sein Schwert stürzen, und jeder Liebhaber-Tenor, der seine Braut später heimzuführen versucht, hat zehn Kreuzer Sperrgeld zu bezahlen, wie alle anderen Sterblichen.

Dem Componisten mag es allerdings grausam erscheinen, daß die Hörer einer Oper, an die er vielleicht eine jahrelange Geduld gewendet, wegen eines kleinen Stündchens, um das die Aufführung länger dauert, ungeduldig werden. Aber es gibt keine Appellation von den Nerven an das Herz; das Publicum, das irgend ein Kunstwerk genießen will, kümmert sich auch nicht um die Mühe des Künstlers, die es sogar im Genusse stört, wenn es sie merkt. Im Schweiße des Angesichtes verdient man nur Brot, aber keinen Lorbeer, und es erfordert daher viel Arbeit, damit man der Arbeit die Arbeit nicht anmerke.

Digitized by Google

Friedliche Weihnachten. — Nutzen einer rein czechischen Universität. — Passende Geschenke. — Die eingesottene Bibliothek einer Hausfrau.

19. December 1886.

Weihnachten ist gekommen, das friedliche Idyll, mit dem jedes Jahr, und sei es auch noch so stürmisch gewesen, abschließt, die glückliche Zeit, in der selbst die Veranstalter des großen Weltlärms, die Impresarios des Völkerconcerts, eine kleine Ruhepause eintreten lassen, damit die Menschen sich wenigstens ihrer noch nicht landsturmpflichtigen Kinder zu erfreuen vermögen.

Noch vor wenigen Tagen rasselten alle Säbel Europa's, die Furcht wurde rege, daß wir heuer rothe Weihnachten bekommen würden, da tauchte plötzlich die Nachricht auf, daß der Prinz Ferdinand von Coburg den vielumstrittenen Thron von Bulgarien besteigen werde, und Alles lächelte, denn man wußte, daß dies den Frieden bedeuten würde. Coburg war ja seit jeher die classische Stätte der Schwiegersöhne; der Dynastie dieses Landes schien die weltgeschichtliche Aufgabe zugefallen zu sein, die europäischen Throne vor dem Mangel an Kronprinzen zu bewahren, und darin lag die Garantie für eine friedliche Zukunft; denn jeder Souverän ist dabei interessirt, daß ein noch unverheirateter Coburger

Digitized by Google

nicht den angestammten Bräutigamsfrack mit dem Cüraß vertausche und sein so vielen Nachwuchs versprechendes Leben in keiner Schlacht preisgebe. Man würde es dann nicht mehr dulden, daß Bulgarien in ein Abhängigkeits-Verhältniß zu Rußland gerathe, denn sonst hätte dieses eine Art von Uebergewicht über alle jene Mächte, die heiratsfähige Prinzessinen haben, der freie Wettbewerb um die Hand des Coburgers wäre behindert, und so wie die Schweiz aus politischen Gründen zu einem neutralen Staate gemacht wurde, so wäre Bulgarien auf dem Congresse, von dem schon so lange die Rede ist, aus genealogischen Gründen als neutrales Gebiet erklärt worden, dessen Fürst niemals bekriegt, sondern nur geheiratet werden dürfe.

Aber auch unsere inneren Verhältnisse gestalten sich beim Herannahen des Weihnachtsfestes versöhnlicher, als man zu hoffen berechtigt war, denn der Führer der Czechen, Dr. Rieger, hat es vor einigen Tagen beklagt, daß die heranwachsenden Stammesgenossen das Deutsche vernachlässigen, und er hat damit der deutschen Wissenschaft und Sprache das längst ersehnte Zeugniß der Reife ausgestellt. Vielleicht besänftigt sich jetzt auch der wilde Zorn der dem Organ des Herrn Rieger nacheifernden Zeitungen und sie werden ihre pokrokodilenhafte*) Deutschenfresserei endlich einstellen. Den armen czechischen Studenten kann man es allerdings nicht übelnehmen, wenn ihnen die Warnung des Führers der Nation, das Czechische nicht als das einzig wahre Volapük zu betrachten, nicht behagt, und sie werden sich wohl nicht so leicht ent-

*) Pokrok, einst ein czechisches Kampforgan.

Digitized by Google

schließen, die Vortheile, die ihnen die bescheidene Beschränkung auf ihre eigene Sprache, Wissenschaft und Literatur gewährt, aufzugeben und die Erleichterung des Studiums, die ihnen durch die Errichtung einer rein czechischen Universität geboten wurde, wieder von sich zu weisen. Wenn bis jetzt ein ausgezeichneter Literatur-Historiker Vorlesungen über die Werke der czechischen Classiker hielt, so hatte er den Gegenstand in vierzehn Tagen mit Leichtigkeit bewältigt, und er war dann, da er sich sonst nur noch hätte wiederholen können, gezwungen, das Collegium zu schließen und so lange Ferien zu geben, bis wieder ein neues Semester angebrochen oder gar ein neuer nationaler Dichter geboren worden wäre. Und welchen behaglichen Comfort mögen erst die bisher so schweren Prüfungen den Studirenden gewähren! Gesetzt den Fall, ein Jurist würde von dem prüfenden Professor gefragt, wie der Name des Schöpfers des Corpus juris laute, und er antwortete, vom höchsten Patriotismus beseelt: Kviczala! Könnte der Professor etwa diesen Candidaten durchfallen lassen und öffentlich, ohne das nationale Gefühl zu beleidigen, erklären, daß der große Kviczala, der Urheber der Lex Kviczala, das Corpus juris nicht geschaffen habe? Nein, die Klage des Herrn Rieger wird kein Echo finden.

Ich will mich jedoch in der Weihnachtszeit nicht länger mit Politik befassen, da vielleicht Bemerkungen über die bulgarischen inneren Wirren, wenn sie auch noch so geschmackvoll ausgestattet wären, von anspruchsvolleren Lesern nicht als „passende Weihnachtsgeschenke" betrachtet würden, obgleich gerade bezüglich dieser Jedem

Digitized by Google

der weiteste Spielraum gegönnt, vom anmaßend funkelnden Brillantschmuck angefangen bis herunter zum bescheiden duftenden Malzpräparat, dessen Gebrauch sonst nur gegen Taubheit empfohlen wird, so lange sie noch nicht die Gehörwerkzeuge ergriffen hat, gegen den Schwindel, wenn er nicht im Anpreisen von Universalmitteln besteht, und gegen die asiatische Cholera, vorausgesetzt, daß sie noch nicht ihre Heimat verlassen hat, das aber jetzt auch auf das Gemüth wirkt und in der poetischen Form des Malzbonbons als Weihnachtsgeschenk verabreicht werden kann. Es ist dasselbe besonders jenen Sparmeistern zu empfehlen, deren Geschenke sich meistens durch große Sinnigkeit auszeichnen und die es daher schmerzlich berührt, wenn die von ihnen gespendeten Rührphotographien des Kindes, das mit dem Frosche spricht oder eben erst auf dem Storche in den irdischen Jammercircus einreitet, ihre getrockneten Alpenblumen und schmucken Kästchen mit sechs Stangen Siegellack nicht den erwarteten stürmischen Jubel hervorrufen.

In den Schaufenstern der Buchhändler ist nur mehr die schöne Literatur, worunter man in der Weihnachtszeit die schön eingebundene Literatur versteht, zu sehen, doch machen diese rothleinenen Firlefanz-Einbände mit Goldtand den Eindruck, als wenn sie für den Export nach den Aequatorial-Gegenden berechnet wären, um dort von unverständigen Negern Elephantenzähne dafür einzutauschen. Die Hauptrolle in der Geschenk-Literatur aber spielen diesmal die deutschen Romane, denn seitdem die französischen Romane so unverschämt naturalistisch geworden sind, — selbstverständlich mit

Digitized by Google

Ausnahme der Carl Emil Französischen, deren Sittenreinheit nichts zu wünschen übrig läßt — ist die Langeweile sehr in der allgemeinen Werthschätzung gestiegen.

Doch die Lust, ein Buch zu kaufen, ist bei uns ohnehin eine so geringe, daß die Warnung vor mittelmäßigen Büchern ebenso überflüssig ist, wie die Empfehlung ausgezeichneter. Man findet bei unseren Crösussen wohl chinesisches Porcellan, aber keine Bücher, nicht einmal die Werke des Confucius, obwohl diese doch ebenfalls chinesisch sind. Einer meiner Freunde war unlängst in einem sehr reichen Hause zu Gaste. Nach beendeter Malzeit eröffnete die Hausfrau eine sehr lebhafte Debatte über die Vorzüge einer Operette, deren Aufführung sie beigewohnt hatte. Mein Freund, ein Halbbarbar, der diese Kunstgattung nie nach ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen verstanden hatte, benützte diesen eifrigen Austausch der Meinungen, um sich in das anstoßende Zimmer zu schleichen und dort den Bibliothekkasten, der ihm durch seine reiche Schnitzerei schon vorher aufgefallen war, näher zu besichtigen. Der in dem Bücherschranke steckende Schlüssel verrieth, daß jener nicht blos ein Schaustück sei, sondern daß von dem Inhalt erst vor Kurzem Gebrauch gemacht worden war. Und wie überraschte es den Neugierigen, als er den Kasten öffnete und wirklich fand, daß derselbe von oben bis unten gefüllt war, allerdings nicht mit Büchern, sondern mit Glastöpfen, in denen sich eingemachte Früchte befanden. Dieselben waren nach Fächern, das heißt nach Obstgattungen eingereiht, und er fand da obenan die eingesottenen Classiker, nämlich Ananasspalten und Melonen,

Digitized by Google

in den anderen Reihen eingemachte Satiriker, wie Essigpflaumen und Stachelbeeren, und zu unterst die leichtere Production, wie rasch hingeworfene Aepfel, die so populären, ihre Wirkung fast nie verfehlenden schwarzen Zwetschken, das kleine schalkhafte Ribisel-Genre u. s. w. Wie schämte sich mein pessimistischer Freund des Mißtrauens, das ihn erfaßt hatte, als er des in dem Bücherschranke stecken gebliebenen Schlüssels ansichtig geworden war! Er hatte die arme Hausfrau im Verdachte gehabt, daß sie, um den ästhetischen Streit über die neue Operette siegreich durchzuführen, noch rasch vorher einen Blick in die Hamburgische Dramaturgie Lessing's geworfen habe, und nun hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Bücherschrank nicht aus einem so selbstischen Beweggrunde geöffnet worden war, sondern im Gegentheile, um mit dem daraus entnommenen Compot den verwöhnten Gaumen der Gäste zu befriedigen.

Bücher sind nur insoferne für Weihnachtsgeschenke zu empfehlen, als man bei ihnen nicht, wie bei anderen Gaben, zu besorgen hat, daß die zu Beschenkenden sie ohnehin schon besitzen. Doch eignen sie sich mehr für die Kleinen als für die Großen. Ich begegnete gestern einem Bekannten, der zwei Pakete unter dem Arme trug, ein großes, das Bücher, und ein kleines, das zwei allerliebste Aeffchen aus Bronze enthielt. Jene waren für reifere Kinder, diese für deren kleines Mamachen. Vielleicht würden Manche das Umgekehrte geglaubt haben, dieselben hätten aber damit nur ihre Unfähigkeit dargethan, „passende Weihnachtsgeschenke" zu erkennen.

Digitized by Google

Im neuen Jahre die alten Minister. — Neue Freuden, neue Schmerzen. — Heiratsfähige junge Damen.

1. Januar 1887.

Die Erde hat wieder mit der bekannten „Höflichkeit der Vornehmen", wie man die Pünktlichkeit genannt hat, ihren Rundlauf vollendet, um denselben mit der nämlichen, allerdings einer besseren Sache würdigen Ausdauer von neuem zu beginnen.

Wir Alle, das Versöhnungs-Ministerium leider mit einbegriffen, die Damen jedoch natürlicherweise ausgenommen, sind wieder um ein Jahr älter geworden, eine Thatsache, die den Menschen feierlich und poetisch stimmt, obwohl man doch gegen ein Vergnügen, das mit solcher Regelmäßigkeit wiederkehrt, schon ziemlich abgestumpft sein sollte. Allerdings gibt es auch besonnene Naturen, die sich jeder Erregung des Gemüthes ebenso wie der Geschenke des neuen Jahres enthalten und behaupten, daß ein neues Jahr sich von anderen, durch die Astronomen ausgerechneten Erscheinungen nicht im mindesten unterscheide, und daß es von einer Verwirrung aller Begriffe zeuge, den Hausmeister dafür zu entlohnen, daß die Erde zur festgesetzten Zeit an ihrem Rennziele angelangt sei.

Digitized by Google

Nur der so vielfach verkannte satirische Chronist, der schon am ersten Tage des neuen Jahres vor den Lesern erscheint, ist nicht so boshaft, diesen: Glückseliges neues Jahr! zu wünschen und ihnen so den Schrecken vor einer unvorhergesehenen Mehrausgabe einzujagen. Blos den einen Wunsch erlaubt er sich seinen Lesern kostenfrei in's Haus zu bringen, daß sie sich auch ferner die Heiterkeit des Gemüthes, dieses älteste aller Verjüngungsmittel, bewahren und bedenken mögen, daß die Erde, die sich um die feurige Sonne dreht, vielleicht nur ein saftiges Riesen-Beefsteak ist, dazu bestimmt, bei einem kleinen Götterfrühstück halbblutig aufgetragen zu werden, und daß menschliche Seufzer und Klagen nicht anders klingen mögen, wie das Brodeln derselben während der Bratzeit.

Wir wollen daher an dem heutigen ersten Tage des Jahres uns die jammervolle politische Misère der Zeit nicht zu Herzen nehmen, kaltblütig das erhabene Schauspiel betrachten, wie die Welt vor dem siebenschwänzigen Glorienscheine, den das Vaterland der Knutenhiebe ausstrahlt, anbetend niedersinkt und den Panslavismopoliten, welche ihren Schwerpunkt dort suchen, keine finstere Miene zeigen, vielmehr herzlich wünschen, daß ihre Bestrebungen durch ein wohlorganisirtes Schubsystem bestens unterstützt werden mögen. Lassen wir uns auch nicht unsere heitere Objectivität durch das bewegte Treiben in unserem bunten Völkerbazar rauben! Die P. T. Völker, welche jetzt die erste Quadrille in dem Völkerreigen tanzen, haben sich die Bewilligung zum Fortbestande der österreichischen Monarchie in unzähligen

Digitized by Google

Conferenz-Beseden langsam abschmeicheln lassen, und man kann es ihnen nicht verargen, wenn sie die Deutschen, welche die Duldung, die ihnen bereitwilligst gewährt wird, vergessen und sich eine Suprematie anmaßen, in ihre Schranken zurückweisen. Aber der Sammethandschuh regiert vorläufig und man confiscirt höchstens einige Zeitungen, welche die Glaubwürdigkeit mißbrauchen, die sie in Folge des Stempels bei dem loyalen Publicum genießen. So sind alle unsere Minister in vollster Thätigkeit: Graf Taaffe conferirt, der Finanzminister exequirt, der Handelsminister lamentirt, der Justizminister confiscirt, und es fehlt nichts mehr als daß der Kriegsminister bombardirt.

Wenden wir uns also lieber der reichen Genußwelt zu, die um uns lebt und webt, denn bald wird das junge Jahr seinen Leichtsinn auszutoben suchen, und schon klingen in unserem Ohre die Strauß'schen Walzer, dieser theure vaterländische Kuhreigen, bei dem sich der Wiener an den Tanzsaal wie an eine ferne Heimat erinnert.

Wir sind am Ende der letzten Woche des Jahres noch durch ein großartiges Schneegestöber überrascht worden; die Stadt ist mit einem dicken weißen Teppich bedeckt, so daß das Wagengerassel nicht bis in das behagliche Zimmer, in das sich die schönen Frauen eingespündet haben, zu dringen vermag, und die Muthigen unter ihnen, die dem Unwetter trotzten und zu Fuß zu gehen wagten, kamen in die Gesellschaft, die sie besuchten, um schnell die neuesten Nachrichten zu verbreiten, mit einem niedlichen rothen Stempel auf der Nasenspitze wie ein Organ der öffentlichen Meinung. Der Schnee in der

Digitized by Google

Großstadt ist ein sensationelles Ereigniß; denn wenn dieser Schleier niederwallt, so ist dies, wie auf der Theaterbühne, ein Zeichen, daß man die großartigsten Ueberraschungen erwarten darf: feenhafte Toiletten und Tournüren, welche die Größe eines Militärbudgets erreichen; Concerte ohne Ende, die uns einen Vorgeschmack des Paradieses geben, in welchem ja, nach der Versicherung der Theologen, die Concertsaison bereits einige tausend Jahre währt; üppige Gastmäler, — es überläuft uns eine Gänsehaut, wenn wir an all' die Kapaune denken; Bälle, Redouten und Premièren im Burgtheater, die das Eigenthümliche haben, daß schon bei der ersten Aufführung Alle das Stück auswendig wissen mit Ausnahme der Schauspieler.

Man sieht darum auch jetzt die Schaufenster der Schneider von schüchternen Jünglingen belagert, die schwärmerische Blicke auf einen holden neuen Frack richten, als hätten sie vor, ein Sonett auf ihn zu reimen. Wenn sie nur nicht durch die schlechten Zeiten gezwungen werden, das Versmaß zu ändern und sich mit einer Elegie auf ihren alten Frack zu begnügen! Und welche Freuden verspricht nicht die Jahreszeit der Feste dem schönen Geschlechte, dem nunmehr erst recht die günstige Gelegenheit geboten ist, seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen, zu — heiraten. Der heiratsfähig gewordenen jungen Dame, die bisher den Vorträgen des Professors Lützow über schöne Kunst im Frauenerwerb-Vereine mit solcher Andacht gelauscht, hat daher der Schnee auf der Straße alle Aufmerksamkeit geraubt. Sie hielte es für angemessener, nunmehr den Frauenerwerb-Verein

Digitized by Google

mit einem Männererwerb-Verein zu vertauschen, sie denkt daran, daß sich der berühmte Zeus des Phidias, ungeachtet seiner colossalen Gestalt, nicht mit einem Bräutigam von einem weit bescheideneren Wachsthume zu messen vermöge, kein Tempel in Athen und Rom erscheint ihr so geheimnißvoll, wie der Ballsaal, in dem sie selber angebetet werden wird, und wie uninteressant dünken ihr die kühnsten Theorien der Kunsthistoriker gegen die schüchternen Versuche in der Experimental-Koketterie, die sie schon nächstens anzustellen gedenkt!

Digitized by Google

Die verkehrte Welt. — Modengespenste: und die „Chemise juive". — Kriegsgerüchte. — Pairsschub. — Bauernfelds 85. Geburtstag.

30. Jänner 1887.

Man möchte oft wirklich glauben, daß wir in einer verkehrten Welt leben! Man hat heute unzerreißbare Bilderbücher, aber keine unzerreißbaren Verfassungen; man verfertigt die niedlichsten Spielereien aus Stahl und errichtet Throne aus Glas; die jungen Leute, die Bälle besuchen, sind sehr gesetzt, aber die ältesten Staatsmänner, die auf Congresse gehen, sind sehr leichtsinnig. Es wird allgemein darüber geklagt, daß man bei der Jugend alle Faschingsfreudigkeit vermißt, und die jungen Männer gehen mit einem Ernste zum Tanze, als wenn sie zum Landsturme ausrückten; dagegen sind die Regierungen sehr regsam und treffen Verfügungen über den Landsturm, als wenn es zum Tanze ginge. Und doch versichern die gewiegtesten Fachmänner, daß man in der Gesellschaft und auf Bällen nie schönere Frauen und Mädchen gesehen habe und diese reizenden Geißeln der Männerwelt nicht betrachten könne, ohne daran zu denken, wie viele Dummheiten ihrethalben wieder geschehen werden. Allein man ist viel zu seriös, um wegen

Digitized by Google

einer schönen Frau einen Unsinn zu begehen, und verliert den Kopf nur in den wichtigsten Angelegenheiten.

Auch die neuesten Moden sollen sehr verführerisch sein. Zwar haben die Moden mit den Gespenstern das gemein, daß sie von ihrem Tode keinen Gebrauch machen und immer wiederkehren. Wenn sie schon jahrelang eingesargt waren, tauchen die abgeschiedenen Moden wieder auf, jedoch nicht in der Finsterniß, sondern bei hell lichtem Tage oder im erleuchteten Ballsaale, wodurch sie für Jedermann ihren Schrecken verlieren, nur nicht für den Mann, der die Auferstehungskosten bezahlen muß. Die neueste weibliche Mode jedoch ist ganz originell, ohne deßhalb ganz neu zu sein. Während nämlich die Männer der Wissenschaft „den dunklen Welttheil" durchforschten und damit der Erd- und Völkerkunde neue Gebiete eroberten, haben die Marchandemoden ebenfalls einen sehr dunklen Toiletten-Welttheil in den Bereich ihres Studiums gezogen, — das Hemd, und dabei die „Chemise juive" entdeckt, die schon bisher, wie man aus dem Namen erkennt, den Jüdinnen, nunmehr aber allen eleganten Damen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses unentbehrlich geworden ist. Nur haben dabei die revolutionären Modistinnen das Unterste zu oberst gekehrt, denn das erwähnte „jüdische Hemd" wird zum Unterschiede von seinen arischen Mitschwestern, die nicht auf dem Principe der Oeffentlichkeit beruhen, über dem Kleide getragen, und es functionirt daher, wie man in der österreichischen Beamtensprache sich ausdrückt, im übertragenen Wirkungskreise.

Digitized by Google

Die Damen haben also jetzt ein zweifaches Hemd, das eine, das wie ein Veilchen im Verborgenen blüht, das andere, das von Allen gesehen werden will und dreist die Kritik herausfordert; das eine bezeichnet den Beginn der Toilette, das andere drückt ihr den Stempel der Vollendung auf, so daß man nicht nur erst noch, sondern auch bereits schon im Hemde sein kann, und das erstere steht Einem, wie das Sprichwort sagt, näher als der Rock, das letztere weit ferner.

Wir können uns, nachdem wir über Faschings-Angelegenheiten, Frauen und Toiletten unsere Meinung geäußert haben, nur schwer entschließen, zur frivolen Politik überzugehen; allein unser Beruf zwingt uns, auch über solche nichtige Dinge zu sprechen und ihnen womöglich eine ernste Seite abzugewinnen. Die ganze Welt wurde in den letzten Tagen durch fortwährende Kriegsgerüchte in Bestürzung versetzt. Bald hieß es, Frankreich habe eine große Menge von Brettern angekauft, als wenn die Revanchepartei daselbst nicht schon zur Genüge mit Brettern vernagelt wäre; dann war wieder die Schreckenskunde verbreitet, die französische Kriegsverwaltung sammle ungeheuere Vorräthe von Pikrin, so daß Jeder angstvoll zum Conversations-Lexikon stürzte und nachsah, was dieses unheilvolle Pikrin eigentlich zu bedeuten habe, und endlich sollen gar allarmirende Nachrichten aus Ungarn gekommen sein, daß auch wir, die wir doch mit allen Mächten auf freundschaftlichem Fuße stehen, zum Kriege rüsten, um von unserem lieben Freund, dem Feind, nicht überrumpelt zu werden. So jagte eine Hiobspost die andere, und es

Digitized by Google

war nur der bewährten Friedensliebe des Fürsten Bismarck zu danken, daß er nicht an einem Rheumatismus erkrankt war. Da endlich auch noch ein Komet in Melbourne sein Unwesen trieb, so erinnertrn diese beängstigenden Vorzeichen mitten in der Faschingsorgie fast an die unheimliche Ankündigung: Mene, tekel, upharsin, die während eines üppigen Gelages des babylonischen Königs Belsazar auf der Wand des Festsaales plötzlich zum Vorschein kam, ein Plakat, das bekanntlich dem talentvollen Propheten Daniel zu einer seiner gelungensten Prophezeiungen Anlaß gab.

Glücklicherweise beunruhigten die Reden, die Fürst Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause hielt, nicht das Ausland, denn dieser Staatsmann mischt sich ja principiell nicht in fremde Verhältnisse, sondern läßt Alle machen, was er will. Er trat nicht gegen den äußern, sondern nur gegen den innern Feind, die Volksvertretung, geharnischt auf und führte gegen sie sogar den deutschen Kaiser ins Feld, indem er bemerkte: „Der König von Preußen ist ein Mann, mit dem gerechnet werden muß." Das ist gewiß eine äußerst bescheidene Behauptung, sie sagt eher zu wenig als zu viel, da man es kühn aussprechen darf, daß der König von Preußen nicht nur ein mächtiger, sondern der mächtigste Mann nach dem Fürsten Bismarck ist.

Den Kriegsgerüchten und den interessanten parlamentarischen Vorgängen in Berlin hat es die Regierung des Grafen Taaffe zu verdanken, daß man dem neuen Pairsschub, den sie inzwischen veranstaltet hat, keine größere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Unter den fünf-

Digitized by Google

zehn neuen Pairs befinden sich nur wenige bekannte und noch weniger berühmte Namen, denn es ist leichter, ein lebenslänglicher Pair zu sein, als eine lebenslängliche Berühmtheit. Berühmt unter den jüngsten Mitgliedern des Herrenhauses ist Professor Billroth, der ausgezeichnete Chirurg, dessen Amputationen sich einer sehr großen Beliebtheit erfreuen; bekannt ist der Wiener Industrielle Lobmeyr, der dem Vaterlande schon so manches hervorragende Glasservice geleistet hat. Die Hauptsache ist, daß sich unter den Neuernannten nur vier Liberale befinden, aber auch von diesen wird wohl nicht zu besorgen sein, daß ihre fanatische Opposition und die Verwegenheit ihres Gebahrens das aristokratische Blut des Präsidenten Grafen Trauttmansdorff zu blauem Eise erstarren machen werde.

Da unser Herrenhaus, seit Grillparzer und Anastasius Grün todt sind, keine Dichter mehr unter seinen Mitgliedern zählt, so mochten vielleicht Manche erwartet haben, daß man die Gelegenheit benützen werde, um den Lustspieldichter Bauernfeld, dessen fünfundachtzigster Geburtstag eben festlich begangen wurde, in die Versammlung österreichischer Berühmtheiten hineinzuschieben. Man ist ja heute so tolerant, von den berühmten Männern nicht mehr zu verlangen, daß sie gestorben seien, um sie zu feiern, sondern bringt ihnen schon im hohen Greisenalter Huldigungen dar. Ist ein Dichter achtzig Jahre alt geworden, ohne verhungert oder von einer ähnlichen literarischen Todesart dahingerafft worden zu sein, zieht er sich in sein Stübchen zurück, entsagend und nichts mehr wünschend, als Ruhe vor dem Getümmel der Welt zu finden, dann

Digitized by Google

beginnt man ihm Ehren und Auszeichnungen zu Theil werden zu lassen, man weckt ihn Morgens aus dem Schlafe, um ihn zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen, und bringt ihm Abends ein Ständchen, das ihn hindert zu Bette zu gehen. Der fünfundachtzigste Geburtstag Bauernfeld's wurde stiller gefeiert, man hat den Jubilar nicht durch Auszeichnungen aufgeregt und nicht ins Herrenhaus berufen, vielleicht weil man gefürchtet hat, es könnte ihm in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung Stoff zu einem Lustspiele geben. Denn Bauernfeld ist noch immer geistesfrisch, er grünt fort wie der Lorbeer, den er trägt, und es ist ein schönes Schauspiel, das wir bewundern, wenn auch der Geist den Winter des Lebens überdauert.

Digitized by Google

Das niesende Wien. — Es gibt keine Geheimnisse mehr. — Der Gemeinderath gegen Frau Wolter. — Herr Meirner als Mörder. — Erheiternde Bosheit und beseligende Dummheit. — Parlamentarische Schimpfwörter.

13. Februar 1887.

Die strenge Kälte, die in dieser Woche eingetreten war, die Bälle und die Vorhalle des Musikvereinssaales, die durch das zähe Festhalten der Garderobiers an den überlieferten ehrwürdigen Ueberröcken ein wahres Canossa für die Wartenden geworden ist, haben uns eine kleine Schnupfen-Epidemie beschеert. Nur auf der Opernbühne gehört der Schnupfen zur Localfarbe, im gewöhnlichen Leben aber verliert er allen den Zauber, den er dort auf die empfänglichen Gemüther der Zuhörer übt. Das halbe Wien niest, und die andere Hälfte wünscht ihm zur Genesung. Die bürgerliche Andromache steckt dem Gatten, der am Morgen von ihr Abschied nimmt, ein halbes Dutzend Schnupftücher in die Rocktasche und ruft dem Scheidenden, der sich ihren Umarmungen schnell entwindet, um, sein Gesicht in den Händen verbergend, ein paarmal zu niesen, ein rührendes Helf Gott! nach. Man niest im Concerte während des Pianissimo's, das seit jeher einen unwiderstehlichen Kitzel auf die Nasenschleimhäute ausgeübt hat, im Theater, in der Kirche,

Digitized by Google

und man hat mir erzählt, daß vor einigen Tagen ein Bräutigam, als er eben das verhängnißvolle Ja! sprechen sollte, in ein schallendes Ja—zi! ausbrach.

Solche kleine Störungen hindern aber den gewissenhaften Menschen nicht, die Pflichten, die ihm der Carneval auferlegt, zu erfüllen. Er verzichtet darauf, das letzte Weihnachtsgeschenk einer edlen Tante, die Schlafmütze, über die Ohren zu ziehen, und zu träumen, daß er mit dem Landsturme ausgerückt und von einem Kosaken-Hetman nach heldenmüthiger Gegenwehr seines Regenschirmes beraubt worden sei, sondern zieht den schwarzen Frack an und besucht den Maskenball in dem poetischen Drange nach dem Räthselhaften und Geheimnißvollen, in der süßen Hoffnung, den Reiz eines vielversprechenden Händedruckes zu kosten und durch einen himmlischen kleinen Fußtritt in das Paradies entrückt zu werden. Armer Schwärmer, besser ein geträumter Regenschirm in der Hand, als ein verliebter Fußtritt auf dem Dache! Du wirst wohl auf der Redoute von mancher Hand einen Rippenstoß erhalten, aber er wird dich nicht glücklich machen; man wird dir vielleicht auch auf die Füße treten, allein du wirst dadurch nicht beseligt werden. Du wirst kein anderes Räthsel zu lösen haben, als wie du den Fleck aus dem Frack entfernen sollst, den ein braunes Ragout, mit dem ein Kellner an dir vorüberstürmte, dort hinterlassen hat, und kein mit haselnußgroßen, echten Perlen besäeter cavalleriehosenrother Domino wird durch seine mysteriösen Mittheilungen dich in Verwirrung setzen. In unserer Zeit ist ja Alles öffentlich, auch — das Geheimniß. Sag' einem Bankier, daß er auf

Digitized by Google

den Ausbruch eines Krieges speculirt, es war schon im gestrigen Börsenberichte zu lesen; flüstere einem Würdenträger des Staates ins Ohr, daß er in irgend einer Angelegenheit seine vollständige Unfähigkeit dargethan habe, seine Beförderung stand bereits heute in der Wiener Zeitung; necke einen Lebemann damit, daß er ein neues Liebesverhältniß angeknüpft habe, er hat schon selbst alle Anstalten getroffen, daß die illustrirten Blätter morgen das Porträt der schönen Unbekannten bringen. Ach Gott, es gibt keine Räthsel und keine Geheimnisse mehr, und die Poesie ist längst ausgewandert!

Während so Wien keine großen Dichter hat, haben wieder unsere großen Künstler nichts Wienerisches. Der Gemeinderath hat nämlich beschlossen, das Porträt der Frau Wolter in die städtische Sammlung nicht aufzunehmen, weil diese Schauspielerin nichts „specifisch Wienerisches" habe. Vielleicht haben Manche, die diese Nachricht in den Zeitungen lasen, auch bei diesem Anlasse ihrer unglückseligen Neigung, das Haupt zu schütteln, gefröhnt; die ruhigen Köpfe aber werden beistimmen müssen, daß die ausgeschlossene Künstlerin in der That nichts specifisch Wienerisches habe, da sie ja nicht nur die hervorragendste Schauspielerin Wiens, sondern ganz Deutschlands ist. Man kann daher vielleicht im Interesse der Frau Wolter bedauern, daß sie sich einen Weltruf zugezogen hat; aber man darf sich durch eine solche Sentimentalität nicht verleiten lassen, zu verlangen, daß ihr Bild in die städtische Sammlung aufgenommen und so einem Kreise von Celebritäten einverleibt werde, die den Nimbus der Localberühmtheit stets in seinem vollen

Digitized by Google

ungetrübten Glanze zu wahren gewußt haben. Es ist noch ein Glück für das Burgtheater, daß wenigstens kein Gemeinderath diesmal beantragt hat, den ebenfalls nicht specifisch wienerischen Collegen der Frau Wolter, Herrn Meixner, der in dieser Woche sein fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum gefeiert hat, durch einen Glückwunsch auszuzeichnen. Denn als vor Jahren aus Anlaß des Sonnenthal-Jubiläums im Gemeinderathe beantragt worden war, diesen ausgezeichneten Künstler zu beglückwünschen, wurde entgegnet, daß hiedurch mit Rücksicht auf die „sociale Stellung" eines Schauspielers die gemeinderäthliche Etiquette verletzt würde. Es hätte sich daher auch nicht rechtfertigen lassen können, dem Jubilar Meixner Glück zu wünschen, denn auch dieser ist ja, wie man bei aller Achtung vor der Kunst nicht in Abrede wird stellen können, doch nur ein Künstler. Und man kann wohl nicht Leuten gratuliren, deren ganze sociale Stellung sich, um das gewiß unparteiische, wenn auch strenge Urtheil Schillers's über „die Künstler" anzuführen, darauf beschränkt, daß sie „vertraute Lieblinge" der ganz einflußlosen, und überdies bereits „sel'gen Harmonie" sind. Herr Meixner ist übrigens durch Verleihung eines Ordens erfreut worden, und es ist bei der außerordentlich großen Anzahl von Ordensträgern, die bei uns herumgehen und eine äußerst lästige Passagestörung verschulden, bemerkenswerth, daß er zu dem ungewöhnlich kleinen Häuflein derjenigen gehört, die ihn verdient haben.

Wir sind diesem Schauspieler gegenüber für die vielen heiteren Stunden, die wir ihm verdanken, zum

Digitized by Google

Lobe verpflichtet. Wir freuen uns, daß wir ihn in so vielen Rollen gesehen haben, und lassen gerne diese Galerie lachender Bilder an uns vorüberziehen. Wie sympathisch boshaft war er stets, wie komisch niederträchtig, wie wußte er für seine Schurkenstreiche unsere Theilnahme zu gewinnen. Was für ein prächtiger Mörder ist er! Er spielt die komischen Mörder aus der guten alten Zeit, und es ist im hohem Grade erheiternd, ihn anzublicken, wenn die Grausamkeit seine Züge verzerrt, wenn der Blutdurst ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen macht, wenn seine Augen wie Dolche funkeln, und die geschliffensten Epigramme niederblitzen gegen alle Nichtmörder. Die modernen Mörder sind alle so mißlaunig, zu blutleer, um an ihrem blutigen Berufe Gefallen zu finden, ihr Herz ist nicht bei der Sache, und man sieht es ihnen sofort an, daß auf ihrem Handwerke kein Segen ruht. Meixner's Mörder dagegen sind Künstler der Vernichtung; sie wecken unsere beste Laune, und man hat kein Mitleid für das Opfer, weil man denkt, daß es doch nur vor Lachen ersticken werde. Dieser Komiker weiß der Bosheit immer neue Reize abzugewinnen, wie der verstorbene Komiker Beckmann der Dummheit. Nur kann man leider die Bosheit nie lieben; aber wenn Beckmann die Dummheit spielte, dann versöhnte man sich nicht nur mit ihr, sie erfreute uns sogar; man verzieh ihr nicht nur allen Aerger, den sie uns im Leben bereitet hatte, man fand sie liebenswürdig, und wenn man sah, wie sie alle Herzen gewann und wie beglückt sie selbst sich fühlte, dann dachte man im Ueberschwunge menschenfreundlicher Gefühle:

Digitized by Google

O, möchten doch alle Menschen, wenn sie schon nicht gleich glücklich sein können, wenigstens gleich dumm sein!

Obwohl wir, wie aus dem Gesagten hervorgeht, Freunde des Komischen sind, haben wir doch den jüngsten burlesken Scenen in unserm Abgeordnetenhause keinen Geschmack abgewinnen können. Es ist dort in der letzten Zeit sehr unästhetisch hergegangen, an die Stelle der Prüderie, mit der früher die sogenannte Würde des Hauses gewahrt wurde, ist jetzt ein äußerst derber Naturalismus getreten, und die Bierbank-Politiker sind die reinen Troubadoure gegen manche der gegenwärtigen Volksvertreter. Die Schimpfworte, die neulich im Hause fielen, sind so schlammiger Natur, daß selbst das Echo Anstand nehmen würde, sie zu wiederholen. Und die Abgeordneten, die sich ihrer gegen andere Abgeordnete bedienten, gehören Ständen an, die man bisher zu den gebildeten gerechnet hat. Man wird daher künftighin Jemandem nachrühmen, daß er seinem gesitteten Betragen, sowie seiner gewählten Ausdrucksweise nach den untersten Ständen anzugehören schien; dagegen wird man im Abgeordnetenhause nicht nur dem Präsidenten, sondern auch jedem Abgeordneten eine Glocke zur Verfügung stellen, damit er nöthigenfalls, wie in einem Gasthofe, dreimal dem Hausknechte zu läuten vermöge. Warten wir also ab, bis auch das Parlament sich nicht mehr länger der bereits so vielfach geschätzten Fortschritte der Civilisation wird erwehren können, um wieder über die Vorgänge daselbst zu schreiben.

Digitized by Google

Confiscirliches aus dem Fasching. — Die Brieftaubenpost vom Jahre 1987 ein Anachronismus. — Ein Besuch bei den Australnegern. — Unverehelichte Wöchnerinnen. — Wir Wilden sind doch bessere Menschenfresser!

22. Februar 1887.

Der Fasching ist zu Ende, und der Prinz Carneval hat schon nach siebenwöchentlicher Herrschaft sein Scepter niederlegen und von dem Throne steigen müssen, als wäre er ein armseliger Fürst von Bulgarien. Er hatte während seiner kurzen Herrschaft alle Herzen zu gewinnen verstanden, er hatte die tapferen Mädchen, die unter seiner Fahne aufopferungsvoll tanzten, zum glorreichen Altare geführt, aber es hat dem armen Battenberger Carneval nichts geholfen, und er ist den Intriguen des Aschermittwoch zum Opfer gefallen, mit dem Niemand wegen eines „Bischen" Fasching in Conflict gerathen will, und der jetzt die Welt seine Knute fühlen läßt. Der kurze Freiheitstaumel ist vorüber, die Ruhe und Ordnung der Welt sind wieder hergestellt, und Alle, die dem mächtigen Kanzler Morpheus Opposition gemacht, sind wieder reuige Siebenschläfer geworden und fügen sich gern dessen Septennat.

Man müßte für den Seelenfrieden der Bewohner unserer Stadt zittern, wenn man auf den Bällen die

Digitized by Google

vielen verführerischen Sirenen sah. Wie gefährlich war die Unschuld der schönen Mädchen, wie grausam die Anmuth der Frauen! Und kein Staatsanwalt confiscirte diese wühlerischen Flugblicke, diese aufreizenden Schultern, diese jacobinischen rothen Lippen, dieses mit Vorbedacht begangene Lächeln. Fürst Bismarck, der fortwährend Herz und Nieren der Liberalen prüft und in Folge dieser subcutanen Inspection erst neulich wieder zu dem schönen Resultate gelangt ist, daß diese „Brunnenvergifter" seien, würde euch mit weit größerem Rechte Brunnenvergifterinnen nennen!

Man hat sich aber an den letzten Faschingstagen noch mit einem Eifer unterhalten, als wenn man die Absicht gehabt hätte, sich in den kommenden Fasten die größten Entbehrungen aufzuerlegen. Wie lustig war das große Carnevalsfest der Wiener Künstler, der sogenannte G'schnasball, der am Faschingmontag stattfand! Die zwei schönsten Bälle des Wiener Faschings sind eigentlich gar keine Bälle. Der Ball der Schriftsteller, der „Concordia"-Ball, ist kein Ball, sondern eine Ausstellung, und der Ball der Künstler, der G'schnasball, ist kein Ball, sondern eine Emeute. Zum Unterschiede von der Narrheit in unserem Parlamente war die auf dem Künstlerballe sehr sympathisch, und die Heiterkeit, diese Poetin, die Allem Leben einhaucht, diese Künstlerin, die Alles mit ihrem Farbenzauber verschönert, riß Jeden mit sich fort. Die Säle des Künstlerhauses waren überfüllt, so daß einem in der großen Hitze nur noch eine Glatze eine kleine Abkühlung zu gewähren vermochte. Ach, die Güter dieser Welt sind ungleich vertheilt, und nur

Digitized by Google

zwei Drittel der Anwesenden erfreuten sich jener Annehmlichkeit. In dem Strome von Menschen, der durch die Räume wogte, fiel mir eine allerliebste, kleine brünette Welle auf. Da das Fest ein Bild Wiens in hundert Jahren geben sollte, stellte die junge Dame die Brieftaubenpost dar, bei der Turteltauben die Rolle der gegenwärtigen ungeflügelten Briefträger übernehmen würden. Sie trug auf dem Kopfe und auf den Schultern weiße Tauben und auf dem Rücken einen zierlichen Briefkasten, aus dem ebenfalls Tauben die Briefe auszuheben sich anschickten. Liebenswürdige Schwärmerin! Wird es denn noch Tauben geben in hundert Jahren? In dieser von Haß, Neid und Zwietracht erfüllten Welt werden nur mehr die Geier ihr Fortkommen finden.

Einen erschreckenden Abschluß hat der Carneval im Süden Europa's, im südlichen Frankreich und in Italien durch die heftigsten Erdbeben gefunden. Es ist merkwürdig, die ganze Welt ist conservativ, nur der Erdball ist es nicht. Er hat zwar seinen ursprünglichen Radicalismus aufgegeben, sein Charakter ist mit dem zunehmenden Alter sanfter geworden, aber wenn er auch nicht große Umwälzungen wie ehemals versucht, so erlaubt er sich doch noch hin und wieder einen kleineren Putsch. Doch so verlockend es auch für mich wäre, die vielen Theorien über das Erdbeben um eine neue zu vermehren, so widerstehe ich doch der Versuchung, über dieses Naturereigniß weiter zu sprechen, denn nach einem berühmten Worte ist das würdigste Studium des Menschen der Mensch. Ich habe daher in dieser Woche den

Digitized by Google

Ureinwohnern Australiens einen Besuch abgestattet, und zwar, wie der Leser überrascht sein wird, zu vernehmen, nicht in ihrer Heimat, sondern in der Walfischgasse, wo sie gegenwärtig ausgestellt sind. Ich fürchtete schon, mich vielleicht gar verspätet zu haben, da diese Race im raschen Aussterben begriffen ist und sich davon durch alles Zureden nicht abbringen läßt. Aber ich traf sie glücklicherweise noch am Leben.

Unter den Thieren erregen gewöhnlich nur solche die allgemeine Neugierde, welche die vollkommensten ihrer Art sind, wie beispielsweise sprechende Seehunde, gebildete Pudel, gelehrte Affen u. s. w. Dagegen locken in der Regel nur jene Menschen das große Publicum an, welche die unvollkommensten ihrer Gattung sind, wie Zwerge, siamesische Zwillinge, Menschenfresser u. dgl., und man trifft daher in den Ausstellungen Thiere, die den Menschen, und Menschen, die den Thieren am nächsten kommen. Die Australneger stehen unter allen Racen auf der niedrigsten Stufe, und sie sind wohl nur den armen Hottentotten zum Troste erschaffen, damit auch diese, die sonst gar keinen Grund hätten, stolz zu sein, auf eine Menschenrace mit Verachtung herabzublicken vermögen. Die schwarze Haut der Ureinwohner Australiens ist in der ausgiebigsten Weise mit Hautreliefnarben ausgeschmückt, sie ist also einfach, aber geschmackvoll tätowirt, und diese Toilette, welche nicht den Veränderungen der launischen Mode unterliegt, ist die einzige, die in ihrer Heimat — auch für Nachmittagsbesuche — üblich ist. Die hier ausgestellte Familie, Mann, Weib und Kind, ist aber wenigstens an den noth-

Digitized by Google

wendigsten Körpertheilen durch eine Art phantastischer Schwimmhose gegen die Unbilden unseres rauhen Klima's geschützt. Ueberdies trägt das Familien-Oberhaupt ein zierliches Spazierstöckchen in der durchbohrten Scheidewand seiner mehr durch behäbige Breite als durch kühnen Schwung ausgezeichneten Nase, wogegen seine Frau, von der ich mit Bestimmtheit erwartet hatte, daß sie ihren Ehering in die Nase gesteckt haben werde, diese pietätsvolle Verzierung vollständig vermissen ließ. Ich halte es für meine Pflicht, dieselbe, obwohl ich mich sonst in Privatverhältnisse niemals einmenge, darauf aufmerksam zu machen, daß die Schwarzen unseres Abgeordnetenhauses (unter welchen man bei uns nicht Neger, sondern Clericale versteht) den Antrag eingebracht haben, daß die Wohlthaten des Krankenversicherungs-Gesetzes, das von unseren gesetzgebenden Körperschaften berathen wird, „unverehelichten Wöchnerinnen" nicht zugute kommen sollen.

Auf welcher niedrigen Stufe der Civilisation diese Kannibalen stehen, geht schon daraus hervor, daß sie sich, ungeachtet der wohlthätigen Lehren einer Jahrhunderte alten Geschichte, im Kriege noch immer nicht todtschießen, indem sie keine anderen Waffen besitzen, als eine ganz ungebildete Keule, die sie Nullah-nullah benennen, und den Bumerang, eine Wurfwaffe aus Holz, die in einem Winkel von fünfundvierzig Graden gebogen ist und stets zum Schleuderer zurückkehrt, eine Eigenthümlichkeit, die, dem Himmel sei Dank, bei den Geschossen unserer Repetirgewehre, wenigstens bisher, noch nicht beobachtet worden ist.

Digitized by Google

Die Ureinwohner Australiens sind leider nur in culinarischer Beziehung Philanthropen, indem sie die schönsten geistigen Eigenschaften des Menschen nicht zu ästimiren verstehen, dagegen aber das Fleisch desselben, namentlich wenn es unterspickt ist, sehr hoch schätzen. Dieses Lieblingsgericht scheint jedoch, selbst wenn es nur halb englisch gebraten wird, ihre Verdauungskraft sehr in Anspruch zu nehmen, denn so oft sie sich dem Genusse desselben hingegeben haben, machen sie regelmäßig ein kleines Tänzchen, das den neckischen Namen Palti führt, aber trotzdem sehr einförmig wäre, wenn sie es nicht durch die an drolligen Varianten sehr reiche Pantomime des Umbringens in pikanter Weise zu würzen verständen. Manches kannibalische Mädchen hat schon durch den Liebreiz, den es hiebei entfaltete, die Herzen australischer Urjünglinge im Sturme erobert! Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu erklären, daß ich den so unmoralischen Genuß von Menschenfleisch in keiner Zubereitung billige; dessenungeachtet aber finde ich die Vorurtheilslosigkeit rühmenswerth, welche diese Naturwilden hiebei an den Tag legen, indem sie den Menschen ohne Rücksicht auf den Steuercensus fressen.

Es sollte mir nicht gegönnt sein, die Stätte der Wirksamkeit dieser Bumerang-Schleuderer in jener gehobenen Seelenstimmung zu verlassen, mit der ich sie betreten hatte. Ich erhielt nämlich von dem Impresario der Menschenfresser die Trauerkunde, daß die nach Europa gebrachte Gesellschaft dieser eigenthümlich veranlagten Australneger ursprünglich aus sieben Personen bestanden habe, daß aber von diesen nur mehr

Digitized by Google

die ausgestellte dreiköpfige Familie übrig geblieben sei. Vier derselben wandeln nicht mehr unter den Lebenden, die Kannibalen haben sich wahrscheinlich vor Gram — verzehrt!

Digitized by Google

Politik und schlechtes Wetter. — Der langweilige „Figaro" in der Hofoper und die griechischen Greise im Burgtheater.

27. März 1887.

Die ganze Welt hat den neunzigsten Geburtstag des glorreichen deutschen Kaisers als Fest des Friedens und der Eintracht bejubelt, und kein Mißton störte die erhebende Feier, wenn wir von den zahllosen Lyrikern absehen, die aus diesem Anlasse ihr Saitenspiel erklingen ließen. Doch ist der Janustempel, den man während des schönen Festes sorgfältig verschlossen hatte, gleich nachdem dieses vorüber war, wieder ausgelüftet worden, indem Fürst Bismarck das Thor desselben ein bischen öffnete und darauf hinwies, daß wir noch immer an dem Vorabend großer Ereignisse stünden, während die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, um auch ihr Scherflein zu dem kostspieligen Abendscherze beizutragen, ein Communiqué über die Enthaltung Deutschlands von der Pariser Weltausstellung in splendider Weise zum Besten gab. Der Hausse-Fandango, den die europäischen Börsen zu schlingen begannen, nachdem sich die „feste Tendenz" der aufgeregten Gemüther bemächtigt hatte, hat dadurch vorläufig eine kleine Unterbrechung erfahren, und die Rothschild-Gruppe, die von den Liebhabern der Börse

Digitized by Google

in gleicher Weise bewundert wird, wie die Niobe-Gruppe von den Freunden der Kunst, hält, malerisch hingelagert, Siesta.

An heiteren Ereignissen hat es in dieser Woche so sehr gemangelt, daß Einige der Langweile zu entgehen suchten, indem sie sich um den so abwechslungreichen bulgarischen Thron bewarben. Das unfreundliche Wetter vergrößerte noch die allgemeine Verstimmung. Der Frühling, dessen Ankunft wir seit einer Woche so ungeduldig erwarten, ist leider nicht erschienen; die Schwalben haben mit Rücksicht auf die ungünstigen Conjuncturen ihre Rückreise verschoben, und die Sonne hat in ihrer bureaukratischen Langsamkeit die Berge grauer Wolkenfascikel, die vor ihr aufgethürmt liegen, noch immer nicht erledigt. Es geht sehr unparlamentarisch zu in der lieben Natur, und sie hält ihre Tagesordnung niemals ein: statt des blauen Himmels, der auf dieser steht, bescheert sie uns blaue Nasen, statt der lieblichen Vögel, die sich zum Worte melden sollten, heulen winterliche Stürme, und statt der außerordentlichen Einnahmen, die wir durch das Versetzen unseres Winterrockes zu erzielen hofften, werden wir zu einer unvorhergesehenen Ausgabe für die Neuanschaffung warmer Barchentleibchen gezwungen. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn man unter solchen Verhältnissen die Geduld verliert und selbst der alte concessionirte Weltträger Atlas die Achseln zuckt, so daß die Erde zu beben beginnt, wie am letzten Mittwoch.

Während die Wälder und Wiesen noch verschneit sind, findet man doch schon auf der Speisekarte die

Digitized by Google

ersten Frühlingsboten, denn als wir neulich in die Betrachtung einer solchen versunken waren und wehmüthig all' der schönen, so rasch dahingeflogenen Faschingskrapfen gedachten, entdeckten wir dort den ersten jungen Spargel, der jedoch durch seinen hohen Preis gegen die frivole Neugierde lüsterner Feinschmecker geschützt war. Von den anderen Kindern der verjüngten Natur, die jedoch des Schmuckes der Semmelbröfel entbehren, zogen die vielen Blumen die Aufmerksamkeit auf sich, die dem Fräulein Bianchi aus Anlaß ihres letzten Auftretens gespendet wurden. Ich habe der Abschiedsvorstellung der berühmten Sängerin nicht beigewohnt, sondern sie kurz vorher in der „Hochzeit des Figaro" gehört. Diese Aufführung war in hohem Grade interessant, denn ich hätte nicht gedacht, daß diese herrliche lustige Oper so langweilig gegeben werden könne.

Es war Einem in diesem Sevilla zu Muthe, als wenn man Neapel gesehen hätte, nach dessen Besichtigung man ja, wie das Sprichwort behauptet, vollständig lebensüberdrüssig wird. Der Figaro des Herrn Rokitansky lächelte fortwährend gezwungen, wie Einer, der sich für eine reiche Braut photographiren läßt, und auch die Susanne des Fräuleins Bianchi war nicht hochzeitlich gestimmt und spielte und sang so resignirt, als wenn sie vorgehabt hätte, ihre Haare dem Friseur zurückzustellen und den Chignon mit dem Nonnenschleier zu vertauschen. Der Barbier, der so queckfilbern ist, daß man nicht die Angst los wird, die ehrsamen Bewohner Sevilla's, die sich von ihm rasieren ließen, würden unter seiner unruhigen Hand verbluten, war äußerst schwer-

Digitized by Google

fällig und phlegmatisch, aber darum nicht minder lebensgefährlich, denn wenn ihm auch das übersprudelnde Temperament fehlte, um Jemanden den Hals abzuschneiden, so besaß er dafür die genügende plumpe Corpulenz, um Einen während des Rasierens zu erdrücken. Man glaubt diesem Figaro nicht seine Streiche und sein unvernünftiges, leichtfertiges Betragen. Er schien zwar niemals rationell gelebt zu haben, aber doch nur insoferne, als er offenbar, ungeachtet seiner Vorliebe für stickstoffhaltige Nahrungsmittel, immer eine sitzende Lebensweise geführt und es versäumt haben mußte, Nachmittags mindestens zwei Stunden spazieren zu gehen. Herr Reichmann, der lyrische Trompeter von Säkkingen, war als Graf Almaviva so mißlaunig wie ein nicht gelesener Lyriker, und die kleine Susanna war ihm, um eine Lieblings-Metapher des Fürsten Bismarck zu gebrauchen, Wurst, oder wenn man ein eleganteres Bild aus dem näher gelegenen Coiffeurladen vorzieht, Pomade. Frau Papier als Gräfin war langweilig wie ein Sonntag-Nachmittag in Krems, und gelangweilt wie eine Kremserin an einem Sonntag-Nachmittage in Krems. Sie sang und blickte höchst verdrießlich, und nicht einmal der grüne Junge Cherubin that ihrem Auge wohl. So wie der Müller geweckt wird, wenn die Mühle zu klappern aufhört, so erwachte man, wenn man die Sängerinnen und Sänger nicht mehr singen hörte, aber es war kein fröhliches Erwachen, denn sie sprachen dann statt zu singen, und seit Richard Wagner die Sänger zu einer deutlichen Aussprache gezwungen hat, hört man erst, wie schlecht sie sprechen.

Digitized by Google

Ich habe über diese lässige Vorstellung nur gesprochen, weil es schien, als wenn die Kräfte unserer Oper gegen die große Vergangenheit nicht so pietätsvoll seien, wie gegen die mittelmäßige Gegenwart und die ungewisse — Zukunft, und es sehr zu bedauern wäre, wenn unter dem mächtigen Einflusse der Langhander und Handlanger jener Richtung Meisterwerke, die zum alten „eisernen Bestande" jeder Oper gehören, zum alten Eisen geworfen würden.

Einen Ersatz für das Scheiden des stimmbegabten Fräuleins Bianchi bietet den Freunden der Oper das Gastspiel der Frau Marcella Sembrich, die sich, sowie vorher im Concertsaale, nunmehr auch in der Oper als Gesangskünstlerin bewährt hat. Während die Oper ungeachtet der erhöhten Preise an dem ersten Gastspielabend überfüllt war, hatte „Oedipus in Kolonos", der am selben Abende im Burgtheater gegeben wurde, ungeachtet seiner Neuheit nur ein sehr spärliches Publikum angelockt. Und doch spielt Herr Robert den Oedipus vortrefflich, und Fräulein Barsescu gibt die Rolle der Antigone Gelegenheit, uns den vollen Umfang ihrer schönen Arme bewundern zu lassen. Fräulein Tondeur sieht sehr hübsch aus, ihre Anlagen gelangen im griechischen Gewande zum vollen plastischen Ausdrucke, so daß ihre Ismene stellenweise sehr abgerundet ist. Herr Reimers, dessen Strammheit anfangs, als er in voller Rüstung die Bühne betrat, die Besorgniß erregte, er würde Gewehr 'raus! rufen, spielt den Theseus mit Talent und übertrumpft durch sein schönes klangvolles Organ alle Mitspielenden; Herr Devrient besticht durch seinen

Digitized by Google

schöngeschnittenen griechischen Kopf, der aber trotzdem erst, wenn er mit einem neuen Cylinderhute bedeckt ist, bedeutend erscheint, und die ältesten Leute von Kolonos, die in der Bearbeitung Wilbrandt's die Erben des griechischen Chores sind und sich nicht erinnern können, jemals ähnliche tiefsinnige Gespräche geführt zu haben, erfreuen durch ihr allgemeines ehrwürdiges Aussehen und ihre besondere Lebensmüdigkeit.

Aber „König Oedipus", der einen so großen Erfolg hatte, ist ein fast modernes Sensationsstück gegen den „Oedipus in Kolonos"; die Handlung ist spannend, jede Scene wirksam und ergreifend, während „Oedipus in Kolonos" nur ein sehr wenig dramatisches Nachspiel ist, in dem Oedipus durch den Tod von seinen Leiden erlöst und von den grausamen Verfolgungen des Schicksals befreit wird, das wie eine Gänsehüterin die unruhig hin- und herflatternden Menschen vor sich hertreibt, bis sie an ihrer letzten dunklen Behausung anlangen.

Digitized by Google

Ein verspäteter Protest des Grafen Thun. — Drei Großkreuze. — Ein altadeliger Scharfrichter. — Der Salon.

10. April 1887.

Die beiden Häuser des Reichsrathes sind in dieser Woche ein bischen vertagt worden, und in Folge der hiedurch wieder möglich gewordenen Ersparnisse sahen die Familienväter mit geringerer Besorgniß den drohenden vergnügten Feiertagen entgegen. Auch der Himmel hat endlich blau gemacht und da die Finsterlinge in ihre heimatlichen Thäler zurückgekehrt sind, kann die Sonne wieder in ihrem vollen Glanze strahlen, sie beleidigt Keinen mehr damit. Die Verhandlungen des Reichsrathes waren übrigens in der letzten Zeit außerordentlich schwül, um das häßliche Wort „langweilig" durch einen meteorologischen Ausdruck zu umschreiben, und da der Antrag auf Wiedereinführung der confessionellen Schule, von dem so lange die Rede war, nicht eingebracht wurde, hatten wir nicht Gelegenheit, uns wenigstens wieder einmal an dem kuhwarmen Alpenhumor unserer ländlichen Schwarzen und an der oratorischen Unbeholfenheit zu ergötzen, die sich bei ihnen immer einstellt, so oft sie vor Zuhörern sprechen, die sie nicht mit „Des" anreden können.

Digitized by Google

Nur dem Mitgliede des Herrenhauses, dem Grafen Leo Thun gelang es, die Wolken des Trübsinnes für einen Augenblick von unserer Stirne zu verscheuchen. Man weiß nicht, ob der Geist des Herrn über ihn gekommen war oder ob er sich nur sonst langweilte, denn er hielt plötzlich eine Rede, um in hochfeierlicher Weise gegen die Bezeichnung unseres Staates als „Oesterreichisch-Ungarische Monarchie" Verwahrung einzulegen. Da die Aenderung der Firma des österreichischen Staates durch die Aufnahme des früher stillen Gesellschafters, Ungarns, in dieselbe bereits vor zwanzig Jahren erfolgt ist, hat dieser Protest selbst in den bureaukratischen Kreisen, die gewiß jeder Ueberstürzung abhold sind, den Eindruck einer kleinen Verspätung hervorgerufen. Aber freilich, der fromme Graf ist einer unserer besonnensten Staatsmänner, der jeden Unsinn sehr lange überlegt, bevor er ihn ausspricht.

Noch vor der Vertagung des Reichsrathes sind die drei hervorragendsten Mitglieder unseres Ministeriums, Graf Taaffe, Herr v. Dunajewski und Herr v. Gautsch, die bisher schon mit der Versöhnung, mit den Finanzen und dem Unterrichte ein großes Kreuz hatten, durch Großkreuze ausgezeichnet worden. Es wurden in den Zeitungen die verschiedensten Ansichten über die eigentlichen Verdienste, für die ihnen diese Decorationen zu Theil geworden seien, ausgesprochen, ich konnte jedoch keiner derselben beipflichten.

Weit größeres Aufsehen, als wenn einem unserer Salamimänner das Großkreuz des brasilianischen Rosen-Ordens verliehen worden wäre, erregte die Mittheilung,

Digitized by Google

daß der Nachfolger des uns Allen so unvergeßlichen Willenbacher, der neue Scharfrichter Herr v. Seyfried, der in dieser Woche die erste Hinrichtung vollzogen hatte, einem der ältesten Adelsgeschlechter entstamme, dessen Ahnherr vor dreihundert Jahren wegen des unverwüstlichen Temperamentes, das er beim Niedersäbeln von Ungläubigen auf dem Schlachtfelde an den Tag legte, in den erblichen Adelstand erhoben wurde. Der Fall, daß die Sprossen alter Adelsfamilien von bürgerlichen Scharfrichtern gehenkt wurden, ist, dem Himmel sei Dank, schon so oft vorgekommen, daß die vornehme Gesellschaft nicht mehr durch ein solches Ereigniß besonders allarmirt wird; aber daß ein ganz geschlechtloser bürgerlicher Raubmörder von einem altadeligen Henker hingerichtet wird, ist so unerhört, daß die hohen Kreise dadurch in die größte Bestürzung versetzt worden sind. Nun kann man billigerweise Herrn v. Seyfried nicht zur Strafe für die ruhmreiche Vergangenheit seines Geschlechtes des Amtes entsetzen, während andererseits jede Hinrichtung, die er vorzunehmen gezwungen wäre, seine Standesgenossen stets von neuem auf das peinlichste berühren würde. Es gäbe nur ein Mittel, um diesem Dilemma auszuweichen, — die Aufhebung der Todesstrafe. Allein diese Frage, die einst so viele Köpfe und Herzen erregte, ist längst, um ein bei den Berliner Schriftstellern sehr beliebtes Bild mir anzueignen, von der Bildfläche verschwunden, und es kann mir daher umsoweniger einfallen, die Discussion hierüber wieder aufzunehmen, da ich niemals umgebracht worden bin und daher keinen Beruf habe, in dieser Fachfrage mitzusprechen,

Digitized by Google

auch Niemanden umgebracht habe und somit über dieses Thema wie ein Blinder über die Farbe urtheilen würde.

Doch wir wollen unser feuilletonistisches Nomadenzelt, da wir jetzt keinen üppigen Weideplatz gefunden hatten, bei dem wir länger verweilen könnten, rasch wieder abbrechen und es in der eben eröffneten Jahresausstellung des Künstlerhauses wieder aufschlagen. Wir haben auch diesmal nur Pferde aus den edelsten Familien angetroffen, aber sehr gewöhnliche Menschen; Göttinnen, die bestimmt zu sein schienen, von der Höhe eines Kachelofens herab uns milde anzulächeln, und schön geschnittenen Spargel von classischer Schönheit; sehr wenig comfortables Interieur, dagegen äußerst bequeme Gesichter, die das Gedächtniß nicht im mindesten belästigen, da man sie sofort, nachdem man sie gesehen hat, wieder vergißt; Nixen und polnische Juden — weßhalb aber verführen die befleckten Wasserfräulein immer den armen Fischerknaben, ins Wasser zu gehen, und warum tanzen die Töchter des Nereus nicht ihren verführerischen Reigen, um diese galizischen Jünglinge zu verlocken, ein kleines Bad zu nehmen? — endlich Porträts von Männern, deren Nasen die Farbe eines Hummers haben, aber allerdings, um Niemanden Unrecht zu thun, eines gesottenen, und von Frauen in jenem vorgerückteren Alter, in welchem sie in der Regel Pfaffen in die Hände fallen, oder wenn sie Rationalistinnen sind, sich kleine Möpse halten. Wir haben auch wieder mehrere schöne Gemälde und Sculpturen gesehen, so zum Beispiel eine sehr stimmungsvolle Abendlandschaft unseres trefflichen Robert Ruß: Vorfrühling in der Penzinger-Au, die freilich

Digitized by Google

sehr nachtheilige Folgen nach sich ziehen kann, da sie vielleicht Manchen verführt, eine Sommerwohnung in Penzing zu miethen, von Tilgner die Marmorbüste eines reizenden Mädchens, dem man das unverschämte Näschen abhauen möchte, um es, in Watte gewickelt, an seinem Herzen zu tragen, und einige andere.

Aufgefallen sind uns noch:

Nr. 59. Kleine Neapolitanerin. Die Kleine ist zwar sehr verblüht, aber dafür eine sogenannte gute Partie, vorausgesetzt, daß sie den reichen Rahmen des Bildes als Mitgift erhält.

Nr. 122. Porträt. Eine mittelalterliche Ruine mit einem einzigen wohlerhaltenen Stück Fensterglas im rechten Auge.

Nr. 133. Das Lager der Kleopatra. Da uns der liederliche Lebenswandel der schönen Königin bekannt war, traten wir mit den größten Erwartungen an ihr Lager heran, fanden aber dort nur ein Gewühl von drei Zuckermelonen, einem ausgestopften Pfau und einigen Blumen. — Wir hätten wahrhaftig auf dem Lager der Kleopatra nichts weniger gesucht, als ein Still-Leben!

Nr. 138. Elisabeth von Thüringen nimmt im Kloster zu Marburg Abschied von ihren Kindern. Wenn auch die Landgräfin das Gelübde der Armuth abgelegt hat, so ist es doch eine zu weit getriebene Sparsamkeit, daß sie sogar ihren Knaben die Kleider seines Vaters tragen läßt, die ihm viel zu lang sind!

Nr. 426. Sappho in Marmor. Frau Wolter, die wieder einen längeren Urlaub antritt, umarmt ihre An-

Digitized by Google

gehörigen; ach, ein Engagement beim Burgtheater ist doch ein fortwährendes Abschiednehmen!

Nr. 431. Leonidas, Marmorstatue für das Parlaments-Gebäude. Leonidas erscheint mit einem Lorbeerkranze in der Rechten und mit einem Feigenblatte — nicht in der Linken.

Nr. 517. Porträt Sr. Excellenz Sigmund Freiherrn Conrad v. Eybesfeld, gemalt im Auftrage des k. k. Unterrichtsministeriums. „Nähere Angaben fehlen"; doch behaupten Kleinigkeitskrämer, die sich um die unbedeutendsten Einzelnheiten unseres öffentlichen Lebens kümmern, der Porträtirte sei vor einiger Zeit einige Zeit Minister gewesen.

Digitized by Google

Die Gelehrten der Freudenau. — Erbitterte Hebammen. — Neuerliche Erkletterung des Stephansthurmes. — Eine Gründung ohne Gründer.

24. April 1887.

Das war bisher ein schlecht stilisirter Frühling mit unmäßig lang ausgesponnenen wässerigen Perioden, dann wieder nachlässig hingeworfenen kurzen Sonnenblicken, ohne jeden logischen Zusammenhang, und Sträuchern und Bäumen, die unter einem winterlich düstern Himmel ohne jeden innern Drang zu grünen und zu knospen schienen. Wir glaubten schon auf den Frühling vollständig Verzicht leisten zu müssen und wurden doch durch keine anderen Freuden hiefür entschädigt.

Die Rennen, die jetzt zweimal in der Woche stattfinden, lockten in Folge des schlechten Wetters nur wenige Neugierige in die Freudenau, und nur jene auserwählten Geister gaben sich dort ein Stelldichein, die sich mit Philosophie im Stalle, mit Aesthetik im Ballet, mit Mathematik am Spieltische und mit orientalischer Philologie bei den Wucherern beschäftigen. Sonst herrschte in unserer Stadt die Stille eines Nonnenklosters, die nur auf einige Augenblicke durch das fürchterliche Geschrei der von allen Seiten zusammenströmenden Hebammen unterbrochen wurde. Daran trug jedoch nicht etwa das

Digitized by Google

Wieder-Erscheinen der Störche Schuld, die schon seit jeher, ohne irgend einen Befähigungs-Nachweis beibringen zu können, eine höchst unreelle Concurrenz des von den Hebammen betriebenen Kleingewerbes bilden. Vielmehr waren die trefflichen Frauen unter einander in Streit gerathen, denn sie hatten sich wegen der Frage der Altersversorgung, also einer Frage, die sonst für das weibliche Geschlecht wegen der bei demselben nie vorkommenden höheren Altersstufen von keiner praktischen Bedeutung ist, in zwei feindliche Lager getheilt, und die Streitenden hielten einige äußerst bewegte öffentliche Versammlungen ab, in denen sie sich leider mit den empfindlichsten parlamentarischen Usancen überhäuften.

Ein bischen Sensation hatte es auch erregt, daß ein junger Mann in nachtschlafender Zeit auf den Stephansthurm von außen geklettert war, jedoch nicht, wie wir zur Beruhigung ängstlicher Mütter bemerken wollen, weil er mit einer jungen Dame aus einer der angesehensten Familien ein nächtliches Rendezvous auf der Thurmspitze verabredet hatte, sondern nur, weil er dem immer mächtiger nach Befriedigung strebenden Triebe, eine kleine Fahne oben aufzuhissen, nicht länger zu widerstehen vermochte. Da die Erkletterungen des Wahrzeichens von Wien, seit der unvergeßliche Pircher hiezu die erste Anregung gegeben, immer häufiger werden, so wird man auch hierin, wie in so manchen anderen Dummheiten, eine höchst beachtenswerthe Aeußerung der Volksseele erblicken dürfen. Es verdient daher, wohl erwogen zu werden, ob man nicht den Stephansthurm bei künftigen Volksfesten als Kletterbaum benützen sollte,

Digitized by Google

und in diesem Falle bürgt uns der gesunde Sinn unseres Gemeinderathes dafür, daß er eine kleine Mehrauslage für Cervelatwürste nicht scheuen werde, die an dem Thurmknaufe befestigt und dem Sieger im Wettklettern zur ewigen Erinnerung an die herrlichen Strapazen zu Theil würden.

Eine edlere Erheiterung des Volkes beabsichtigen jene Wiener Bürger, die sich vor einigen Tagen zur Gründung eines neuen Volkstheaters vereinigt haben. Es gibt zwar Pessimisten, welche die Schließung einiger alter Theater für wünschenswerther halten, als die Errichtung neuer, aber wir sind überzeugt, daß das Volkstheater, wenn es seine, freilich sehr reichlichen Versprechungen hält oder, richtiger, zu halten vermag, auf die Theilnahme nicht nur der falschen Theater-, sondern auch der wahren Volksfreunde rechnen darf. Das neue Theater wird nicht, wie die ehemalige Komische Oper, die Börsen der Börse in Anspruch nehmen, und keiner der Matadore derselben ist, wie in eingeweihten Blättern zu lesen war, unter den Gründern zu finden. Wenigstens haben wir dann nicht zu besorgen, daß etwa wegen des knappen Geldstandes ein angekündigtes Gastspiel bis zum Fälligwerden des Mai-Coupons verschoben werden oder wegen einer außerordentlichen General-Versammlung der Tramway-Gesellschaft das Theater gar geschlossen bleiben müßte.

Während in den letzten Tagen dieser Woche das griesgrämige Wetter sich etwas aufzuheitern begann, tauchten an dem politischen Horizonte so viele schwarze Punkte auf, daß dieser vollständig tätowirt erschien. Aus

Digitized by Google

Afghaniſtan, Bulgarien und dem Elſaß trafen die beunruhigendſten Nachrichten ein, und auch in den Montenegrinern ſollte wieder der Johannestrieb nach friſch geſtohlenen Hammeln erwacht ſein. Im höchſten Grade aber wurde die Welt durch die Hiobspoſt in Beſtürzung verſetzt, daß der Miniſter Herr v. Giers zum ruſſiſchen Oſterfeſte keinen Orden vom Czar erhalten hatte. Man hätte ſich wirklich, falls man nicht durch wichtigere Berufsgeſchäfte daran verhindert war, den Bauch vor Lachen halten mögen, daß einem Orden eine ſolche Wichtigkeit beigelegt wurde. Wir würden die allgemeine Theilnahme weit eher begriffen haben, wenn es ſich um einen echten ſibiriſchen Zobelpelz gehandelt hätte, der das Vorrecht nur weniger Auserleſener iſt, als um einen Toilette-Gegenſtand, den in unſerer Zeit, in der man bald daran wird denken müſſen, ſtatt neuer Orden neue Knopflöcher zu creiren, ſchon faſt Jeder beſitzt. Und der Czar wird gewiß am meiſten überraſcht geweſen ſein, daß in einem Augenblicke, in dem die ruſſiſchen Rubel ſo ſehr im Werthe ſinken, die ruſſiſchen Orden ſo auffallend im Werthe geſtiegen ſind. Ich für meinen Theil glaube zwar an die unwahrſcheinlichſten Dinge, wie zum Beiſpiele, daß es Unheil bringt, wenn Dreizehn an einem Tiſche mehr eſſen und trinken, als ſie vertragen, oder wenn man an einem Freitage Creditactien zum höchſten Curſe kauft; dagegen bin ich denn doch ein zu großer Freigeiſt, um mir einreden zu laſſen, daß derjenige, der einen Orden erhält, ſich deßhalb ein Verdienſt erworben haben müſſe. Ich kenne einen namhaften Gelehrten, der in allen Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften,

Digitized by Google

die bisher noch stattgefunden haben, regelmäßig eingeschlafen ist und dennoch den weimarschen „Orden der Wachsamkeit" erhalten hat, und ich weiß von einem Großindustriellen, der schon an der einen Frau, die er besitzt, mehr als genug hat, und dem deßungeachtet der türkische Medschidie-Orden verliehen wurde. Dagegen werden wir uns nie vermessen, zu leugnen, daß ein Band im Knopfloche solchen Besitzern von Fräcken unentbehrlich sei, deren bedauernswerthe Verdienste sonst für immer mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben würden, also beispielsweise für jene patriotischen Männer, denen es nach jahrelangen Bemühungen gelungen ist, ein Zahnpulver für regierende Familienzähne oder eine Pomade gegen das Ausfallen der Haare gekrönter Häupter zu finden.

Um nicht die Welt neuerdings in Bestürzung zu versetzen, wird man gezwungen sein, sämmtliche Finanzminister Europa's, die sich eben jetzt so große Verdienste um die Contrahirung neuer Anlehen zu erwerben im Begriffe sind, schleunigst zu decoriren. Freilich werden dann gerade die untauglichsten unter ihnen die höchsten Orden erhalten müssen, denn je schlechter die Finanzen durch sie geworden sind, desto größer ist ihr Verdienst, wenn sie dennoch Geld geliehen erhalten. Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Italien und Rußland stürzen sich muthig in neue Schulden, und selbst die arme Türkei ist bereit, die uneinbringlichsten Steuern zu versetzen, um sich Geld zu verschaffen. Da jedoch die Finanzen des Halbmondes nicht mehr Vertrauen genießen, als die des Vollmondes, so würden wir dem türkischen Finanzminister

Digitized by Google

vorschlagen, ein Lotterie-Anlehen auszugeben, das nicht mit zweifelhaftem türkischen Gelde, sondern mit echt türkischem Tabak verzinst würde und dessen Gewinnste bei den Ziehungen in einer größeren Haupt-Odaliske und mehreren proportionirten Neben-Odalisken bestünden.

Digitized by Google

Aus Pest.

10. Mai 1887.

Wie verschieden sind doch die Gefühle, die der Frühling in der menschlichen Brust wachruft! Den Verliebten beglückt es, nunmehr mit seiner Angebeteten heimliche Praterpfade wandeln zu können, der Lyriker erwartet ungeduldig das Grünen der Flur, um unbelauscht seine poetischen Verbrechen wider die Natur zu begehen, die junge Dame freut sich bei dem fortwährenden Steigen des Thermometers darauf, daß ihre Sommersprossen bald saisongemäß sein werden, und ich, der ich kein lyrisches Talent, keine Geliebte und keine Sommersprossen habe, sehne mich, wenn der Himmel endlich in seinem waschechten blauen Frühlingskleide erscheint, nach dem Bahnhofe mit den uralten Koffern, dem dreimaligen Abschiedsgeläute und der dort seit ewigen Zeiten wiederholten Frage: „Rückwärts?", auf die doch niemals eine andere Antwort erfolgt, als ein dumpfes: „Fertig!" Ich fühlte übrigens diesmal eine größere Reiselust als sonst, denn ich empfand daß Bedürfniß, mich nach unserer unausgesetzten Decentralisation wieder ein bischen zu sammeln, und ich beschloß, nach der Hauptstadt des gelobten Landes zu reisen, aus dem wir Wein, Getreide und außer manchen anderen nahrhaften lebenden Wesen

Digitized by Google

auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten beziehen. Das arme Pest steht zwar bei Manchem in dem Rufe, eine liederliche Stadt zu sein, und man muß stets einen wohlaccreditirten moralischen Lebenswandel geführt haben, um eingestehen zu dürfen, daß man nur zu dem überhaupt so verdächtigen — Vergnügen hinreise. Aber mich erinnern Jene, die immer über die Genußsucht in fremden Städten jammern, an den Mönch, der, während ihm ein Don Juan seine vielen Abenteuer beichtete, fortwährend ausrief: „Welch trostloses Leben!", und als der Büßende endlich vollständig zerknirscht seufzte: „Aber ich bereue es ja!" diesem erwiderte: „Ich meine ja nicht Ihr Leben, sondern meines!"

Die Landschaft, an der man auf dieser Reise vorüberfliegt, bietet nur wenig Erfreuliches; die meisten Orte, die man sieht, genießen nur einige Localberühmtheit, und die Donau, die gar keinen Verkehr aufzuweisen hätte, wenn es nicht hin und wieder einige Verzweifelte gäbe, die sich hineinstürzen, macht einen melancholischen Eindruck. Von Zeit zu Zeit fesselt ein Meer von Spinat den bewundernden Blick, und auf den Weiden sieht man die berühmten ungarischen Ochsen lagern mit riesigen Hörnern, wie geschaffen zu gemüthlichen Ehemännern und doch verdammt dazu, Junggesellen zu bleiben. Auf einem der Bahnhöfe, in die wir einfuhren, stand ein Zug, aus dem uns ein sonderbarer Brummchor entgegentönte, so daß eine sächsische Bildungsreisende den Schaffner fragte, ob dies vielleicht das berühmte tausendstimmige Elsen sei? Es waren aber nur jüngere Zöglinge des Bakonyerwaldes, und als wir den Bahnhof verließen

Digitized by Google

und den tiefen Moraſt ſahen, der ſich vor demſelben weithin ausdehnte, verſtanden wir jene Bruſttöne tiefer Trauer darüber, daß man „vom Liebſten, was man hat, muß ſcheiden". Ein herrliches Schauſpiel bot dagegen, als wir uns Peſt näherten, die untergehende Sonne. Der Abendhimmel ſpielte in rothen, gelben und grünen Farben, — ein äußerſt ſtimmungsvolles gemiſchtes Compot!

Ich habe die Hauptſtadt Ungarns ſchon einmal ſehr ausführlich beſchrieben, und ich kann nur hinzufügen, daß ihre früheren mädchenhaft mageren Formen ſich ſeither ſehr plaſtiſch abgerundet haben und daß ihre Toilette mit der reichen Schleppe von Anbauten den Vergleich mit anderen Großſtädten unbeſorgt herausfordern darf. Peſt iſt, und wie behauptet wird, auf Koſten Wiens, das ſich den Handel nach dem Orient mit orientaliſcher Seelenruhe entwinden ließ, eine reiche Handelsſtadt geworden, denn die Ungarn ſind längſt aus ihrer ehemaligen horizontalen Faullenzerei erwacht, ſie begnügen ſich nicht mehr damit, chauviniſtiſch ihren Nationnabel fortwährend zu beſchauen, und haben einſehen gelernt, daß ſie zwei Beine haben, um vorwärts zu gehen und ſie nicht, wie die Türken, übereinanderzuſchlagen und darauf zu ſitzen, da hiefür ein anderer Körpertheil vollſtändig ausreicht. Es iſt zwar eine von den Aſtronomen noch immer nicht erklärte Erſcheinung, daß die Völker, je näher dem Aufgange der Sonne ſich ihre Wohnſtätten befinden, deſto weiter davon entfernt ſind, ihre Schulden zu bezahlen, und erfahrene Volkswirthe werden gewiß auf frankirte Anfragen gerne zu beſtätigen bereit ſein, daß der ganze Oſten von „böſen Zahlern" bewohnt wird. Aber die „Huſaren der Welt-

Digitized by Google

geschichte", wie sich die Magyaren gerne nannten, als sie noch in Folge ihres regen Sinnes für Nichteinhaltung eingegangener Zahlungsverbindlichkeiten sich des unbeschränkten Mißcredits erfreuten, den tapfere Husaren bei den Capitalisten genießen, haben jetzt ziemlich gesittete Finanzen, und sie appelliren zwar sehr häufig, aber nicht mehr vergebens, an den Geldmarkt, der allerdings seine Scheu, plötzlich durch ein financielles Husarenstückchen überrascht zu werden, noch nicht vollständig zu überwinden vermocht hat.

Den politischen Einfluß, den Ungarn gegenwärtig ausübt, verdankt es seinem Minister Tisza, einem der gescheitesten und schlagfertigsten Politiker der Gegenwart. Während so viele Staatsmänner sich der Reaction in die Arme geworfen haben und für die abgelebten Einrichtungen, die sie wieder hervorsuchen, kein anderes Argument geltend zu machen wissen, als daß sie wie Märchenerzähler nur immer wiederholen: „Es war einmal, es war einmal", ist Tisza dem Liberalismus treu geblieben. Denn wenn die extremen Parteien, die mit vollem Dampfe in nebelhafte Fernen zurück oder vorwärts wollen, den Liberalismus mit vollem Rechte hassen, sieht eine kluge Regierung ein, daß er für sie sehr bequem und nur ein Sicherheitsventil gegen die Ueberspanntheit ist.

In den Straßen Pests herrscht die größte Regsamkeit, aber neben dem geschäftlichen Treiben der Handelsstadt kommt auch das Dolce far niente der Großstadt zur Geltung. Man sieht Viele, die sofort, nachdem sie aus dem Bette gestiegen sind, sich an ihr tägliches Nichts-

Digitized by Google

thun machen, Amphibien, die theils in der Politik, theils im Kaffeehause leben, denn alle Jene, die eine Neigung zum Müßiggange haben, strömen in der Hauptstadt zusammen, wo ja alle ausgesprochenen Talente ihr Fortkommen finden. Es fällt Einem hin und wieder eine vornehme physiognomische Herabgekommenheit auf, wie man sie nur bei den letzten Ausläufern edler Geschlechter wahrnimmt, während man wieder bei so Manchem über seine ganz erfolglosen Bestrebungen, wie ein Lord auszusehen, weinen könnte. Die Meisten warten nur den günstigen Moment ab, sich an den Versorgungs-Attila des Staates anzuhängen; sie politisiren einstweilen in den Tag hinein und heben sich die Bezahlung ihrer Schulden für den Lebensabend auf. Man sieht wohl nur in wenigen großen Städten so viele elegant gekleidete Menschen auf der Straße wie hier, und alle tragen den einst so verpönten Cylinderhut, der sogar bei Einzelnen hart an das Sonnenthaleske streift. Dagegen trifft man auch Jammergestalten wie sonst nirgends, in ein räthselhaftes Durcheinander von Fetzen gehüllt, die kein Lumpensammler aufgabeln möchte, und mit Gesichtern von höchst ungeimpftem, erschreckendem Aussehen.

In dem Gasthofe „Zur Königin von England", in dem ich wohnte, sah ich täglich fast alle Großen des Landes an der Tafel versammelt, — die Großen sind bekanntlich nicht immer Größen. Man trifft da in parlamentarischen Zeiten die Ober- und Unter-Lykurge Ungarns, nämlich Mitglieder des Ober- und Unterhauses, Minister, Obergespäne und eine unglaublich große Anzahl von Excellenzen, Grafen und Excellenzgrafen. Im

Digitized by Google

alten Griechenland gab es Centauren, Chimären, Sirenen und andere interessante Zwitterwesen, die den merkwürdigsten mythologischen Züchtungsversuchen entsprangen. Der Excellenzgraf aber ist ein specifisch österreichisches Doppelgeschöpf. Wenn ein alter Graf für seine langjährigen Verdienste von einem Geheimen Rathe umarmt wird, so entspringt aus dieser Verbindung der Excellenzgraf, während, wenn ein Baron Excellenz wird, diese Vermälung stets unfruchtbar bleibt und ihr niemals ein Excellenzbaron entstammt. Der Staat ist übrigens ein Zwitter: Oesterreichisch-ungarische Monarchie, die Hauptstadt Ungarns ist eine Zwitter: Buda-Pest, und es wäre daher kein Wunder, wenn der Trieb, Zwitter zu schaffen, stets neue Spielarten hervorbrächte.

Auch keiner der Würdenträger, die ich im Gasthofe sah, trug das ungarische National-Costüm, obwohl die Beine einiger selbst in den engsten Hosen Platz gefunden hätten. Dieses scheint, sowie die meisten nationalen Sondertrachten, seine Rolle beinahe ganz ausgespielt zu haben, denn es wurde nur in den Zeiten des passiven Widerstandes allgemein und demonstrativ getragen, und es ist auch in der That mehr geeignet, den Unbilden einer Regierung, als denen der Witterung zu trotzen, da es vergänglicher und kostspieliger ist, als die allerdings nicht so geschmackvolle europäische Dutzendtracht. Dagegen hat glücklicherweise der Zahn der Zeit die üppigen ungarischen Nationalgerichte verschmäht, und man bekommt nach wie vor die Gulyasche und Pörkelte vorgesetzt, und wie alle diese Mephistopheleſſe in feuriger rother Sauce noch heißen mögen.

Digitized by Google

Leider aber begegnete ich nirgends den berühmten schönen Ungarinnen, die doch selbst von Jenen bewundert werden, die in Bezug auf weibliche Schönheit so verwöhnt sind, wie der keusche Joseph. Ich sah sie weder in der Andrassystraße, einer vornehmen, prächtigen Straße, deren Häuser nicht in dem heute so allgemein gewordenen Zinskreuzer-Renaissance-Stile gebaut sind, noch in dem Stadtwäldchen, das seit der letzten allgemeinen Ausstellung sehr verschönert worden ist, noch in den Theatern. Hoffentlich sind nicht auch die schönen Frauen mit dem passiven Widerstande aus der Mode gekommen, wie die verschnürten Röcke und die unbequemen Beinkleider, sondern gedeihen fort und fort wie der ewige Paprika! Im deutschen Theater sah ich unsern Sonnenthal, der dort gastirte, als Wallenstein, eine bekannte Meisterleistung dieses Künstlers; in der Oper hörte ich einen Tenoristen auspfeifen und die dazu ganz und gar nicht passende „Zauberflöte", und im National-Theater lernte ich einen ausgezeichneten Schauspieler kennen, Herrn Ujhazi, und eine vortreffliche Schauspielerin, Frau Helvey. Jener spielte in dem „Dramolet": Im Vorzimmer des Ministers; diese in dem „Szinmü": Die Prinzessin von Bagdad, von Dumas Sandor, der auch unter dem Namen Alexander Dumas Manchen bekannt sein dürfte. Das Theater war so leer, daß ich in jedem Augenblicke besorgte, es würde plötzlich ein Eremit auftauchen, um auf den Zuschauerbänken für sein frugales Abendessen kleine Schwämme zu sammeln.

Digitized by Google

Das Wolter-Jubiläum und der Jungbrunnen des Burgtheaters. — Ein promovirter Meuchelmörder. — Mein Amerigo Vespucci. — Neue Steuern.

22. Mai 1887.

Die stürmischen Huldigungen, welche der Tragödin des Burgtheaters, Frau Wolter, zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums dargebracht wurden, mußten selbst den ärgsten Theater-Pessimisten überzeugen, daß Wien noch immer eine Theaterstadt ist. Das Burgtheater hätte fünfmal so groß sein müssen, um alle diejenigen aufnehmen zu können, welche die Künstlerin als Jubel-Sappho in dem herrlichen Stücke Grillparzer's sehen wollten, und die Räume desselben waren so überfüllt, daß man keine Stecknadel mehr unterbringen hätte können, und wäre sie selbst so dünn gewesen wie Frau Sarah Bernhardt, diese Pariser Wolter, deren gegen alle Welt so rücksichtslose Magerkeit wir vor einigen Jahren bei ihrem Gastspiele in Wien aus eigener Anschauung kennen lernten.

Schon von 5 Uhr Morgens an, also zu einer Stunde, da die verwöhnten großstädtischen Hähne noch in Morpheus Armen liegen, waren die Zugänge zum Burgtheater von Neugierigen und Enthusiasten belagert, und man kann sich leicht vorstellen, wie viele Rippen-

Digitized by Google

stöße die Freunde des tragischen Conflictes erhielten, welche wuchtigen Fußtritte alle Jene, die nur die im Cothurn dahinschreitende Muse lieben, zu erdulden hatten und welch blaue Flecke die Verehrer der Kunst nach Hause trugen, als eine Erinnerung, die nur allmälig schwindet, nachdem sie vorher grün und gelb geworden ist. Die Jubilarin wurde mit Blumen und Kränzen überschüttet, die nach Wien zuständigen Lyriker feierten sie in Versen, die neuerdings zeigten, daß die gebundene Sprache nur dazu dient, die Gedanken zu verbergen, und wenig hätte gefehlt, so wären der bewunderten Künstlerin auch die so verdienstvollen Pferde ausgespannt worden. Aber Kränze, Lyriker und Pferde vergehen, während ein unvorsichtig begangenes Jubiläum in der Erinnerung der Theaterbesucher fortlebt. Es muß ein großer Conflict zwischen Eitelkeit und Ehrgeiz in der Brust einer Frau entstehen, bevor sie sich entschließt, ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum zu feiern und für die Galanterie die Ehrfurcht einzutauschen, indem man offen gesteht, daß man nicht mehr zu den Jungen, sondern leider schon zu den ewig Jungen gehöre. Und nun gar, wenn diese Frau eine Schauspielerin ist, die noch Rollen von äußerster Verliebtheit glänzend zu spielen vermag.

Denn wen reißt Frau Wolter nicht auch hin, wenn sie in den französischen Toiletten- und Ehebruchsdramen die leichtsinnigen Frauen gibt, die zwischen Pflicht und Abwechslung hin und her schwanken, die in ihrem regen Sinne für die Anforderungen der Mode zuletzt auch den Mann als ein Toilettestück betrachten,

Digitized by Google

und ebenso wie einer Robe, die man nicht immer tragen kann, auch des ewigen Einerlei ihres Mannes überdrüssig werden, den man nicht einmal wie jene mit einem Spitzenbesatze auffrischen oder blau färben lassen kann.

Wüßte Frau Wolter nicht solche Rollen durch wahre Leidenschaft zu adeln, man müßte über diese Modedamen, die ihrem Manne im dritten Acte durchgehen, aber nicht — wie man vermuthet hätte — mit ihrem Schneider, sondern mit einem Liebhaber, die, sobald sie gefallen sind, die reinen Engel werden und nach den Flitterwochen des Ehebruches zu den Gatten, die erst richtig denken, nachdem sie den Verstand verloren, reuig zurückkehren, fürchterlich lachen. Doch eine Schauspielerin wie die Wolter kann es selbst unter den erschwerenden Umständen eines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums unternehmen, solche Rollen fortzuspielen, und sie wird gewiß noch lange die Zuschauer, sowie über die Dummheiten der Handlung, auch über die Dummheiten der Zeit hinwegzutäuschen wissen.

Das Burgtheater ist doch ein wahrer Jungbrunnen; nicht nur die Schauspieler desselben altern nicht, auch der Director fühlt sich so jugendlich frisch, daß er ungeachtet seiner fünfzig Jahre vom Schaffensdrange erfüllt ist und nur, um sich seinen poetischen Arbeiten ganz hingeben zu können, von der Leitung des Theaters zurückzutreten entschlossen ist. Wir bedauern es im Interesse des Theaters, wie des Dichters, daß dieser literarische Johannistrieb zu mächtig ist, um sich beschwichtigen zu lassen, obzwar wir begreifen, wie leicht

Digitized by Google

man es müde werden kann, neben dem Pegasus auch noch den Kanzleischimmel zu tummeln, und denjenigen bewundern, der freiwillig auf alle Würden verzichtet und sich nur mit jenen begnügt, die das Talent verleiht. Selbstverständlich strecken jetzt sehr viele die Hand begehrlich nach diesem schönen und ehrenvollen Amte aus, aber man nennt unter den Candidaten auch Solche, die noch weit eher zur Leitung eines Aquariums Beruf hätten, als zu der eines Theaters, kurz, es findet, wie immer bei der Vergebung wichtiger Aemter, ein Turnier unfähiger Bewerber statt, die, statt mit geschlossenen Visiren, mit vernagelten Köpfen in die Arena reiten.

Auch die Politik hat in der letzten Zeit neuerdings eine große Aufregung hervorgerufen, auf jede Beschwichtigung folgt sofort eine neue Beunruhigung, und wenn man sich heute mit der süßesten Eintracht niederlegt, steht man morgen mit der wüthendsten Kriegsfurie auf. Wir sind nicht kurzsichtig genug, um zu wissen, was geschehen wird! Es gibt einen wirren Knäuel von Fragen, und da wir den gordischen Knoten weder lösen noch zerhauen können, bleibt nichts übrig, als darüber zu lachen. Und neben politischen tauchen immer die socialen Fragen wieder auf. In Belgien striken die Arbeiter in den Kohlengruben, und bei uns striken einige Actiengesellschaften und wollen keine Zinsen bezahlen. Eine solche Einstellung der Dividende kann aber unter Umständen nicht nur für die Actionäre, sondern auch für die übrige leidende Menschheit sehr bedenklich werden. Denn ein ehemals viel beschäftigter Arzt, der in die glückliche Lage gekommen war, seine sämmtlichen

Digitized by Google

Patienten aufzugeben, das heißt, sie nicht mehr aufzugeben, da er keinen mehr behandelte, sondern sich in das Privatleben zurückgezogen hatte, erklärte neuerlich vor der Eröffnung einer Generalversammlung einigen Verwaltungsräthen, mit denen er heftig gestritten hatte, daß der etwaige Beschluß, den Coupon nicht einzulösen, Tausenden das Leben kosten würde. Und als die erschrockenen Zuhörer, die fürchteten, ein verzweifelter Actionär beabsichtige ein Dynamit-Attentat zu begehen, um nähere Aufschlüsse in den Doctor drangen, erwiderte der promovirte Meuchelmörder, indem er drohend die Faust ballte, daß er dann ruinirt und gezwungen wäre, seinen ärztlichen Beruf wieder auszuüben.

Doch ich will nicht das Gemüth meiner Leser durch die Erzählung derartiger trauriger Vorfälle noch mehr verdüstern, und lieber der freudigen Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß die schon seit Langem reichlich quellende Budget-Debatte in unserem Abgeordnetenhause noch immer nicht versiegt ist.

Sie war auch diesmal häufig durch bengalische Aperçus beleuchtet, aber ich will nur eines dieser Worte, das mit Beifall aufgenommen wurde, citiren, daß man nämlich, um zu allen Zeiten ein guter Oesterreicher zu sein, vor Allem ein sehr geübter Oesterreicher sein müsse, da dasselbe auch im zweiten Bande meiner gesammelten „Wiener Spaziergänge" (Seite 174) zu finden ist und ich constatiren will, daß ich der Christoph Columbus bin, der diese Wahrheit entdeckt hat, während der Herr Abgeordnete Dr. Heilsberg, der ihr eine weitere Verbreitung gab, nur mein Amerigo Vespucci ist. Ich habe

Digitized by Google

mir jedoch eigentlich über die Reden, die bisher gehalten wurden, kein bestimmtes Urtheil zu bilden vermocht, denn ich habe der Lectüre derselben kaum 10 Stunden gewidmet, und was ist das bei Reden, die für die Ewigkeit berechnet sind? Nur eines ist mir, ungeachtet dieses flüchtigen Lesens, haften geblieben, daß wir wieder mit neuen Steuern bedacht werden sollen. Ich glaube nicht, daß sich gegen diese eine begründete Einwendung vorbringen ließe, nur sollten dann nicht Jene, die sich ihre Lage zu erleichtern suchen und, wie man von Zeit zu Zeit unter den Tagesneuigkeiten liest, im adamitischen Kostüm auf der Straße spazieren gehen, regelmäßig als Narren in das Irrenhaus gebracht werden. Wenn man uns durch neue Steuern wild macht, dann erlaube man uns wenigstens, auch wie die Wilden nackt herumzulaufen.

Digitized by Google

Zwei jugendliche Naive im Burgtheater auf einmal. — Todte und lebende Taschenspieler. — Ein altrömischer „Spaziergang".

19. Juni 1887.

Was sagen Sie, meine schöne, wehrlose Leserin, dazu, daß die Regierung in Belgien den Sieg über die Opposition davongetragen hat, und daß nunmehr die „Maaslinie" doch befestigt werden wird? Sind Sie, ahnungsloser Engel, sehr erschrocken darüber, daß in Serbien der Minister Garaschanin gestürzt wurde und an seine Stelle der noch serbischere Minister Ristic getreten ist? Welchen Eindruck hat auf Ihr unverdorbenes Gemüth die Panique auf dem Newyorker Kaffeemarkte und das Sinken der Weizenpreise in Chicago um volle neun Percent gemacht? Glauben Sie, daß sich die deutsche Regierung mit der vom Reichstage bewilligten Erhöhung der Branntweinsteuer begnügen oder daß sie dieses unglückliche Getränk noch mehr aussaugen wird, als bisher? Glauben Sie wirklich, — nein, Sie werden doch nicht wirklich glauben, daß ich über Weizenpreise plaudern, über den Branntwein unter Thränen lächeln, mir mit serbischen Staatsmännern die Zunge auskegeln und unter den detachirten Forts der Maaslinie „spazieren gehen" will?

Digitized by Google

Aber ich wollte nur darthun, daß oft gerade die wichtigsten Ereignisse zu uninteressant sind, um über sie zu schreiben, und daß, wenn es an Kleinigkeiten, Dummheiten, Nichtigkeiten und Albernheiten, kurz an allen den unbedeutenden Dingen fehlt, über die man so gern die Achseln zuckt und die man mit solcher Vorliebe liest, die Zeitgeschichte sehr langweilig zu werden droht.

Wenn wir unter den Vorgängen der letzten Tage, die nicht politischer Natur sind, Umschau halten, so müssen wir vor Allem die Gastspiele zweier Naiven im Burgtheater erwähnen, die Beide sehr großen Beifall gefunden haben. Seit dem Brande der Komischen Oper in Paris sind auch die Besucher des Burgtheaters neuerdings sehr ängstlich geworden, und bei Lustspielen, in welchen sich einer der Mitwirkenden zur Belebung des Dialoges eine Cigarre anzündet, oder bei Trauerspielen, in denen geschossen wird, ist das Theater auffallend schwach besucht. Die übergroße Aengstlichkeit der Theaterbesucher ist wohl bei dem Pflichteifer der Aufsichtsorgane ziemlich übertrieben, und vielleicht trägt es noch zur Beschwichtigung der Gemüther etwas bei, wenn ich mittheile, daß neulich ein höherer Baubeamter in einer Gesellschaft erklärte, er könne nicht begreifen, weßhalb die Wiener gar so sehr durch die Furcht beunruhigt würden, das Burgtheater könne abbrennen, da er aus bester Quelle wisse, daß der alte Bauplan desselben noch immer in der Registratur höchst gewissenhaft aufbewahrt werde, — eine Vorsicht, die allerdings mehr ein Trost für den Aesthetiker sein dürfte, als für den Furchtsamen.

Digitized by Google

Das Gastspiel des Fräuleins Reinhold ebenso wie jenes des Fräuleins Formes hat wieder das Burgtheater gefüllt, denn die Neugierde trägt bei uns immer den Sieg über die Furcht davon. Fräulein Reinhold ist nämlich erst einundzwanzig Jahre alt und noch weiter von der Schneegrenze des Jubiläums ist Fräulein Formes entfernt, die erst siebzehn Jahre alt ist. Es kommt wohl nur selten vor, daß man jugendlichen Liebhaberinnen den Vorwurf machen kann, sie seien zu jung für die Hoftheater-Naivetät, und das Publikum wird nunmehr der Gewohnheit entsagen müssen, solche Rollen von Damen der alten Garde gespielt zu sehen, die in jeder Liebesscene schmerzlich erstaunt zu sein scheinen, noch in ihren reiferen Jahren von so jungen Gelbschnäbeln zum Besten gehalten zu werden.

Von literarischen Neuigkeiten hätten wir nur die Ohrfeige hervorzuheben, die der Redacteur eines den Wirthshaus-Interessen gewidmeten Blattes, des „Stammgast", dem Redacteur einer Zeitung, welche die Sturmfahne des Antisemitismus voranträgt, verabreichte, eine Kränkung, die in dieser Woche zu einer Gerichtshandlung geführt hat. Wir können nur unserm Bedauern über solche Thätlichkeiten Ausdruck geben und finden diese um so unbegreiflicher, da doch dem „Schriftleiter" einer culinarischen Zeitschrift die Küche, mit ihrem fast unerschöpflichen Reichthum an Lämmernem, Kälbernem und Schöpsernem, gewiß Material genug bietet, um einem Gegner unter diesen Ueberschriften die unangenehmsten Wahrheiten zu sagen und jede Polemik dagegen aussichtslos zu machen.

Digitized by Google

Sehr viele und ausführliche Nekrologe haben die Zeitungen anläßlich des Hinscheidens eines „Künstlers", des Taschenspielers Herrmann, gebracht, und manche dieser Nachrufe waren in einem Reclamenstile abgefaßt, als wenn der Verstorbene nur eine „Kunstreise" in das bessere Jenseits unternommen hätte. Wir wüßten diesen nichts mehr hinzuzufügen, als daß die Taschenspielerei nach unserer Ansicht ihre frühere Anziehungskraft vollständig eingebüßt hat, denn was ist der geschwindeste Zauberer, der uns die Uhr aus der Tasche wegescamotirt, ohne daß wir eine Ahnung davon haben, gegen die langsamste Transport-Gesellschaft, deren Actien wir gestern kauften und die schon heute keine Zinsen bezahlt, und läßt sich die Gewandtheit eines Prestidigitateurs, mit der dieser achtzehn Dutzend Baumwollsocken ohne Naht in dem Cylinderhut eines Zuschauers unbemerkt unterbringt, auch nur annäherungsweise mit jener eines Finanzministers vergleichen, der ein Anlehen von achtzehn Millionen placirt?

Man sieht aus dem Mitgetheilten, wie wenig Stoff die Ereignisse der letzten Tage dem Chronisten geboten haben. Warum gestattet man nicht dem Feuilletonisten, das Beispiel unserer Romanschreiber nachzuahmen, die, wenn ihnen die Gegenwart keinen Stoff bietet, einen solchen aus der alten egyptischen, griechischen oder römischen Geschichte wählen? Ich könnte dann, sobald mir die Gegenwart keine bemerkenswerthen Vorfälle böte, irgend eine interessante Woche aus der Zeit des römischen Kaisers Augustus wählen, sagen wir beispielsweise jene, in der neuerdings die bekannten Gesetze gegen die über-

Digitized by Google

handnehmende Eheloſigkeit erlaſſen wurden, und würde etwa folgende „Römiſche Spaziergänge" ſchreiben:

In unſerm ſchönen alten Rom hat ſich in dieſer Woche nicht viel Erfreuliches zugetragen, und leider iſt uns nicht das glückliche Temperament unſerer Auguren zu Theil geworden, die einander, wie man weiß, nur zu begegnen brauchen, um ſchon darin einen unerſchöpflichen Stoff zum Lachen zu finden. Auch das ſchlechte Wetter, das plötzlich eintrat, ſtimmt den Civis romanus melancholiſch, denn es regnet und ſchneit, oder um mit unſerm ſo raſch populär gewordenen Freunde Horatius zu reden, „herabſteigt in Regenguß und Flocken Zeus". Unſere Götter haben wohl viele Schwächen mit den Menſchen gemein, leider aber nicht die der Zerſtreutheit, ſonſt könnten wir doch hoffen, daß Zeus einmal zur Abwechslung uns als goldener und umgekehrt ſeiner Freundin Danaë als Graupelregen erſchiene, ein Tauſch, der gewiß für beide Theile höchſt erſprießlich wäre, da ſich durch denſelben unſere Finanzen ſehr beſſern und dagegen die Liebesgluthen der ſchönen Griechin bedeutend abkühlen würden.

Nur die Laune unſerer heiratsfähigen Damen war in dieſer Woche eine außerordentlich roſige, denn den allgemeinen Klagen über die immer ältere Jungfern anrichtende Eheloſigkeit unſerer ſpätrömiſchen Zeit wird durch das eben erfloſſene Geſetz, die Lex Papia Poppaea, durch das unſere Männerwelt wieder zum Heiraten animirt werden ſoll, wohl ſchon in nächſter Zukunft abgeholfen werden. Jedenfalls wird in Folge des neuen Geſetzes die Converſation ſich weit mannigfaltiger ge-

Digitized by Google

stalten als bisher, und man wird doch wieder die Leute, denen man begegnet, fragen können: „Wie befindet sich Ihre werthe Frau Gemalin?“ ohne darauf regelmäßig dieselbe Antwort zu erhalten: „Ich danke bestens, ich habe keine.“

Auch auf unserm Sklavenmarkte, der eine feine Empfindung für die Tragweite politischer und socialer Vorgänge hat, haben die neuen Gesetze gegen die Ehelosigkeit einen großen Einfluß geübt. Junge, schöne Sklavinnen verflauten sich, da die Speculation annahm, daß den alten Junggesellen, die jetzt gezwungen sind, zu heiraten, der Kauf jener von ihren neuen eifersüchtigen Gattinnen nicht mehr gestattet werden dürfte, und nur die Käufe eines größeren Hauses verhinderten einen jähen Cursturz. Dagegen „zogen“, um im Marktjargon weiter zu sprechen, alte Sklavinnen „etwas an“. Ich hoffe, der Leser werde mich nicht für unbescheiden halten, wenn ich ihm mittheile, daß ich selbst die abbröckelnden Curse zu einem Gelegenheitskaufe benützt und eine junge, hübsche Sklavin, Namens Fulvia, zu einem sehr annehmbaren Preise erstanden habe. Sie hat nicht nur eine große Neigung zum Tanze und zum Zerschlagen irdener Gefäße, sie scheint auch schriftstellerisches Talent zu haben, nur bedient sie sich nicht der Wachstafeln, sondern hat mir erst vorgestern ein ganzes Feuilleton ins Gesicht gekratzt. Ich konnte auch in Folge dieser kleinen Entstellung meiner Gesichtszüge eine Einladung meines hochverehrten Gönners Mäcenas zu einem Krüglein Cäcuber nicht annehmen, worauf er mir ebenso huldvoll wie witzig erwidern ließ, es sei ein Glück, daß Feuilletons keinen Anspruch auf

Digitized by Google

Unsterblichkeit hätten, und er hoffe daher, daß auch das von meiner Fulvia verfaßte binnen Kurzem vernarbt sein werde.

Ich denke, ein solcher römischer Spaziergang nimmt sich mindestens ebenso altrömisch aus, wie irgend ein Roman, der in jener Zeit spielt.

Digitized by Google

Herbstwehmuth und Sommerreminiscenzen. — Der in seinen 24.000 Frauen beleidigte Sultan und die Wiener Witzblätter.

25. September 1887.

Der Herbst ist gekommen, die Blätter falben, Wald und Garten sind stumm geworden, und die Sänger, die in den Zweigen gewohnt, werden wohl bald auf den neuesten Damenhüten nisten. Nur selten wandelt noch in den thaunassen Auen ein traumhäuptiger Spaziergänger, aber die Grille zirpt nicht mehr ihr Lied im Grase, galante Schmetterlinge fächeln nicht mehr den Blumen in weißen Spitzenkrägen und blauen Sammtmantillen Kühlung zu; die Ameise verrichtet nicht mehr ihre Geschäftsgänge, sondern hat sich in ihr dunkles Comptoir zurückgezogen, und die Heuschrecke hüpft nicht mehr in ihrem stutzerhaften Anzuge aus demselben grünen Stoffe über die Wege. Nur die Schwalben sind fortgezogen in weite blauende Fernen. Wo habt ihr Glücklichen euch ein neues Heim gesucht, auf dem Capitäl einer korinthischen Säule, in dem Schoße einer geheimnißvollen Sphinx oder unter den goldenen Kuppeln orientalischer Paläste? O Fortuna, warum jagst du auf deinem Velocipède so rasch vorüber, daß wir keine deiner Gaben erhaschen können, daß wir Armen entsagend in einen Horizont von Dächern, Thürmen und Rauchfängen ausblicken

Digitized by Google

und die schwere Luft wieder einathmen müssen, welche die große Stadt, dieser steinerne Behemoth, aus seinen Nüstern bläst!

Doch nein, wir wollen nicht in so undankbarer Weise unsere schöne Vaterstadt begrüßen. Wir alle freuen uns, unseren Freunden die Hand drücken zu können und die schönen Frauen und Mädchen Wiens wieder zu sehen und plaudern zu hören. Wie angenehm überrascht war ich schon, als ich im Monate Juli die Furkastraße in der Schweiz hinabfuhr und ich plötzlich hinter mir im Postwagen aus einem weiblichen Munde wienerische Laute vernahm. In der großartigen fremden Gletscherwelt diese sanften Heimatsklänge zu vernehmen, — mir war zu Muthe, als wäre ich im Nibelungenliede auf ein Schnadahüpfl gestoßen! Die junge Wienerin bat erschreckt ihren Mann, der den Rhonegletscher besser sehen wollte, sich nicht so weit aus dem Wagen hinauszubeugen, und ihre Furcht war nur zu berechtigt, denn ihr Gatte hatte eine so große Nase, daß er durch sie leicht das Uebergewicht nach vorne erhalten und in den Abgrund hätte stürzen können.

Und wie freuen sich alle diejenigen, die während des Sommers als Nomaden von Gasthof zu Gasthof gezogen sind, ihrer Häuslichkeit, des eigenen Tisches nach der Table d'hôte, bei der das Fleisch nur eine symbolische Bedeutung zu haben schien, so klein und dünn geschnitten war es, und die Wirthe den Rothwein, um zu zeigen, daß er waschecht sei, mit Wasser vermischt hatten; des eigenen Ruhebettes nach den Sofas, die sich ein Märtyrer nicht härter hätte wünschen können,

Digitized by Google

sowie der anderen erprobten Möbel nach den rheumatischen Zimmereinrichtungen, die sie kennen gelernt, und selbst des Wiener Fiakers nach allen den Rumpelkasten, die unbequemer waren als der Rollstuhl, mit dem Regulus bergab zu fahren pflegte. Nur an die Schreckgestalt des häuslichen Hausmeisters kann man sich lange nicht gewöhnen, nachdem man den gelehrten Portier kennen gelernt hat, der in allem Bescheid weiß und in den vornehmen Gasthöfen die ordentliche Professur des Thoraufsperrens bekleidet, der sich als Geograph entpuppt, wenn man die kürzeste Reiseroute zu wissen wünscht; als Meteorologe, wenn man über das Wetter Auskunft verlangt; als scharfsinniger Archäologe, wenn man ihn über das Alter der Tischnachbarinnen befragt; der sämmtliche Culturſprachen spricht, aber die Philologie nur als Hilfswissenschaft der Hausmeisterei betreibt und statt der Lehrkanzel nur die Portiersloge gewählt zu haben scheint, um einem unwiderstehlichen inneren Drange zu gehorchen.

Diejenigen, die während des Sommers abwesend waren, erzählen jetzt einander ihre interessanten Erlebnisse und tauschen ihre Reise-Eindrücke aus:

„Wie haben Sie sich in Ischl unterhalten, theure Freundin?" — „O, es war unausstehlich; man begegnet dort allen Bekannten, denen man in Wien ausgewichen ist. Und Sie Glückliche waren auf Rigi-Kaltbad?" — „Ich habe mich dort entsetzlich gelangweilt; denken Sie, ich habe kein einziges bekanntes Gesicht dort gesehen."

„Ich gehe nie wieder in ein Modebad; schon beim Mittagessen theilten sich meine Nachbarn die telegraphisch

Digitized by Google

angelangten Curse der Vorbörse mit." — „Und ich habe es verschworen, jemals die Alpeneinsamkeit aufzusuchen. Die Postverbindung war so schlecht, daß man, wenn die Welt zu Grunde gegangen wäre, diese immerhin interessante Neuigkeit erst vierzehn Tage später erfahren hätte."

„Sie waren in Franzensbad?" — „Ja, ich habe eine kleine Sultansreise in dieses Frauenbad unternommen, aber nur eine Fülle — magerer Damen dort gesehen." — „Ach, wären Sie doch zu uns herüber nach Marienbad gekommen. Es waren sehr hübsche weibliche Curgäste anwesend; aber freilich, sie zu entführen, wäre, wenigstens am Beginne der Cur, keine Frage des Herzens, sondern der höheren Gymnastik gewesen."

„Haben Sie sich in St. Moriz erholt?" — „Ich kam ganz abgespannt dorthin; aber schon als ich die erste Rechnung bezahlte, fühlte ich mich so erfrischt, daß ich aus der Haut hätte fahren mögen. Und haben Sie in Tirol die Zerstreuung gefunden, die Sie gesucht haben?" — „Es war sehr wohlfeil, und ich habe in Folge dessen meistens Reisende getroffen, die dort eine Verfettungscur zu gebrauchen vorhatten."

Diejenigen aber, die Wien nicht verlassen konnten und für welche die Freuden des Sommers nur in sauren Gurken bestanden haben, überraschen uns durch die Mittheilung der wichtigen Neuigkeiten, die sich während unserer Abwesenheit zugetragen haben:

„Wissen Sie schon, daß der gute Oscar endlich doch eine Frau zum Altare geführt hat?" — „Nicht möglich. Trotz der Schüchternheit, die er stets dem

Digitized by Google

weiblichen Geschlechte gegenüber an den Tag gelegt hat?" — „Gerade in Folge derselben. Er sah nämlich zu wiederholtenmalen eine reizende Witwe, eine Dresdenerin, die eine Vergnügungsreise nach Wien unternommeu hatte, und da er nicht den Muth hatte, ihre Bekanntschaft zu machen, heiratete er sie."

„Der arme Baron Arthur, er hat im heurigen Sommer den letzten Rest seines kleinen Verstandes verloren!" — „Um des Himmels Willen, wie ist das gekommen?" — „Er hat sich in die dicke Cassierin eines kleinen Caféhauses zum Sterben verliebt. Er hat mir die unorthographischen Liebesbriefe gezeigt, die er von ihr erhielt, und diejenigen, die er ebenso unorthographisch an sie richtete. Ich habe nie ein Liebespaar gesehen, das so gegen die einfachsten Regeln der Rechtschreibekunst in einander verliebt gewesen wäre und mit solcher Offenheit seine heimlichsten orthographischen Fehler ausgetauscht hätte! Sie gestand ihre Liebe ohne „e", wogegen er ihr ewige Treue schwur mit kleinem „t", und sie vergoß Thränen mit einem doppelten „n", die er zu trocknen versuchte mit einem weichen „d".

Allein, man muß sich, so lange die Saison noch nicht zu neuem Leben erwacht ist, mit solchen Unterhaltungsstoffen begnügen. „Defraudationen" sind doch wirklich bei uns etwas zu Alltägliches, als daß man über den Proceß Zalewski, der in dieser Woche bei Gericht beendet wurde, sprechen könnte, und die Beschwerde, die der Sultan darüber geführt hat, daß die Wiener Witzblätter ihn und die Damen seines Harems durch den Griffel ihrer Zeichner so häufig

Digitized by Google

carikiren, ist zu begründet, als daß wir uns erlauben sollten, sie zum Gegenstande unseres Spottes zu machen. Man weiß, daß der Sultan kein Opfer scheut, um seinen Harem möglichst zu completiren und zu einem leuchtenden Vorbilde für andere Anstalten dieser Art zu machen. Es kann ihm nun gewiß nicht gleichgiltig sein, wenn er bei einem anstrengenden mehrstündigen Marsche, den er mit wurfbereitem Schnupftuche durch die zahllosen Reihen seiner Odalisken zu bekannten Zwecken unternimmt, plötzlich entdeckt, daß der Schmerz und Gram über die Caricaturen ihrer Person in der neuesten Nummer eines Wiener Witzblattes deren Haar über Nacht gebleicht und deren strahlende Mondgesichter gerunzelt habe, und er sich so bemüssigt sieht, sein Schnupftuch, statt es auszuwerfen, wieder ungebraucht in den Wäschekasten zurückzulegen. Ich glaube daher, es wäre die Pflicht unseres Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Kalnoky, dem türkischen Botschafter zu erklären, daß die Wiener Witzblätter vor dem Padischah und den vierundzwanzigtausend Damen seiner Familie den größten Respect haben, und daß sie nur in Folge des während der todten Saison eingetretenen Stoff-Ramadans, wie die rechtgläubigen Feuilletonisten sich ausdrücken würden, eine scherzhafte Ueberschreitung der türkischen Anstandsgrenze sich erlaubt haben.

Digitized by Google

Die Morgensonne des Krieges. — Bismarck als hungriger Tischgast. — Eine alltägliche Ehebruchsgeschichte im Burgtheater. — Meixner als aufgeregter Holländer.

4. December 1887.

Krieg oder Frieden, das ist noch immer die Frage. Die deutsche Thronrede hat uns in den kriegerischesten Ausdrücken die Hoffnung gegeben, daß der Friede erhalten bleiben werde; dagegen hat uns die Berliner „Post" in wahrhaft idyllischer Weise den nahen Krieg in Aussicht gestellt, indem sie die Morgensonne eines russisch-österreichischen Krieges am Himmel erblickt haben will. Ach Gott, heute roth — Morgensonne! Der Czar ist zwar wirklich in Berlin zum Besuche des deutschen Kaisers eingetroffen, obwohl die Zeitungen denselben mit der größten Bestimmtheit angekündigt hatten; aber man weiß noch immer nichts Genaues über die Ergebnisse dieser Zusammenkunft. Wir für unseren Theil sind jedoch der festen Ueberzeugung, daß der Czar Alles durchsetzen werde, was Bismarck sich vorgenommen hat. Wenn demnach auch die „Post" in dem wegen seiner mangelhaften Beleuchtung mit Recht so verrufenen Schoße der Zukunft die Sonne eines Krieges leuchten sieht, so möchten wir dagegen mit jener Sicherheit, welche eine Actie der Wiener Privat-Telegraphen-Gesellschaft ge-

Digitized by Google

währt, die Prophezeiung riskiren, daß der Friede erhalten bleiben werde.

Sofort nach der Abreise des Czars wurden wir durch „Enthüllungen" überrascht, die zwar nicht für das Ballet, jedoch für das so gerne im Finstern schleichende Melodrama einen passenden Vorwurf bieten würden. Es sollen nämlich von tückischen Intriganten Bismarck-Briefe gefälscht worden sein, bei deren Abfassung die Orleans sich betheiligt hätten, und die Berliner Hofpartei wird beschuldigt, gegen den großen deutschen Staatsmann gefährliche Kabalen geschmiedet zu haben. Diesen ist es, wie jetzt die Sonne an den Tag gebracht hat, zuzuschreiben, daß bei dem Hofdiner zu Ehren des Czars Fürst Bismarck nicht diesem gegenüber, sondern weiter abseits einen Platz erhielt, so daß bei dem Auftragen der Speisen die besten Stücke immer von der dem Czar zunächst sitzenden Hofpartei weggekapert werden konnten, während der geniale Kanzler auf der Schüssel mit Poulards kein einziges Stückchen des besseren weißen Fleisches mehr vorgefunden haben soll. Doch wir wollen hoffen, daß unser treuer Bundesgenosse, der schon mächtigere Feinde besiegt hat, auch die Kabalen der fremdländischen Exilenzen und einheimischen Exellenzen zunichte machen werde.

Die Politik, deren Vorgänge wir bisher immer als sehr trocken angesehen haben, ist plötzlich zu einem sensationellen Drama geworden, dessen Entwicklung wir mit der größten Spannung verfolgen, und sie hat jetzt selbst das weibliche Publicum erobert, denn Fälschungen und Kabalen dürfen immer auf eine kleine Gänsehaut des-

Digitized by Google

schwachen Geschlechtes rechnen. Dagegen wird jetzt im Burgtheater ein Drama aufgeführt, das äußerst trocken ist, in dem fast gar nichts vorgeht und der Dichter mit großer Geschicklichkeit jeder Verwicklung ausweicht, das aber doch große Spannung erregt, so zwar, daß man sich noch, nachdem es zu Ende ist, fragt: Wie wird das enden? Ich spreche über dieses Stück selbstverständlich nicht als Kritiker, sondern weil es der Verfasser „Eine alltägliche Geschichte" nennt und Alltagsgeschichten in meinen Wirkungskreis fallen.

Wie man weiß, handelt es sich in diesem Drama um einen Ehebruch, den der Dichter zu den Vorgängen rechnet, die sich alle Tage ereignen, ja der eine so alltägliche Geschichte ist, daß diese nicht einmal den ganzen Abend ausfüllt. Der solide Werkeltagsjunggeselle muß hienach schaudernd vor jedem angetrauten weiblichen Wesen zurückbeben, wenn er die demoralisirenden Folgen der Ehe kennen lernt, und er muß zu der Ansicht gelangen, daß die Ehemänner mit den respectabelsten Perrücken zu Hause in ihren vier Wänden Hörner tragen und daß die Frauen immer nur auf den Eintritt eines passenden Liebhabers warten, um mit diesem durchzugehen.

Die Flitterwochen des Ehebruches sind, wenn die alltägliche Geschichte des Herrn Costetti beginnt, schon vorüber. Der Herzog hat seine Gattin nicht so stürmisch geliebt, wie sie erwartet hatte, und die Vereinigung ist kinderlos geblieben. Vielleicht hat er sich schon früher ausgetobt, und die Ehe war dann für ihn nur der schwarze Kaffee nach einer Orgie. Sonst ist die Gewohn-

Digitized by Google

heit die Schutzgöttin der Ehe, wenn der kleine Liebesgott sich aus dem Staube gemacht hat. Aber die Herzogin sehnt sich nach Zerstreuung, und wäre es auch nur jene, die uns Gewissensbisse bieten. Ihr Gatte hat einen jungen Freund, einen Grafen und vollständig unfähigen Diplomaten, der möglicherweise einmal, sowie unsere Barbiere ihre Lehrlinge in das Invalidenhaus schicken, damit sie sich an den grauen Bärten der unglückseligen alten Krieger im Rasiren üben, seine Regierung als Geschäftsträger bei einem alten, invaliden Staate vertreten wird, um sich dort in der Diplomatie auszubilden. Er ist vorläufig nur Lebemann, einer von jenen Dutzendgecken, wie sie auf den Corsos, Boulevards, Ringstraßen der Großstädte umherlaufen, er reitet, er jagt nach Orden selbst der kleinsten Souveräne, wenn sie nur an einem rothen Bande zu tragen sind, kurz, er ist ein — ich bitte, Brehm's Thierleben nachzulesen. Es wundert uns, da wir die Menschen nach ihrem Umgange beurtheilen, daß ihn der Herzog zum Freunde gewählt hat; aber wir fänden es nicht auffallend, daß er der Geliebte der Herzogin wird, denn in der Liebe raisonnirt man nicht, und die geistvollste Frau kann in einen Laffen zum Sterben verliebt sein; aber die Herzogin hat keine Leidenschaft, nur Launen, und die Liebe zu dem Freunde ihres Mannes ist nur eine Art von Uebellaunigkeit bei ihr. Sie hätte ein kostbares Service von Sèvres-Porcelan zerbrechen können, aber sie bricht die Ehe. Sie hätte vielleicht ihre Launen durch die seltensten Toiletten befriedigen können, allein sie wählt die Alltagsmode, den Ehebruch. Wie aber in der Tagesmode auf das

Digitized by Google

tugendhaft bis zum Halse geschlossene Kleid das leichtfertig bis wer weiß wohin ausgeschnittene folgt, und auf dieses oft wieder das züchtig geschlossene, so folgt bei den Ehebrecherinnen auf den Mann der Liebhaber und auf den Liebhaber nicht selten wieder der Mann.

Die „Alltägliche Geschichte" beginnt mit der Reue, der Liebhaber Alberto hat seinen Abschied erhalten und der Hahnrei ist wieder Hahn im Korbe. Der Herzog hat einen Brief an den Hausfreund über wichtige Dinge, über den Verkauf einer Stute und über einen Orden, natürlich mit rothem Bande, geschrieben, und die Herzogin, die den Brief absenden sollte, hat unbemerkt ein kleines Addio für ewig an den ihr gleichgiltig gewordenen Geliebten hinzugefügt. Aber der Mensch denkt und die Post lenkt. Die Post ist zwar eine der langsamsten Strafen, aber sie erreicht den Schuldigen doch. Die Herzogin war entweder zerstreut oder der ganze Alberto war ihr zu langweilig, kurz, sie hat den Brief nur an den Grafen Alb adressirt, und da er mit diesem Bruchstücke eines Namens unbestellbar ist, gelangt er an den Herzog zurück. Eine Ehebrecherin muß, wenn wir nicht den ersten Stein auf sie werfen sollen, leidenschaftlich lieben, und wenn schon die Post in einem Ehebruchsdrama vorfährt, so erwarten wir nicht die Briefpost, sondern die Fahrpost, mit der die Liebenden durchgehen. Es ist gerade Essenszeit, als der Postbeamte dem Herzog den Brief zurückbringt; die Herzogin und der Graf sind eben in den Speisesaal vorangegangen. Der Herzog folgt, nachdem er den Empfang bestätigt hat, nach, aber bei der Thür fällt sein Blick auf die Zeilen seiner Gattin, die

Digitized by Google

den Liebhaber aller Pflichtverletzungen entbinden; er greift sich an die Stirne, findet dort, was er nicht gesucht hat, und setzt sich zu Tische. Wie überwältigend großartig muß aber ein Risotto zubereitet sein, wenn uns die Untreue einer Frau nicht den Appetit rauben soll!

Der Herzog hat schon früher, ehe er noch wußte, daß er Fachmann sei, seinem Schwiegervater, der an einem Duelle wegen eines Ehebruches als Secundant betheiligt ist, mitgetheilt, daß er das Blutvergießen in einem solchen Falle nicht billige, sondern den trockenen Weg der Verachtung vorziehe. Der italienische Rechtsgelehrte Beccaria schrieb zwar ein berühmtes Buch gegen die Tortur und wollte doch, als er selbst bestohlen wurde, daß der Dieb auf die Folter gespannt werde. So glaubt man auch, der Herzog, der gegen das Duell betrogener Ehemänner gesprochen habe, werde, da er selbst betrogen sei, die Theorie im Stiche lassen und sich mit dem Beleidiger schlagen. Allein wenn ihm auch die Gattin und der Freund untreu geworden sind, er wenigstens bleibt sich treu und widmet den ganzen zweiten Act ausschließlich der Verachtung. Aber die Verachtung ist kaum für die Eingeweihten, nämlich das Publicum, erkennbar, welches weiß, daß der Ehemann den Brief gelesen hat, und gar nicht für die ferne Stehenden, nämlich die Herzogin und den Grafen, die das noch nicht wissen. Denn es ist vorerst nur eine stille Verachtung, die nur in bedeutsamen Blicken, sonderbarem Achselzucken und durchbohrendem Hineinstecken der Hände in die Taschen besteht. Die Herzogin erräth die geheimnißvolle Verachtung so wenig, daß sie noch am Schlusse des Actes den Gatten einladet,

Digitized by Google

mit ihr einen Abendspaziergang im Garten zu unternehmen, und ihm, da ein Gewitter die traulich Wandelnden zwingt, zurückzukehren, eine äußerst ernste Liebeserklärung macht. Dieses Unwetter ist eigentlich der bedeutsamste Vorgang in dem Stücke, denn es scheint ein ganzes Synedrion von Gewittern zusammengetreten zu sein, um seiner Empörung Luft zu machen. Donnerwetter, was für ein Donnerwetter!

Der Graf hat sich während des Spazierganges der Beiden, im Schlafzimmer der Herzogin versteckt, um dieser mitzutheilen, daß ihr Gatte ihm nicht, wie es schien, den Brief, sondern nur den Umschlag desselben zurückgegeben habe, und er springt, als der Herzog der Herzogin unerwartet in den Salon folgt, von dem hohen Balcon in den Garten. Er bricht den Arm, und das bricht ihm den Hals. Denn der Herzog, der wohl an dem Plumps seinen langjährigen Freund erkannt hat, gibt im nächsten Acte vor, daß es nur ein Dieb gewesen sein könne, der vom Balcon hinabgesprungen sei, und da der Graf den Schmerz, den ihm der Armbruch verursacht, nicht zu verbergen vermag, jagt er diesen als ertappten Juwelendieb aus dem Hause. Seine Frau jedoch stellt er ihrem Vater zurück, wohlweislich aber nicht durch die Post, da er ja sonst unvermuthet wieder in den Besitz derselben gelangen könnte. Das ist die offene Verachtung. Das Stück ist nun allerdings zu Ende, aber die Verachtungs-Theorie des Herzogs muß erst anfangen, sich in der Praxis zu bewähren. Kein Mensch wird daran glauben, daß der Graf wirklich ein Juwelendieb sei, wenn er mit hochgeröthetem Knopfloche

Digitized by Google

im Jockey-Club erscheinen wird, und dies umsoweniger, da der Herzog gleichzeitig seiner Frau die Thür gewiesen hat und man sich doch nicht von seiner Frau trennt, weil dieser ihr Schmuck, nämlich Perlen und Brillanten, gestohlen worden ist.

Ich habe nur diese alltägliche Geschichte mit Randbemerkungen wiedererzählt; aber wenn es auch nicht meine Sache ist, über die Schauspieler, die in diesem Stücke mitgewirkt haben, ein Urtheil abzugeben, so kann ich doch nicht widerstehen, zu bemerken, daß mir Herr Meixner in seiner kleinen Rolle als holländischer Gärtner außerordentlich gefallen hat. In dem Zeugenverhöre, das der Herzog mit seinen Dienstleuten anstellt, um dem angeblichen Juwelendiebe auf die Spur zu kommen, wird auch der dicke Holländer von ihm vernommen. Dieser, dem eine seltene Mimose durch den Sprung des Grafen zertreten worden ist, kann, wie er sagt, seine Aufregung kaum bemeistern, und man fürchtet auch in der That, daß er in jedem Augenblicke einschlafen könnte. Er legt ein köstliches Phlegma an den Tag, er zieht jedes Wort mühsam auseinander, als wenn es aus Kautschuk wäre, und welcher Aufruhr muß in dem Innern dieses Mannes toben, damit er überhaupt spricht. Die Holländer sind nämlich stille Menschen, und wenn sie gestorben sind, merkt man es anfangs gar nicht, denn sie sind dann nur um eine unbedeutende Nuance schweigsamer als vorher.

Digitized by Google

Ein neues Jahr. — Hamerling als Satiriker.

1. Jänner 1888.

Ein neues Jahr? Wenn man immer nur von den muckerischen und jesuitischen Ideen hört und liest, die unsere Zeit bewegen, so vergißt man endlich ganz, daß sich die Erde noch bewegt. Ja, ja, im Kalender steht es: ein neues Jahr! Wieder ein Blatt aus dem kleinen Checkbuche des Lebens herausgerissen, und wie lange währt es, wird unser ganzes Guthaben erschöpft sein. Schnell wie ein Tag geht so ein Jahr vorüber, und doch besteht es aus 365 Tagen, von denen mancher allein uns so lange wie ein Jahr zu währen schien. Denn wer hätte nicht wenigstens Einen Tag der Sorge oder Erwartung durchlebt, an dem die lahmen Minuten an den Zeigern der Uhr, wie auf zwei Krücken, mühsam dahinschlichen? Aber gestern ist schon eine Erinnerung, morgen wieder eine Hoffnung, und nur heute die traurige Wirklichkeit! Nur diese gilt es, wenn auch nicht zu verscheuchen, so doch zu verkürzen, und darum widmen wir unsere Gedanken und unsere Laune dem kurzlebigen Heute, das von den Dichtern so vornehm abgelehnt wird, und dem schnellvergessenen Tage, den die Philosophen nur mitleidig über die Achsel ansehen, und überlassen diesen neidlos die Nachwelt und die Ewigkeit.

Digitized by Google

Aber die harmlose Heiterkeit ist nicht immer möglich in unserer Zeit, in der die Dummheit die Offensive ergriffen hat, so daß man jeden Schrittbreit gegen sie vertheidigen muß. Man greift zum Spott als Waffe, und wer die Ereignisse des Tages humoristisch besprechen will, muß ein Kämpfer sein. In diesem Sinne will ich gerne zu den „beißendsten der Spötter" gehören, zu denen mich der in Graz lebende, aber berühmte Dichter Robert Hamerling in seiner neuesten satirischen Dichtung „Homunculus" ein bischen spöttisch rechnet.

Das Gedicht, das Herr Hamerling ein modernes Epos nennt, fluthet, ein wahrer satirischer Amazonenstrom, in zehn Gesängen breit dahin. Leider ist die Seitenzahl nicht, wie sonst üblich, oben an dem Kopfe jeder Seite, sondern unten am Fuße angegeben, so daß der rüstige Schwimmer, wenn er manchmal etwas ermüdet aufblickt, um zu sehen, unter welchem Grade epischer Breite er sich bereits befindet, über sich nur eine trostlose weiße Leere sieht. Aber wenigstens bietet das Versmaß, vierfüßige Trochäen, keine Stromhindernisse. Ich für meine Person liebe es wegen seiner Bescheidenheit; denn ach, wie viele auf vier Füße berechnete Talente gibt es nicht, die sich trotzdem einer fünffüßigen Zeitverschwendung hingeben! Die Bezeichnung „modernes Epos" ist zwar strenge, aber gerecht, denn der Dichter übergießt mit der epischen Lauge seiner Satire alle Schäden und Thorheiten des Tages. Er dichtet windige Tagesrecensenten in den Grund und recensirt eingewurzelte Lieblingsdichter des Publicums in die Luft; er hat ein offenes Auge für alles Lächerliche in der

Digitized by Google

Normalwäsche des G. Jäger, empfindliche Ohren für das Treiben der Wagnerianer, eine feine Nase für die „orientalische Hautausdünstung" der Juden, ein ironisches Lächeln für die Wuthkrankheit der Antisemiten, eine scharfe Zunge für die Alles verschlingenden Gründer und einen Zahn auf die frommgläubigen Vegetarianer, die auf Gemüse und Erdäpfelnudeln vertrauen und Leberanschoppungen scheuen. Er geißelt auch die „Specialisten für gewisse Hautkrankheiten", aber er selbst ist eigentlich blos ein Specialist für gewisse Hautkrankheiten, denn er ätzt nur die Krankheiten der Zeit, die auf der Oberfläche sich zeigen.

Alles das sind nur satirische Einzelheiten des großen Gedichtes, dessen Held der Homunculus ist, ein alter kleiner Bekannter aus dem zweiten Theile des „Faust", der dort die Frucht langen Grübelns Wagner's ist, der letzte Sprößling einer langen Ahnenreihe von Gedanken, aber doch nur ein blendender Eintagsgedanke, der ausflattert, leuchtet und vergeht. Der Homunculus Hamerling's ist noch kurzlebiger, denn er lebt nur den ersten Gesang lang, da der Magister Wagner das kleine Menschchen, das, gleich nachdem es aus der Retorte gesprungen, Alles, selbst seinen Vater, oder vielmehr geistigen Urheber zu „recensiren" beginnt, am Schlusse des Gesanges wieder in die Phiole zurückwirft. Er „reducirt" ihn wieder auf ein „Klümpchen", worauf er ihn „auf geheimnißvolle Weise in den Mutterschoß der Gattin eines armen Dorfschulmeisters verpflanzt". Dieser heißt glücklicherweise Munkel, aus dem Homunkel wird von nun an ein Munkel, so daß also die Namensände-

Digitized by Google

rung keine auffallende ist. Da jedoch der kleine Munkel von einer leiblichen Mutter nach „der Monde Neunzahl" geboren wird, ist er nicht mehr der Homunculus, den uns Hamerling versprochen hat, sondern ein Mischling, ein Mulatte von einem lichten Gedanken Wagner's als geistigem Vater, und einer dunkeln Dorfschulmeisterin als leiblicher Mutter.

Munkel versucht es, ein Modepoet zu werden, er schreibt ein Epos, das alle Zeitungen und Kritiker loben, von dem aber am Ende des Jahres nur „dreizehn Exemplare" verkauft sind, während doch das Saison-Epos des echten Modedichters eben so viele Auflagen erlebt und — damit es nicht scheine, als wollten wir den Erfolg eines Gegners verkleinern — der „Ahasverus" Hamerling's sogar schon in vierzehnter Auflage erschienen ist. Ich kann, da ich kein Feuilleton in zehn Gesängen schreiben will, nicht alle Erlebnisse Munkel's ausführlich erzählen und muß daher nur flüchtig über sie hinweghuschen. Der Held wird Spieler und von einem dämonischen Durste nach Geld erfaßt, denn „der Erzeuger, er vergriff sich" und hatte statt des Eisens Gold in die Retorte, aus der Munkel hervorging, gethan. Nur wissen wir dann nicht, wieso Munkel zu seiner eisernen Stirne kommt, denn er gründet eine im großartigsten Stile käufliche Zeitung und wird endlich „Gründer" schlechtweg. Er stürzt sich aus Verzweiflung über den eingetretenen Krach in den Rhein, aus dem ihn die Lorelei rettet, die ihrer sitzenden Lebensweise auf dem Loreleifelsen längst müde geworden ist und sich als Sängerin, Cancantänzerin, Maitresse und in ähnlichen

Digitized by Google

Stellungen und Lagen versucht hat. Er heiratet sie, der Halbmensch das Weib der Halbwelt! Bei der Hochzeitsfeier wird ein Maskenfestspiel: „Literarische Walpurgisnacht des laufenden Jahrhunderts", aufgeführt, in der alle Habitués des Parnasses Spießruthen laufen. Herr Hamerling selbst besucht das Fest in der Maske des Satirikers und hat eine Unterredung mit dem Teufel, der schon so Vielen eingeheizt hat, über das Wesen der Satire. Der schwarze Fachmann gibt ihm den Rath, niemals die Thorheit und Schlechtigkeit im Allgemeinen, sondern immer „einen ganz Bestimmten" zu geißeln, und er schwefelt ihm vor, nicht dem Beispiele Juvenal's und Swift's zu folgen, deren Humor nicht „lustig" sei, und lieber, mich schaudert's es zu wiederholen, zum Lachen zu reizen. Der Teufel hat, wie dies in der Art der großen Verführer liegt, Recht und Unrecht. In der Satire gilt die Abschreckungs-Theorie, ihr Gift muß ein schnell wirkendes sein, um zu heilen, ja die größten Satiriker haben oft sogar zur literarischen Ekelcur gegriffen. Dem Gründer, der Baron, dem Speichellecker, der Hofrath, dem Emporfrömmling, der Rathgeber der Mächtigen geworden, ist durch eine Satire, die immer hübsch „allgemein" bleibt, gar nicht beizukommen, und wenn eine solche Satire auch Niemanden zum Lachen reizt, Jene werden sich ins Fäustchen lachen. Dagegen hat der Teufel Unrecht, wenn er dem satirischen Gretchen Hamerling einredet, die Satire müsse immer zum Lachen reizen, und es deßhalb warnt, dem Beispiele Swift's zu folgen. Denn dieser weiß selbst in seinen ernstesten satirischen Schriften den Leser lachen zu machen, und

Digitized by Google

daß er auch Sinn für „luſtigen" Humor hatte, beweiſt ſchon ſein Wahlſpruch: Vive la bagatelle! Hamerling hat aber feſte ſatiriſche Grundſätze, er läßt ſich durch den Teufel nicht irremachen und erwidert ihm: In jedem Falle laſſ' ich bald ein Büchlein drucken: Lachen wird es Keinen machen. Der Dichter hat aber nur den leichteren Theil des Verſprechens gehalten, denn ſeine Satire macht in der That Niemanden lachen, leider nicht den ſchwereren, da der Homunculus 320 Seiten hat und alſo kein „Büchlein" geworden iſt.

Munkel macht einen Abſtecher nach dem Eldorado, gründet eine Schule zur Vermenſchlichung der Affen, und da auch dieſe Unternehmungen mißlingen und er weder weiß, was er mit ſeiner freien Zeit anfangen, noch wohin er ſeine Haut zu Markte tragen ſoll, wird er Jude, ein Unternehmen alſo, für das er nur ein ganz geringes Opfer an Zeit und Haut zu bringen hat. Er nimmt bei dem Uebertritte den Vornamen Gotthold Ephraim an — ein kleiner Beſchneidungshieb gegen den Dichter des weiſen Nathan — und führt die Juden, die eben durch einen glücklichen Zufall aus Europa vertrieben werden, nach Jeruſalem, wo er deren König wird. Aber in dieſem jüdiſchen Staate „konnte Keiner je den Andern überliſten", Rothſchild wurde ein Schnorrer, die Recenſenten „hatten nichts zu recenſiren und die beißendſten der Spötter nichts zu beißen". Ach, auch ich Aermſter finde dort keinen Stoff mehr, denn, ſo ſingt Hamerling, „Spitzer nagte an der Feder". Mein Gott, damit es Einem an Stoff fehle, braucht man wirklich nicht erſt die beſchwerliche Reiſe nach Jeruſalem zu

Digitized by Google

unternehmen, es gibt auch in Wien Zeiten, in denen man an der Feder nagt, und besonders begnadeten Geistern fällt manchmal selbst in Graz nichts ein. Ich glaube übrigens kaum, daß mir in einem jüdischen Staate der Stoff ausginge, denn ich träfe in diesem gute alte gebissene Bekannte, da nach dem Berichte Hamerling's die jüdischen Dichter dort „alte Trauerweisen harften". Ueber die „concentrirte Oriental'sche Hautausdünstung" könnte ich allerdings, falls die Juden auch unser Preßgesetz mitgenommen hätten, nicht spotten, und wenn es nicht etwa in Jerusalem ein stilles Wässerlein gäbe, wie unser Wienfluß, müßte ich wirklich darauf verzichten, die Nasen der Leser anzuregen, wie Herr Hamerling. Dafür aber würde mir — man verzeihe diese Unbescheidenheit — ebensogut wie ihm einfallen, daß die Juden „alte Hosen" verkaufen, und wenn er hervorhebt, daß diese in Jerusalem „käuferlos" blieben, so würde ich, um die Käufer anzulocken, darauf hinweisen, daß die alten Hosen, mit denen die Juden handeln, doch — ewig neu bleiben. Aber auch im schlimmsten Falle würde ich nicht an der Feder nagen, sondern es vorziehen, mich an die anderen, weit schmackhafteren Theile der Gans zu halten, an Brust, Keule, Leber und an das niedliche Gänseklein, ja, ich würde vielleicht den brotlosen pädagogischen Beruf, die Thoren durchzuhecheln, ganz aufgeben und eine Gänseklein-Bewahranstalt gründen. Die Gans ist ja überhaupt der Nationalvogel der Juden, und Niemand hat es in der Erziehung derselben für menschliche Zwecke weiter gebracht, als sie. Sie füttern sie in der hinterlistigsten

Digitized by Google

Weise, um sie fettleibig und schmalzreich zu machen; sie lesen ihnen die Curszettel vor, damit sie leberkrank werden und delicate hypertrophirte Lebern bekommen, und sie rupfen ihnen die Federn aus, um Bücher und Recensionen zu schreiben, kurz die Gans ist ihnen, was dem Lappländer das Renthier. Und so ungerecht ist Herr Hamerling gegen Israel, daß er die jüdischen Gänse, die uns, namentlich wenn sie hübsch braun gebraten sind, mit so vielen Schattenseiten der Juden versöhnen, nicht einmal erwähnt!

Munkel wird von den Juden, obwohl diese, einer liebenswürdigen Einladung Europa's folgend, wieder zurückkehren, gekreuzigt, von Ahasverus jedoch gerettet. Er verzweifelt, flüchtet zu den Affen, wird Erfinder und steigt endlich mit einem von ihm genial erfundenen Riesenfahrzeug in die Lüfte, — eine Luftfahrt, höchst ähnlich jener, die Jules Verne in der Reise nach dem Monde geschildert hat. Der Luftballon und dessen Lenker kehren nicht mehr zur Erde zurück, jener wird zum Kometen, dieser zum „fliegenden Holländer", ein „Ahasverus des Weltraumes", denn wem nicht die Natur „gab das Leben durch die Liebe, dem verweigert auch den Tod sie". Das Gedicht, das mit Goethe's „Faust" begonnen hat, schließt mit Hamerling's Ahasverus, — welche Satire!

Ob es sich lohnt, den „Homunculus" zu lesen! Ich möchte sagen: Ja! aber mein Urtheil ist befangen, — man langweilt sich so angenehm bei dem mißlungenen Buche eines Gegners.

Digitized by Google

Unsere Beziehungen zu Rußland. — Die Vortheile des schlechten Geschmackes und das Mozartdenkmal. — „Aber."

15. Januar 1888.

So schweigen denn endlich die rauhen Kriegsstürme, und wir dürfen wieder an einen friedlichen Völkerfrühling glauben. Aber es sieht noch lange nicht maienhaft in der Welt aus. Himmel-Herrgott-Millimeter! Ganze Urwälder von Nußholz verschiedensten Kalibers rücken noch fortwährend gegen uns heran, ganz Europa ist noch immer ein blühender Artilleriepark und allüberall, soweit das Auge reicht, springt die Cavallerie. Caligula, dem die Götter leider jede Begabung für Philanthropie versagt hatten, wünschte, daß alle Menschen nur einen Nacken hätten, um ihnen mit einem einzigen Hiebe den Kopf abschlagen zu können. Wir aber, die, wie von Einigen ganz ernsthaft behauptet wird, in einem Zeitalter der Humanität leben, wünschten, daß die Menschheit nicht einen einzigen Nacken, sondern einen anderen Körpertheil als Unicum besäße, damit sie mit geringeren Geldopfern beritten gemacht werden könnte!

Wir sind noch immer mit Rußland verfeindet, aber allerdings auf das freundschaftlichste, denn man muß nach der berühmten, bereits Geschichte gewordenen Erklärung des officiösen „Fremdenblatt" zwischen unseren

Digitized by Google

„politischen" und „militärischen" Beziehungen zu Rußland haarscharf unterscheiden. Politisch läßt unser Modus vivendi nicht das Geringste mehr zu wünschen übrig, nur militärisch stehen wir noch immer auf einem gespannten Qui vive.

Können wir uns unter solchen Verhältnissen so recht von Herzen darüber freuen, daß Baron Rothschild noch zum Schlusse des Jahres hoffähig oder, um uns zwar nicht schöner, aber wissenschaftlicher auszudrücken, „appartementfähig" geworden ist? Hat es nicht sogar unverbesserliche Pessimisten gegeben, die selbst bei dieser so überaus friedlichen Thatsache an den Krieg und an die hervorragende Anlehensfähigkeit des Hauses Rothschild dachten? Das Vaterland der Rothschilde ist die Welt! Jeder Rothschild schien uns ein Weltbürger zu sein, ein Arbitrageur der ganzen Menschheit, ein Bankier-Posa, der es, Gott sei Dank, nicht nöthig hat, Fürstendiener zu sein, so lange die Finanzminister noch sein Geld benöthigen, und der, wenn er wirklich einmal eine günstige Conjunctur benützen wollte, um ein Geschäft in Gedanken zu machen, für diese nicht Gedankenfreiheit verlangt, denn ein Rothschild läßt sich nichts schenken, sondern zum Ersatze dafür die Rente bei dem nächsten Emmissiönchen zum Curse von 78 nimmt, — der sonderbare Schwärmer! Und nun ist Baron Rothschild hoffähig geworden, die Appartements haben einen Besucher mehr, aber wir ein Ideal weniger.

Wer kümmert sich freilich in unserer Zeit um Ideale? Nur die Egoisten lieben noch Ideale, weil man diesen keine Weihnachts- und Neujahrsgeschenke zu

Digitized by Google

machen braucht. Und wie betrogen ist derjenige, der, um das Ideal zu suchen, in das Reich der Kunst flüchtet, denn in der Kunst wie in der Literatur haben sich ja endlich nach langen Kämpfen die ästhetischen Grundsätze der Hexen in Macbeth, dieser Blaustrümpfe der Hölle, die allgemeine Anerkennung zu erringen gewußt: schön ist wüst, und wüst ist schön. Der schlechte Geschmack ist so beliebt geworden. Allerdings, wer so glücklich ist, ihn zu besitzen, darf sich Alles erlauben, was den Anderen streng verboten ist; er kann seiner Phantasie den freiesten Spielraum gewähren, er hat unerschöpfliche Hilfsquellen und zieht darum immer die Aufmerksamkeit auf sich. Der schlechte Geschmack ist amüsant und pikant; wenn er nicht befriedigt, so kitzelt er doch; er ist reich an Ueberraschungen und Abwechslungen und daher nicht das ewige ermüdende Einerlei, wie der gute Geschmack. Ich werde mich wohl hüten, so verlockend es auch wäre, persönlich zu werden, denn Literatur und Kunst gehen mehr als je nach Brot; wer tadelt, ist ein Erwerbsstörer, ein Brotvormundwegreißer, und nichts ist so heilig wie der Magen, — o rühret, rühret nicht daran! Man schreibt, malt und meißelt, appellirt nur zu oft nicht an die Kritik, sondern an das Mitleid. Man schreibt möglicherweise einen Roman aus der Römerzeit, weil man eine heiratsfähige Tochter hat, die leicht als vestalische Jungfrau sitzen bleiben könnte; man läßt vielleicht die Helden auf die Völkerwanderung gehen, weil die Frau in's Bad gehen muß; man malt die Zerstörung Jerusalems, um sich bei Rothberger einen neuen Rock kaufen, oder läßt Nero Rom anzünden, um

Digitized by Google

einheizen zu können. Und gewiß sind die schlechten Zeiten daran schuld, daß um die Preise für ein Mozartdenkmal in Wien eine so ungewöhnlich große Anzahl von Bewerbern concurrirt hat.

Ich war zweimal im Künstlerhause, um die Entwürfe zu besichtigen. Als ich zum zweitenmale dort war, stand vor einem der Modelle, das ich ansah, eine alte kleine Frau und sagte mit zitternder Stimme zu mir: Nicht wahr, dieser Mozart ist auch hübsch? Ich sah in das verhärmte Gesicht der Frau und erwiderte: „O, außerordentlich schön"! Ich wiederhole dieses Urtheil kühn vor der Oeffentlichkeit, aber ich wage es wirklich nicht, zu verrathen, welcher Mozart es war, der mir so ausnehmend gut gefallen hat.

Man trifft in dieser Ausstellung von Entwürfen lauter falsche Prätendenten, die den Anspruch machen, auf den Sockel erhoben zu werden, der für den echten Mozart bereit gehalten wird.

Sie haben Alle in der That irgend etwas vom wahren Mozart an sich: der Eine sieht ihm ähnlich, der andere trägt seine Kniehosen, der Dritte sitzt mit einem Notenhefte da, und Mancher will bescheiden nur so mager sein wie er, und sieht aus wie ein armer Barbier, der überdies noch unglücklich liebt, wie ein Diurnist am Letzten eines Monats von einunddreißig Tagen, wie ein Regenwurm, der die Entfettungscur mitgemacht hat. Selbst die gelungensten unter den ausgestellten Mozartstatuen sind nicht ganz gelungen, selbst die durch Preise ausgezeichneten nicht ausgezeichnet. Jedem Lobe das man spendet, muß ein einschränkendes

Digitized by Google

„Aber" angehängt werden, ein kleines, häßliches Aber, ein hassenswerthes Wörtchen, die reine Kassandra unter den Bindewörtern, die immer, wenn der Hörer oder der Leser sich über ein gesprochenes oder geschriebenes Lob zu erfreuen beginnt, unheilverkündend dazwischentritt: Schön, aber arm; geistreich, aber häßlich; ein Graf mit sechszehn, aber böhmischen Ahnen; ein vortrefflicher Mozart, aber ein mißlungener Sockel u. s. f. Das Gesicht dieses Mozart verräth die höchste Begeisterung, wie das eines Wagnerianers, der den Feuerzauber spielen hört, aber er streckt den Arm aus, wie ein Bahnwächter, der anzeigt, daß der Zug ruhig passiren könne.

Ein Mozart sitzt auf dem Stuhle, und der Ausdruck innerer Befriedigung in seinem Gesichte deutet an, daß er eben sehr gut gespeist hat, aber warum hat er denn ein Notenheft neben sich und nicht ein Menu? Der Mozart dort, der scharf in die Luft sieht, als wenn er es versuchen wollte, alle darin lebenden Bacillen zu zählen, hat uns ungemein heiter gestimmt, aber es hat uns geschmerzt, daß der hinter ihm stehende Genius ihm einen Lorbeerkranz aufsetzen will, und nicht lieber eine Brille. Jener Mozart wieder ist ganz ansprechend, aber der Unglückliche ist ja vor lauter Pathos außer sich. Sehen Sie nur, wie scheu sich der Löwe hinter das Monument zurückgezogen hat, und man kann dies dem Könige der Wüste gar nicht verdenken; denn wenn ich ein Löwe wäre, würde ich mich ebenfalls fürchten, daß mich dieser Mozart zerreißt.

Die ausgestellten und nicht preisgekrönten Entwürfe sind nur mit einem Motto versehen, und man ist

Digitized by Google

daher darauf angewiesen, die Namen ihrer Urheber zu errathen, falls man Lust hat, sie errathen zu wollen. Diese Motto's sind oft sehr tiefsinnig.

Eines derselben lautet beispielsweise: „Justitia regnorum fundamentum", eine Aufschrift, die über unserem Burgthore prangt, und daher jedem Wiener geläufig ist. Wenn man jedoch dieses Motto gelesen hat und stimmungsvoll aufblickt, so ist man nicht wenig enttäuscht, das Standbild Mozart's vor sich zu sehen und nicht das des Herrn Justizministers Pražak mit einer allegorischen Gerechtigkeit, die sich in ihrer Blindheit an seinem Haupte vergreift, um einen Lorbeerkranz darauf zu drücken.

Sehr gut hat uns dagegen ein anderes Motto gefallen: Mozart ist die Musik selbst. Darum vielleicht entspricht keines der Denkmäler unseren Erwartungen, da sie nur einen Menschen zu bieten vermögen, aber nicht die Kunst selbst. Das wahre Denkmal Mozart's wird daher nur in der Oper aufgeführt, und nicht vor derselben errichtet werden können.

Digitized by Google

Was der Czar für den Frieden thun könnte. — Jugendliche Unbesonnenheit des Fürsten von Bulgarien. — Ein Wort Schmerling's. — Alt- und Jung-Oesterreich.

26. Februar 1888.

Auch der Himmel fängt in neuerer Zeit an, sehr unverläßlich zu werden. Denn jetzt erst, da selbst der Petersburger „Regierungsbote" von Friedensversicherungen überströmt, kommen die Himmlischen mit einem Kometen angerückt und tragen uns so diese Himmelserscheinung, die doch seit jeher die Rolle eines Vorzeichens zu spielen hatte, als Nachtisch auf. Oder sollte es noch immer nicht zu spät sein, Credit-Actien zu fixen, und sucht der Himmel, da er es verpaßt hat, das Signal zur rechten Zeit zu geben, dieses kleine Versäumniß seiner Regie wieder gutzumachen?

Wir sind ja gewiß glücklich darüber, daß der Czar den Frieden will, aber dann sollte das officielle russische Blatt uns die erfreuliche Mittheilung machen, daß Se. Majestät der Förderung der einheimischen Barchentweberei seine Fürsorge angedeihen lassen wolle, oder daß er einen Preis von zwanzigtausend Rubeln für die Erfindung eines probaten Mittels zur Vertilgung der Schaben, dieser Phylloxera vastatrix der alten Winterbeinkleider, ausgeschrieben habe, während wir jetzt immer

Digitized by Google

nur von der Dislocirung von Kosaken und ähnlichen, für den Fortbestand des Friedens nicht sehr glücklich gewählten Mitteln zu hören bekommen. Statt den Sultan zu einer unfriedlichen Intervention in Bulgarien einzuladen, lade ihn der Czar doch lieber nach Gatschina zu einem kleinen friedlichen Diner von sieben Gängen ein, und wenn der Sultan zögern sollte, diesen Friedensvorschlag anzunehmen, so füge er in Gottesnamen noch einen Haselnußpudding mit Kirschencompot als achten Gang hinzu. Das wird doch wirklich, wenn wir auch zugeben wollen, daß das immer tiefere Sinken des Rubelcurses zur größten Sparsamkeit im russischen Staatshaushalte auffordert, der Selbstherrscher aller Reussen noch erschwingen können!

Der jugendliche Fürst von Bulgarien aber scheint dem Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzieht, zu trotzen, obwohl ihn der Wiener Schriftsteller-Verein, die „Concordia", auf das Bedenkliche seiner Lage in sinniger Weise aufmerksam gemacht hat. Sie übersendete nämlich dem edlen Prinzen eine Einladung zu dem von ihr veranstalteten glänzenden Ballfeste, und wenn dieser gut berathen gewesen wäre, würde er der Einladung Folge geleistet und die Gelegenheit benützt haben, um sich aus dem Staube zu machen. Er hätte dann Sophia mit den Sophiensälen vertauscht, bis 4 Uhr Morgens ununterbrochen getanzt und wäre nach einem kurzen aber erquickenden Schlummer nie wieder nach Bulgarien zurückgekehrt.

Doch wir wollen nicht länger von dem Kriege mit Rußland sprechen, der vielleicht im Schoße der Zukunft

Digitized by Google

liegt, sondern uns lieber mit der guten alten Zeit beschäftigen, nämlich mit der vorigen Woche. Der Präsident des obersten Gerichtshofes, Herr v. Schmerling, hat eine bedeutsame Rede über unser Bündniß mit Deutschland gehalten, und da er trotz seiner dreiundachtzig Jahre noch immer so jung und geistesfrisch ist, vergaß man ganz, wie müde und abgelebt unsere deutsche Vergangenheit war, die er ritterlich zu rechtfertigen suchte. Wer solche unverwüstliche Lebenskraft in sich fühlt, der konnte freilich das Wort riskiren: Wir können warten! — Ein Ausspruch, der seinerzeit so allgemeines und großes Aufsehen erregte, wie etwa jener Solon's, der bekanntlich einer der sieben Gremialvorstände der Weisen Griechenlands war, daß es sich empfehle, stets das Ende abzuwarten, da Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Die Behauptung Solon's hat den Vorzug, daß sie sich auf allgemein menschliche Verhältnisse bezieht, während jene des Herrn v. Schmerling dafür eine reiche bureaukratische Erfahrung verräth. Denn Jeder, der als unbesoldeter Praktikant auf ein Adjutum gewartet hat oder in die Lage kam, der endlichen Erledigung eines bei der Finanz-Landes-Direction eingereichten Gesuches entgegenzuharren, wird die Zweckmäßigkeit eines beschaulichen Abwartens der Ereignisse schon erkannt haben.

Die Menge freilich betet nur den Erfolg an, und wäre nicht Krösus, dem Solon seine Maxime so oft auseinandersetzte, bis Jener nicht mehr zuhörte, glücklicherweise von Cyrus besiegt und zum Scheiterhaufen verurtheilt worden, so würde man den armen griechischen Weltweisen bis an das Lebensende mit seinem sinnigen

Digitized by Google

Ausspruche aufgezogen haben. Die Devise des Herrn v. Schmerling war leider nicht in gleicher Weise vom Zufalle begünstigt, unser Warten hat sich weder in der inneren noch äußeren Politik bewährt; aber wenn wir auch so lange gezögert haben, unsere Aufgaben in Deutschland zu erfüllen, bis wir aus diesem ausgeschlossen wurden, so hat doch unser gegenwärtiger Lord Ober-Richter, Dank seiner kräftigen Constitution, unsere Wiedervereinigung mit Deutschland abzuwarten vermocht.

Herr v. Schmerling ist zu sehr Patriot, um deshalb zu grollen; er sprach sich vielmehr über den Bündnißvertrag in sehr anerkennender Weise aus, und der Curator des Theresianums war so weich und nachgiebig gestimmt, daß er vielleicht, wenn ihn ein Bösartiger mit einer derartigen Bitte überrumpelt hätte, den seiner Führung anvertrauten Theresianisten gestattet haben würde, während des Exercirens Pickelhauben aufzusetzen.

Wie brach so plötzlich seine leider immer nur im Civildienste erprobte Soldatennatur hervor, als er in die Nähe eines die Revue abnehmenden Strategen, der ein scharfes Auge für die Beschaffenheit des Menschenmaterials hat, von der Masse „prächtiger Leute" sprach, die Oesterreich und Deutschland gegen jeden Feind zur Verfügung stehen. Ja wohl, es sind prächtige Leute, famos adjustirt und mit charmanten Hinterladern ausgerüstet, aber mögen wir nie in die Lage kommen, zu klagen: Schade um die prächtigen Leute! und vor dem Kriege noch lange bewahrt bleiben, — wir können warten!

Digitized by Google

Weniger schwungvoll als das alte Oesterreich im Herrenhause, aber dafür desto lärmender äußerte sich das junge Oesterreich im Abgeordnetenhause, und das Echo der Reden, die aus Anlaß des Gesetzes zur Beschränkung der studentischen Freiheit gehalten wurden, hallt noch immer nach.

Das Gesetz, das die Studenten vor dem schädlichen Einflusse einiger parlamentarischer Agitatoren schützen will, fand umsoweniger Anklang, als man den Eindruck gewann, daß nicht die Studenten von den Agitatoren, sondern umgekehrt die Agitatoren von den Studenten angesteckt worden seien, denn sie waren übermüthig wie junge „Füchse", sie warfen den commentwidrigen Dichter Heinrich Heine aus der deutschen Literatur hinaus und gaben dafür Verse aus Studentenliedern zum Besten, sie höhnten den Unterrichtsminister, daß er nicht „losgehe", da man ihn doch in allgemein anerkannter Weise beleidigt habe, kurz, es schien, als wenn das Parlament ein Versammlungsort wäre, in dem ein Commers der Völkerverbindung Cisleithania abgehalten werde. Glücklicherweise nahmen sich aber auch ernstere Männer der Studenten an, und so wurde das Gesetz der Entreprise des pompes funèbres des Schulausschusses zur feierlichen Berathung seiner sterblichen Reste übergeben.

Digitized by Google

Schönerer als Harun-al-Raschid. — Knigge's Conversations-Lexikon der Höflichkeit. — Beleidigungen der Augen und Ohren. — Die Jubiläums-Ausstellung.

25. März 1888.

Die „anti-liberale Liga", diese hochherzige Vereinigung, welche den Anhängern aller Parteien, wenn sie nur aufrichtige Gegner der Freiheit, des Fortschrittes und der Aufklärung sind, ihre Arme öffnet, tritt immer drohender auf. Immer lauter wird der Lärm und immer erbitterter der Kampf gegen die Gerechtigkeit, die Gleichheit vor dem Gesetze und die Duldsamkeit, kurz gegen alle die Irrthümer und Vorurtheile, die wir schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Aber sie werden nicht den Sieg über die Wahrheit davontragen. Ihre Wuth begegnet unserer Ruhe, ihre unedle Gesinnung wird sich nicht lauter äußern als unsere Entrüstung, ihren Drohungen halten wir als Schild unser Recht entgegen, und man wird ihren Versicherungen keinen Glauben mehr schenken, ihr Schreien wird kein Echo mehr finden, und wir werden endlich mit größerem Rechte als sie ausrufen dürfen: Hinter uns stehen Millionen!

Das Abgeordnetenhaus hat den Ritter v. Schönerer, der mit einer Schaar Gleichgesinnter zur Nachtzeit in die Redactionsräume einer Wiener Zeitung eindrang

Digitized by Google

und die mit ihrer Arbeit beschäftigten Redacteure mißhandelte, dem Landesgerichte ausgeliefert. Selbst diese Gewaltthat hat noch beredte Vertheidiger gefunden, und man hätte nach deren Darstellung glauben können, der Abgeordnete Schönerer ahme das Beispiel des berühmten Khalifen Harun-al-Raschid nach, und so wie dieser verkleidet nächtliche Wanderungen durch die Straßen von Bagdad unternahm, um die wirkliche Stimmung des Volkes kennen zu lernen, ziehe auch er in nachtschlafender Zeit, mit einem Schlagringe und einem Stocke mit Bleikopf maskirt, in den Redactionen der Volksblätter umher, um die Wahrheit zu erfahren. Der Abgeordnete Dr. Pattai stellte den nächtlichen Besuch als einen Act der Neugierde dar, und wenn man bedenkt, in welcher höchst gesundheitswidrigen Weise sich diese Neugierde bethätigte, sieht man endlich ein, wie begründet die so oft belächelte Maximé des österreichischen Generals Urban ist, welche dieser im Jahre 1848 in einer Proclamation zum Besten gab: „Der Gebildete ist nicht neugierig!" Herr Dr. Lueger wieder bezeichnete diesen Vorfall als eine „Dummheit", was allerdings nach der Ansicht eines französischen Staatsmannes, der einmal ausrief: „Es ist ärger als ein Verbrechen, es ist eine Dummheit!" ein sehr erschwerender Umstand wäre. Er wies bei dieser Gelegenheit, um die Anmaßung der Journalisten unwiderleglich darzuthun, darauf hin, daß ein Blatt den Berichterstatter des Immunitäts-Ausschusses, Dr. Weeber, nur Herrn Weeber und ein anderesmal gar nur Berichterstatter Weeber genannt habe. Eine solche Vernachlässigung der einfachsten Vorschriften der Etiquette muß

Digitized by Google

aber um so größeren Unwillen hervorrufen, wenn man bedenkt, mit welcher Feinfühligkeit umgekehrt die Partei des Doctors, Abgeordneten, Advocaten, Gemeinderathes und Herrn Lueger die Journalisten behandelt, indem sie ihnen bei jeder Gelegenheit die ausgiebigsten Titulaturen, wenn diese auch nicht kosender Natur sind, zu Theil werden läßt.

Nur hätten wir dann erwartet, daß der Verbündete des Herrn Lueger p. t. der Herr Doctor, Abgeordnete, Magistratsrath ꝛc. Kronawetter, der kurz darauf in seiner Rede bemerkte: „Der Regierungsvertreter hat bei Versammlungen das Maul zu halten", mit Rücksicht auf die strenge Etiquette sagen werde: „Der Herr Regierungsvertreter hat das Maul zu halten." Es war noch ein Glück, daß der Herr Präsident des Hauses nicht ebenso zartfühlend ist, wie Herr Dr. Lueger, sonst hätte er leicht den Rednern das Wort, und zwar in der Regierungsvertretern gegenüber gebräuchlichen Form entziehen können.

Auch der Herr Wundarzt, nicht Doctor Türk vertheidigte die Neugierde und Dummheit, wie die Nachtseiten der Gesellschaft des Herrn Schönerer wohlwollend genannt wurden. Leider benützte er nicht diese so überaus günstige Gelegenheit, um die Zuhörer durch den großen Umfang seiner fachmännischen Kenntnisse zu verblüffen und sie über die Art der vorgekommenen Verwundungen, über die Größe des Blutverlustes, über die Unterschiede zwischen Quetsch- und Rißwunden, darüber, ob auch bei Journalisten, wenn sie verletzt werden, Wundfieber eintrete, und endlich über die Arten der Wundbehandlung, insbesondere über die antiseptische Methode in anregender Weise zu unterrichten. Unglück-

Digitized by Google

licherweise aber hat Herr Türk eine geringere Vorliebe für die Chirurgie als für die Literaturgeschichte, was vielleicht nicht so vom ärztlichen wie vom literarischen Standpunkte zu bedauern ist. Statt die Patienten zu heilen, verwundet er die Dichter, statt der antiseptischen Methode der Behandlung wählt er die antisemitische Methode der Verwundung und hat erst neulich Heine aus der Reihe der deutschen Dichter hinauszuquetschen versucht. Schon vorher hatte er einmal Goethe einen Hieb versetzt und erklärt, derselbe sei kein nationaler Dichter, und diesmal warf er das berühmte Buch Knigge's „Ueber den Umgang mit Menschen" in gewaltsamer Weise aus der Literatur hinaus, indem er rief: „Wenn man gegen uns so vorgeht, kann man da verlangen, daß wir nach dem Conversations-Lexikon von Knigge vorgehen?" Hienach muß der literarische Laie glauben, Knigge habe die Formen, die man im Verkehre mit Menschen zu beobachten hat, in lexikalische Form gebracht und in alphabetischer Ordnung, etwa wie folgt, behandelt:

Dummheit: Siehe: Bauchaufschlitzen.

Injurien: Waren früher bei den holden Frauen des Geflügelmarktes üblich, wenn man den Preis eines Poulards erfahren wollte, und bestanden in zwar treffenden, aber verletzenden Aperçus dieser Geflügelparzen, um die auf eine wohlfeilere Approvisionirung gerichteten Bestrebungen hintanzuhalten. Gegenwärtig werden solche nur mehr von Abgeordneten angewendet, denen man, um diese Umgangsformen nicht aussterben zu lassen, Straflosigkeit zugesichert hat.

Digitized by Google

Maul halten! Eine feierliche Einladung, die man nur an pflichttreue Beamte, die im Staatsdienste ergraut sind, ergehen lassen darf. Andere Beamte, selbst Magistratsräthe, haben hierauf keinen Anspruch.

Moral: Gleicht den kostbaren Taschentüchern der Damen. Man trägt sie nur in der Hand, um sie den Leuten zu zeigen, macht aber selbst keinen Gebrauch davon.

Neugierde: Siehe: Narben.

Oeffentliche Gewaltthätigkeit: Wenn derjenige, der sie begangen hat, zur Verantwortung gezogen wird.

Titulaturen: Man darf in keinem Augenblicke versäumen, diese sich und Anderen beizulegen, da die Besitzer derselben stets in Angst sind, daß diese durch Nichtgebrauch verjähren könnten.

Wir wollen uns übrigens dagegen verwahren, als wenn wir uns über die Conversations-Lexika lustig machen wollten und den großen Nutzen derselben verkennten. Wir haben selbst gar häufig, wenn uns Gemeinheit der Gesinnung und Niedertracht erbitterten, im Conversations-Lexikon von Brockhaus Trost gefunden, denn wir haben aus den trefflichen Illustrationen desselben zu den zoologischen Artikeln die Brutalität näher kennen gelernt, und deren Bild hat uns stets beruhigt.

Aber verlassen wir endlich das traurige Parlament und flüchten wir in „jene heiteren Regionen, wo die schönen Formen wohnen".

Die meisten Bewohner einer Großstadt kennen wohl jene Art des Nervenkitzels, die sie vom Stuhle aufspringen läßt, wenn gleichzeitig eine Schwärmerin über

Digitized by Google

ihnen die Tasten des Clavieres meistert, ein aufstrebender Paganini gegenüber unausgesetzt eine Saite seiner Geige sägt und zwei rivalisirende Leierkästen im Hofe sich mit den erbittertsten Walzern befehden. Diese musikalischen Leiden erscheinen freilich in unserer Zeit, in der wir uns an den betäubenden Lärm des politischen Lebens gewöhnt haben, zu unbedeutend, um noch besprochen zu werden, aber noch vor wenigen Jahren hat zu den brennenden Tagesfragen auch die Drehorgel- oder „Werkel"-Frage gehört, in der sich die Anhänger und Gegner dieser Musikhandmühle leidenschaftlich bekämpften. Denn während die Werkel-Welfen für die Aufhebung der Werkelstrafe eintraten, strebten die Werkel-Ghibellinen die Gleichberechtigung des Werkels mit dem Burgtheater-Orchester an.

Glücklicherweise ist das Auge weit geduldiger als das Ohr, und während man gegen die Hausmusik mit ihrer Mannigfaltigkeit von Klangfarben am liebsten den Schutz der Polizei anriefe, scheut man in der Kunstausstellung nicht davor zurück, das Auge durch die Gegensätze von Farben, Gattungen und Stoffen zu blenden und zu ermüden. Aus dem einen Bilde steigen die glühendsten Farben wie Raketen auf, in dem andern herrscht das Helldunkel einer Lungenbratensauce. Dort sehen wir einen zartrosigen Schinken, mit dem der Künstler eine Apotheose der Fleischselcherei zu beabsichtigen schien, daneben eine Landschaft, deren saftiges Grün den Keim zu den gefährlichsten Spinat-Hallucinationen in uns legen könnte. In dem einen Bilde rührt uns ein schlummernder Säugling, in dem andern

Digitized by Google

erschreckt uns ein schreiendes Ballkleid. Wir sehen hier eine magere Dame, die den Blick flehend aufschlägt, als wenn sie den Himmel nur um ein bischen Embonpoint bäte, und nicht weit davon einen beleibten Herrn, der seinen Bauch so feierlich betrachtet, als wenn dieser berufen wäre, eines der gefährlichsten Löcher in der Luft zu verstopfen u. s. w. u. s. w.

Welche Menge von Bildern bietet uns die gegenwärtige Jubiläums-Ausstellung, und, was für denjenigen, der keine Zeit hat, das Schrecklichste ist, welche große Anzahl ausgezeichneter Bilder! Die Porträts von Angeli und Benczur sind sprechend ähnlich, und ich glaube, man würde selbst seine ärmsten Verwandten erkennen, wenn sie von diesen Künstlern gemalt wären. Der berühmte Bismarck Lenbach's trägt einen schwarzen breiten Hut wie ein Demokrat, eine weiße Halsbinde wie ein Pastor und einen Schnurrbart wie ein Soldat. Aber wie großartig ist dieses mattblaue Auge, das den Beschauer des Bildes überallhin verfolgt! Es verräth nicht nur die ganze Kraft dieses Staatsmannes, sondern auch das große Vertrauen in dieselbe. Wer mit solcher Sicherheit ausblickt, hat zu Großes erlebt, um noch überrascht zu werden, zu viele Siege errungen, um vor Hindernissen zurückzuschrecken. Selbst der Verlust der Macht würde ihn nicht kümmern, denn er hätte noch immer eine Reservemacht, den Geist. Die Strenge des Blickes hat zugleich etwas Beruhigendes, denn der wohlwollende Ausdruck in dem Gesichte der Großen und Mächtigen sagt oft nur, daß sie die Menschen zu gering achten, um nicht Nachsicht mit ihren Fehlern zu haben.

Digitized by Google

Sehr interessant ist auch Gussow's Porträt einer österreichischen Roman-Schriftstellerin, die sehr fruchtbar ist; denn nie läuft der Pegasus schneller, als wenn er von Damen geritten wird. Die Gestalt ist Großoctav, der Umfang der einer mittelstarken Novelle, der Einband schwarz. Ihre Augen sind graue Doppelpunkte, die Lippen Gedankenstriche, die Nase könnte allenfalls in einem Druckfehler-Verzeichnisse berichtigt werden. Paul Meyerheim in Berlin ist noch immer sehr satirisch. Er hat früher in der Stadt der Denker immer Affen gemalt, und diesmal hat er aus der Stadt der christlichen Liebe Stöcker's eine Tigerfamilie eingesendet. Der Spanier Casanova zeigt uns Ferdinand den Heiligen, der barfüßige Bettler bewirthet. Aber auch die größte Huldigung, die man diesen Greisen zu Füßen legt, muß bei dem riesigen Umfange der letzteren verschwindend klein erscheinen. Die zwei Freundinnen Makart's starren mit dem Ausdrucke schmerzlicher Entsagung vor sich hin. Ach, denken sie, alle Männer sind Egoisten, sie kümmern sich mehr um ihre Geschäfte, als um unsere Toiletten. Der verliebte Triton von Kardos reichte der dickeren der beiden Nymphen, da man im Meere keine Feigenblätter findet, eine große Muschel dar, um so wenigstens seinen guten Willen zu zeigen.

Da es schon spät war, mußte ich die Ausstellung verlassen, ohne vor dem Bilde der schönen Engländerin von Herkomer verweilen zu können. Ich hatte nur noch Zeit, mich in sie zu verlieben, aber nicht mehr, sie anzusehen.

Digitized by Google

Allerlei Nöthen. — Leichtere Ausrüstung der Hausirer. — Geduld der Esel und ihrer Häute. — Die vier kriegerischen Jahreszeiten. — Rußland als Ehestörer.

15. April 1888.

Wir kommen doch aus den Nöthen niemals heraus! Wir haben im Winter, sobald es zu frieren beginnt, unsere Kohlennoth, im Frühjahre, wenn es thaut, unsere Wassernoth und überdies noch während des Jahres, ohne Rücksicht auf die Temperatur-Verhältnisse, unsere Geldnoth. Wir haben außerdem noch zeitweilig eine Wohnungsnoth, und wenn ein neues Stück gefällt, eine Sperrsitznoth. Denn die Behauptung schwermüthiger Theater-Kritiker, daß, so wie die wahren Pintsche, auch die eigentlichen Theater-Enthusiasten ausgestorben seien, läßt sich nur zum Theile aufrechthalten, nämlich nur, insoweit sie den Pintsch, leider aber nicht, insoweit sie den Theater-Enthusiasten betrifft. Man konnte es allerdings nicht in Abrede stellen, daß das Carl-Theater gar nicht mehr besucht wurde. Es hatte sich dort bereits zwischen dem Souffleur und den Schauspielern, die in dieser Einöde auf einander angewiesen waren, ein intimes Verhältniß herausgebildet, und man schenkte sogar dem Gerüchte Glauben, der Director desselben habe in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Mäuse

Digitized by Google

die alleinigen Habitués seines Kunsttempels bildeten, eine Hauskatze zu einem längeren Gastspiele eingeladen. Allein das Gastspiel der Frau Niemann-Raabe, die dort als Francillon auftrat, hat das Haus wieder gefüllt, und das Stück des Herrn Dumas, sowie die Künstlerin haben den größten Beifall gefunden. Es wurde wohl behauptet, daß Frau Niemann-Raabe für die jugendliche Rolle, die sie spiele, sich bereits eines zu langjährigen Rufes als ausgezeichnete Schauspielerin erfreue. Ich bin jedoch der Künstlerin heute begegnet und habe gefunden, daß sie, seit ich sie zum letztenmale gesehen — es war gestern — fast gar nicht gealtert ist.

Leider ist das Wetter wieder ziemlich winterlich geworden, und unsere Francillons konnten bei dem schlechten Zustande unserer Straßen ihren Ehemännern im besten Falle Hörner aufsetzen, eine Herrentoilette, die an gar keine Jahreszeit gebunden ist, keineswegs aber so lange Schleppkleider tragen, wie ihr graziöses Vorbild auf der Bühne. Man sehnt sich immer mehr nach dem Frühling und den Spaziergängen im Freien, denn wer ein reines Gewissen und nicht den schwarzen Vorsatz hat, mit Mandelseife, „Katarrh-Zelteln" oder gar mit den friedliche Gemüther so tief beunruhigenden Hosenträgern zu hausiren, darf sich ungestraft überall ergehen. Wie alle Körperschaften, die ihre Aufgabe ernst nehmen, sind auch unser Gemeinderath und die Wiener Handelskammer immer bestrebt, etwas zu verbieten, und sie haben daher die willkommene Gelegenheit benützt, den Hausirern ihr redliches Handwerk für immer zu legen. Es wird wohl Niemand so anmaßend sein, er-

Digitized by Google

rathen zu wollen, welche Erwägungen die Handelskammer veranlassen, irgend einen Beschluß zu fassen, aber wir können nicht umhin, wenigstens unserer Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daß die geschätzte Körperschaft dem Schaden, den sie berufsmäßig angerichtet hat, möglichst enge Grenzen zu ziehen bestrebt war. Denn obwohl bisher nach einer ehrwürdigen Ueberlieferung, die man hin und wieder unter Hausthoren angeschlagen findet, mit dem Hausiren immer gleichzeitig das Betteln untersagt war, will die Handelskammer nur das Hausiren verboten wissen, aber nicht das Betteln, so daß es den Hausirern freisteht, den verpönten Tragkorb mit Waaren mit dem auch fernerhin noch erlaubten Bettelstabe zu vertauschen.

Glücklicherweise gibt sich unsere gesetzgebende Körperschaft wenigstens Mühe, den Wohlstand einiger aristokratischer Familien zu sichern, indem sie drei Vorlagen über Familien-Fideicommisse bewilligt hat. Man ist noch nicht ein Gegner des Adels, wenn man die Aufrechterhaltung der Privilegien derselben bekämpft. Allein während man in unserer Zeit nicht immer die nothwendige Achtung vor dem Rechte hat, legt man immer den größten Respect vor dem Unrechte an den Tag. Der Unsinn weiß sich ja immer in ein altes Pergament zu wickeln und zieht stets sein altes Diplom hervor, wenn ihm der bürgerliche Verstand an den Leib rücken will. Die gute Sache hat leider kein altes verbrieftes Recht und kann sich nicht auf eine alte ehrwürdige Eselshaut berufen. Der Esel ist ein sehr geduldiges Thier, doch seine Haut ist noch viel geduldiger als er. Er frißt Disteln, bekommt Schläge und schleppt seine Lasten fort, bis

Digitized by Google

er endlich niederfällt und todt ist. Aber seine arme Haut hat noch immer keine Ruhe nach seinem Tode, denn sie muß eine schwere Last von Dummheit, Unrecht und Schädlichkeit jahrhundertelang fortschleppen und geht dabei nicht zu Grunde.

Wir fürchten, es werde nur wenige Steuerzahler geben, welche die Opferwilligkeit so weit treiben, daß sie den weiteren Kundgebungen des parlamentarischen Lebens sehnsüchtig entgegenharren. Denn die politische Lage ist leider keine freundlichere geworden, und so lange man noch immer im Hintergrunde den Feind seine blaue Uniform ausklopfen hört, reibt sich nur der Kriegsminister die schlagfertigen Hände, und wir sind in steter Angst, zu erfahren, daß es ihm noch rechtzeitig gelungen sei, eine neue Mehrausgabe zu entdecken und die hiezu erforderlichen Mittel etwa durch eine Vermehrung unserer Cavallerie ausfindig zu machen. Wir haben ja schon seit Langem kein bürgerliches Jahr mehr, das in vier Jahreszeiten, sondern nur mehr ein militärisches, das in vier Rüstungen zerfällt. Wenn die Natur sich in eine weiße Schneedecke einhüllt und in einen tiefen Schlaf verfällt, dann mahnt uns dies, doppelt wachsam zu sein, um nicht durch einen Winterfeldzug überrascht zu werden; wenn die Kriegsschauplätze allüberall zu grünen beginnen und auf den strategisch günstig gelegenen Punkten die ersten Knospen springen, dann erwacht auch in der Menschenbrust die Besorgniß vor einem Frühlingsfeldzuge; wenn die Saaten ihrer Verwüstung durch den numerisch überlegenen Feind entgegenreifen, dann wischt der Bürger den Angstschweiß vor einem Sommerfeldzuge von der Stirne, und wenn

Digitized by Google

endlich die regnerische Jahreszeit kommt, dann heißt es sein Pulver für einen Herbstfeldzug trocken halten und gleich der vorsorgenden Ameise Aermelleibchen und Bauchbinden in den Depots anhäufen.

Nur erinnern die Rüstungspolitiker sehr lebhaft an den Mann, der einen kostspieligen Regenschirm kaufte und ihn, als es zu regnen begann, unter seinem Winterrock barg. Es ist ja möglich, daß die Bedenken Rußlands gegen eine Heirat des Battenbergers mit einer Tochter des deutschen Kaisers begründet sind. Denn wie man weiß, hat die zärtliche Mutter des Coburgers mit ihrer bereits so volksthümlich gewordenen großen rothen Brieftasche Bulgarien verlassen, und die Bewohner dieses wildromantischen Ländchens, die ohnedies in Ermanglung anderer öffentlicher Belustigungen eine zeitweilige Abwechslung in den regierenden Familien lieben, würden vielleicht dem Einzuge eines Fürsten begeistert zujubeln, der eine üppige Mitgift in dies an dunklen Hohlwegen und bewährten Hinterhalten so reiche Land brächte. Daß aber deßhalb die Heirat der Kaiserstochter rückgängig gemacht werden solle, hat doch eine große Ueberraschung hervorgerufen. Die Ehe ist allerdings kein ganz ungefährliches Unternehmen, ein kleines unüberlegtes Wörtchen erzeugt hier manchmal einen schrecklichen Krieg, indem auf das Wörtchen „Ja", das vor dem Altar ausgesprochen wurde, nicht selten ein erbitterter Ehekrieg folgt. Einen andern Krieg jedoch braucht man, wenn man drei Millionen mit Hinterladern ausgerüstete Trauungszeugen hat, nicht zu scheuen.

Digitized by Google

Ein demokratischer Ministerfreund. — Graf Taaffe ein „fescher Mann", aber leider kein Tenorist. — Die stilisirten Biertempel. — Das Etablissement Ronacher ein Musenheim für Centralisten und Separatisten.

29. April 1888.

Die Budget-Debatte in unserem Abgeordnetenhause währt noch immer fort, allein wir könnten höchstens über die Vorgänge der vorigen Woche sprechen, und selbst die sensationellsten Reden gleichen, wenn der Augenblick, in dem sie so großen Eindruck machten, vorüber ist, nur mehr unbeleuchteten Transparenten. Erwähnen wollen wir nur der Entrüstung, die es im Hause hervorrief, als die deutsch-liberale Opposition beschuldigt wurde, heimlich nach Gunstbezeigungen der Regierung zu haschen, und zwar von einem Abgeordneten verleumdet wurde, der so häufig seine Gesinnung gewechselt hat, daß er sich, wie andere in verschiedenen Stellungen, in seinen mannigfachen Ueberzeugungen für seine jeweiligen Parteifreunde hätte photographiren lassen sollen, der selbst kleine Gunstbezeigungen der Regierung nicht verschmäht hat, obzwar er Demokrat zu sein vorgibt, und als solcher doch alle Ursache hätte, das kleine Ordensbändchen, das ihm zu Theil wurde, hinter einem riesigen Feigenblatte zu verstecken, der, so oft er getadelt wird, die öffentliche

Digitized by Google

Meinung beschimpft, als wüßte man nicht, daß Viele die Kritik nur verachten, nicht weil sie über dieselbe erhaben sind, sondern weil sie tief unter ihr stehen, und der, während er seine Anklagen gegen die Speichelleckerei der Liberalen erhob, dem Minister-Präsidenten schämig erröthend seine Zuneigung gestand, weil dieser ein so — „fescher Mann" sei. Da soll man tugendhaft bleiben, wenn ein Minister-Präsident den Schnurrbart wichst und den Cylinderhut schief auf den Kopf setzt und so die Sinne eines thörichten, schwachen Abgeordneten von Margarethen zu berauschen sucht.

Ach Gott, ich bin gewiß nicht so kleinlich, um an jeder feurigen Liebeserklärung, die dem Herrn Grafen Taaffe zu Theil wird, zersetzenden Spott zu üben; aber ich muß es doch ungemein bedauern, daß die gütige Vorsehung dem Grafen Taaffe nicht lieber statt des staatsmännischen Genies eine hübsche Tenorstimme verliehen hat, die für einen so feschen Mann weit passender wäre, als jenes. „O du mein Oesterreich", wie ganz anders würden sich deine Geschicke gestaltet haben, wenn Graf Taaffe ein fescher Tenorist statt eines feschen Ministers geworden wäre! Statt die unversöhnlichen Völker Oesterreichs unter einen Hut zu bringen, würde er die Primadonna unter die Haube bringen; statt Czechen, Polen, und Slovenen durch Concessionen milder zu stimmen, würde er unerbittliche Väter durch sein hohes C erweichen; statt der Officiösen hätte er nur die Claqueurs zu bezahlen, und nur das eine würde der Minister Taaffe mit dem Sänger Taaffe gemein haben — schallenden Applaus beim Abgange.

Digitized by Google

Aber wir wollen diese Gelegenheit, da die feschen Männer an der Tagesordnung sind, benützen, um ein Aphorisma, das, wie wir glauben, eine richtige Beobachtung derselben verrathen wird, auszusprechen: Wenn ein neues Stück im Theater gegeben wird, so kümmert sich der fesche Wiener nicht um das, was im Abgeordnetenhause vorfällt, sondern geht ins Wirthshaus! Allerdings sucht sich dieses auch der außerordentlichen Gunst, deren es sich in den weitesten Kreisen zu erfreuen hat, immer würdiger zu zeigen, denn es ist in einem fortwährenden Aufschwunge zu idealeren Zielen begriffen und schmückt sich stets mit classischeren Reizen. Es herrscht in den Bierhallen der Gegenwart bereits die peinlichste griechische Säulenordnung wie in unserm hellenischen Völkermuseum, — die Architekten versuchen es, immer kühnere Stilprobleme beim Baue von Restaurationen zu lösen und schaffen imponirende Tempel des Bacchus, der in unserer Zeit, da auch der Wein zu den freien Künsten gehört, nur mehr als Gott der concentrirten Schwefelsäure verehrt wird. Und nicht blos der Schönheitssinn wird im Bierhause in gleichem Maße befriedigt wie in unserm Abgeordnetenhause, sondern es ist auch dort Jeder, der nicht etwa vor sechs Krügeln Bier zurückschreckt, in der Lage, sich über die wichtigsten politischen Fragen ein gründliches Urtheil zu bilden.

Aber wir sehen das Wirthshaus nicht nur mit dem Parlamente in besorgnißerregender Weise wetteifern, sondern auch dem Theater eine immer empfindlichere Concurrenz bereiten. Ich kann mich zwar erinnern, daß ich selbst in früheren Zeiten, als noch Stücke unserer

Digitized by Google

vaterländischen Dichter im Burgtheater häufig gegeben wurden, wiederholt gegen die dramatische Malaria daselbst in einer möglichst raschen Luftveränderung mein Heil suchte, und daher, sobald sich im Verlaufe des dritten Actes bedenkliche Symptome, wie Niedergeschlagenheit, Mattigkeit der Glieder, Kinnbackenkrampf, Einschlafen des Fußes u. s. w., bei mir einstellten, schleunigst in ein nahegelegenes Bierhaus eilte, um dort den Tod, beziehungsweise die Vermälung, des Helden in sicherer Entfernung abzuwarten. Nunmehr jedoch vereinigt man die Anregungen, welche das Wirthshaus bietet, mit jenen des Theaters, und wie die Freunde culinarischer Genüsse wissen, erfreuen wir uns bereits eines Musentempels in der Vorstadt, der den classischen Namen „Orpheum" führt, obwohl es den Tonkünstlern der Gegenwart nicht mehr gelingen will, mit ihrem Tactirstocke unsere etwas bequemen Felsen und Bäume in Bewegung zu setzen, und obgleich sie bei den Thieren des Viertels unter dem Wienerwalde nicht jene verständnißvolle Aufnahme finden, welche die Säugethiere des alten Griechenland den allerdings noch nicht unendlichen Melodien des Orpheus entgegenbrachten.

Ein ähnliches Asyl ist nun auch, und zwar an der Stelle des abgebrannten Stadttheaters, in unserer City errichtet worden, das zwar den etwas gegenwärtigeren Namen „Etablissement" erhalten hat, in dem aber ebenfalls diejenigen, die sich den Strapazen der exclusiven Kunst nicht gewachsen fühlen, neben der Reinigung der Leidenschaften auch eine kleine Anfeuchtung ihres nach innerer Befriedigung lechzenden Gaumens erwarten dürfen.

Digitized by Google

Ein Vorzug dieses Etablissements ist es, daß es sowohl die Anhänger einer Centralisation der Genüsse in hohem Grade befriedigen dürfte, als nicht minder die föderalistischen Genußmenschen, die in den vorhandenen Chambres séparées ihren separatistischen Neigungen ungestört zu fröhnen vermögen. Bei der Eröffnungsfeier, der selbstverständlich sämmtliche „Spitzen" der Gesellschaft beiwohnten, soll eine wahrhaft orientalische Pracht entfaltet worden sein, so daß nichts gefehlt hätte, als daß noch ein Tiger dagewesen wäre und die „Salon-Jodlerin" zerrissen hätte, um die Illusion, daß man sich in Hinter-Indien befinde, zu verstärken. Bezüglich der Ausfüllung dieser Lücke dürfen wir jedoch getrost in die Zukunft blicken, indem die Concessions-Urkunde dem Unternehmer auch die „Schaustellung reißender Thiere" gestattet, die gewiß allen berechtigten Anforderungen entsprechen werden.

Digitized by Google

Frühlingsstimmungen. — Ein Märtyrer der Gewaltthätigkeit. — Die Maulwurfsarbeit der Presse.

13. Mai 1888.

Es ist wieder Frühling geworden, — die Zeit läuft wie ein Schneider, der eine Rechnung zur Kundschaft trägt, die an Zahlungstagen zeitlich auszugehen liebt. Der journalistische Anstand, auf den wir unter allen Umständen halten, verbietet es uns, unserer gehobenen Stimmung in gebundener Sprache Ausdruck zu geben, und wir glauben im Interesse des großen lesenden Publikums zu handeln, wenn wir die Gefühle, die in uns, durch die übrigens ohnehin sattsam bekannten Vorgänge in Wald und Hain hervorgerufen werden, lieber nicht eingehend schildern. Die Frühlingsstimmungen sind ja auch so verschieden! Der Eine freut sich, wenn die Fluren grünen, auf ein süßes Plauderstündchen im Freien mit der Geliebten, der Andere, wenn die Sonne lacht, auf den Genuß von saurer Milch in ländlicher Abgeschiedenheit; der Schüchterne blickt zaghaft zum blauen Himmel, ob er es schon wagen solle, sich das Haar à la Fieschi schneiden zu lassen, der Unternehmende plant beim Steigen des Thermometers bereits die Ausführung eines kühnen Versuches, sich in Schwimmhosen photographiren zu lassen,

Digitized by Google

der Egoist überlegt, sobald das Lied der befiederten Sänger erschallt, wie viele Becher Ofener Bitterwasser er trinken solle, während der Selbstlose begierig ist, zu wissen, wie sich der Elephant in der Schönbrunner Menagerie heuer benehmen werde. Ja, Einige haben sogar schon den Reigen der „Sommerparteien" eröffnet, und Diejenigen, die erst jetzt daran denken, in Vöslau eine Sommerwohnung zu miethen, müssen mit langer Nase abziehen, weil schon Andere mit langer Nase eingezogen sind.

Aber man kommt gar nicht dazu, die Natur zu genießen, denn es gibt jetzt eine reiche Fülle von Sehenswürdigkeiten in Wien. Wir haben Gemälde-Ausstellungen, eine Maria Theresia-Ausstellung, eine Blumen-Ausstellung und eine Gewerbe-Ausstellung. Im Prater finden fortwährend Wettrennen statt, und man zeigt überdies noch Wilde, die viel auf gewählte Toilette halten und immer nach dem neuesten Schnitte tätowirt sind.

Neben den scharfsinnigsten Mißgeburten, die sich in unserer Stadt ein Stelldichein gegeben zu haben scheinen, versetzt auch die Miß Krao im Etablissement Ronacher den Beschauer durch die Universalität ihres Haarwuchses in gerechte Bestürzung. Wir haben jedoch dieser Miß noch nicht unsere Bewunderung zu ihren üppig gelockten Füßen gelegt, da wir der Ansicht sind, daß sich eine so üppig behaarte Dame mehr als Sehenswürdigkeit für einen strengen Winter eignet, als für die beginnende warme Jahreszeit, in der man sich eher nach einer kleinen Abkühlung sehnt.

Man wird ganz dumm von alledem, was man sieht, und das ist wirklich ein Glück, weil Einem sonst

Digitized by Google

das, was man sonst hört, nicht ganz gescheit vorkäme. Der Rückschritt macht immer größere Fortschritte, und Gesinnungslosigkeit, Lüge, Heuchelei, Verleumdung und Denunciation sind an der Tagesordnung. Es besteht ein wahrer Wettkampf, einander darin zu übertrumpfen, und dem Meistbietenden wird von der Menge zugejubelt.

Diese sieht Rohheit für Kraft an, Trotz für Charakter, und sie hält es für Geistesgegenwart, wenn man immer ein Schimpfwort bei der Hand hat. Und da greifen die clericalen Blätter fortwährend die — Freimaurer an und denunciren diejenigen, die diesem Bunde angehören. Es hat Viele gegeben, denen die Geheimnißthuerei der Freimaurer als nicht mehr zeitgemäß, ja als komisch erschien. Allein die Freimaurer haben vollständig Recht, wenn sie sich hinter dem Schleier des Geheimnisses verbergen, denn nur die Brutalität darf in unserer Zeit offen auftreten, die Humanität aber muß sich verstecken. Wir haben neulich einen der gefährlichsten Löwen des Tages vor Gericht gesehen*), das ihn wegen seiner Gewaltthaten zu schwerem Kerker verurtheilte. Blos seine Anhänger sahen ihn als Märtyrer an und vergaßen ganz, daß die Märtyrer nicht todtschlagen, sondern sterben. Ihre Entrüstung über die Verurtheilung erinnerte uns an die Frau Hurtig Shakespeare's, die von den Bütteln gefaßt wird und ebenfalls händeringend ausruft: „O, daß Recht die Gewalt so unterdrücken muß!"

Achtung vor dem Gesetze ist freilich ein großes Verlangen, da es sogar unmöglich erscheint, dem Gesetze

*) Den ehemaligen Abgeordneten R. v. Schönerer.

Digitized by Google

Achtung zu verschaffen, das von dem feschen Staatsbürger, der einen Bulldogg besitzt, das Opfer heischt, diesen nicht in das Wirths- oder Kaffeehaus mitzunehmen. Das Gesetz wird ja von Manchen nur als eine Bosheit angesehen, durch welche die höchste Blüthe der Cultur, die Gemüthlichkeit, in ihrer freien Entfaltung gehindert werden soll. Und doch wird das Gesetz in dem Reichsgesetzblatte veröffentlicht, das in der Staatsdruckerei erscheint und auch in das Böhmische übertragen wird, so daß sich selbst die bedeutendsten Würdenträger des Staates nicht mit der Unkenntniß desselben entschuldigen können. Schwerer ist es allerdings, seine Pflichten kennen zu lernen, da man hierüber nur durch das in einem obscuren Theile unseres Ich erscheinende Gewissen Näheres zu erfahren vermag.

Dieselben aber, die den Gesetzesverächtern ihre Huldigungen darbringen, beschuldigen die Presse, daß sie „Thron und Altar" unterwühle, ja, ein demokratischer Abgeordneter begnügte sich nicht damit, die Presse dieses combinirten Maulwurfsverbrechens zu verdächtigen, sondern beschwerte sich auch über die republikanische Gesinnung der Polizei, da ein Regierungsvertreter, der eine tobende Versammlung auflöste, die Mütze auf dem Kopfe behalten habe, obwohl die Gesellschaft mit Hochrufen auf den Kaiser auseinandergegangen sei. Man findet erst die demokratische Spitze dieser Beschwerde heraus, wenn man bedenkt, daß es den Wählern des genannten Abgeordneten einfallen könnte, diesen zum Präsidenten der Republik Margarethen auszurufen, und wenn nun die Militärmacht unter Führung eines Ge-

Digitized by Google

freiten ausrücken würde, so brauchten die schlauen Jacobiner nur fortwährend in vorher verabredete loyale Rufe auszubrechen, um so die Soldaten jedesmal, so oft diese mit den Hinterladern schießen wollten, zu zwingen, mit letzteren zu präsentiren.

Die Anklage, daß die Presse Thron und Altar unterwühle, scheint nur ersonnen zu sein, um die Demokraten von der Lectüre derselben abzuhalten. Um mit der Wiener Zeitung zu beginnen, die ich regelmäßig lese, so kann ich mich nicht erinnern, daß das officielle Blatt jemals seine Glaubwürdigkeit mißbraucht hätte, um Thron und Altar zu unterwühlen, und es liegt hier vielleicht eine kleine Verwechslung mit dem Burgtheater vor, das der Theater-Referent dieses Blattes allerdings durch herbe Kritiken in seinen Grundfesten zu erschüttern sucht. Nur in ihrem amtlichen Theile versucht sie es hin und wieder, den Ministern, anstatt sich, wie andere Zeitungen, mit kleinen Angriffen auf dieselben zu begnügen, gleich das ganze Portefeuille wegzunehmen, aber es ist leider schon lange her, daß sie kein solches Aergerniß mehr gegeben hat.

Auch die officiösen Zeitungen, welche ich, da mir höchstens zwölf Spalten zur Verfügung stehen, nicht sämmtlich nennen kann, unterwühlen nicht, soweit ich es zu beurtheilen vermag, Thron und Altar. Diese sind alle sehr einflußreich, und sie setzen Alles durch, nur nicht das, daß sie gelesen werden.

Von dem bischen unabhängiger Presse aber sprechen wir gar nicht, mit solchen Kleinigkeiten gibt man sich nicht ab.

Digitized by Google

Städtischer Sommer. — „Tu felix Austria nube“. — Seltsame Folgen der Branntweinsteuer.

10. Juni 1888.

Es ist schon so sommerlich in unserer Stadt geworden, daß die Wanderlust in Jedem erwacht. Man wünschte, da das sehnsüchtige Verlangen, ein Vögelein zu sein, doch schon etwas abgedroschen ist, es würde Einem der Mund mit einem kleinen Petschaft verschlossen, eine Briefmarke auf die Schulter geklebt, eine Adresse auf den Rücken nach einem lieblichen Alpenthale geschrieben, wo man postlagernd sich einem Dolce far niente ergäbe, bis man von einer schönen Frau behoben und gerührt an das Herz gedrückt würde. Ja, der Gedanke wäre verführerisch, auf grünen Triften hinter der sanften Schweizerkuh einherzuwandeln! Obwohl aber, wie aus New-York gemeldet wird, Goldsendungen im Betrage von fünf Millionen Dollars schon am 26. Mai von dort nach Europa abgegangen sind, so ist uns doch bis zu dem Augenblicke, da wir diese Zeilen dem Drucke übergeben, kein einziger dieser transatlantischen Gäste zu Gesichte gekommen, und der Feuilletonist muß daher die Träume von Almerinnen und kuhwarmer Milch in die Registratur legen und entsagend der trostlosen Zukunft entgegensehen.

Digitized by Google

Wie melancholisch ist jetzt ein Sonntag in der Stadt! Man geht gesenkten Hauptes auf der Ringstraße spazieren, bis man sich endlich sagt: Du wirst doch nicht der Einzige sein wollen, der heute in der Stadt bleibt, du Narr! und sich dann wegen dieser Ehrenbeleidigung zu einer schweren Stellwagenfahrt auf's Land verurtheilt. Man fährt fort und fort, immer länger, eine Ewigkeit. Wenn der Wagen endlich hält, glaubt man, man werde mindestens am Nordkap aussteigen, aber man ist nur in Hietzing angelangt. Man wollte frische Luft schöpfen und hat doch blos sein Wissen bereichert, indem man während der Fahrt den Geruch derjenigen Tabaksorten, die von der letzten Preiserhöhung nicht betroffen wurden, genau kennen gelernt hat. Das wirkt abschreckend und man geht daher nächstens lieber in den Stadtpark. Ach, da sitzen alle Leute mit denselben runden kaffeebraunen Hüten und starren verzweifelt in das Glas Kaffee vor ihnen, wie Lebensüberdrüssige in die Melange des Donaucanals.

Der Pulsschlag der großen Stadt geht immer langsamer, die Aufregungen verschwinden und selbst die Angst vor dem nahen Kriege hat sich wenigstens so weit beruhigt, daß wir nicht mehr des Abends, während wir das Nachthemd anlegen, besorgen, der Feind könnte den günstigen Augenblick benützen, um uns in den Rücken zu fallen. Wir haben daher nichts Interessantes zu verzeichnen: einen Antrag im Gemeinderathe, daß die Vertilgung der Juden nicht den Einzelnen überlassen, sondern gesetzlich geregelt werden solle, einen erbitterten Streit zwischen zwei kohlrabenclericalen Zeitungen, dem „Vater-

Digitized by Google

land" und den „Tiroler Stimmen", dessen Grund nicht bekannt ist, so daß es sich nach dem Rathe jenes französischen Richters empfehlen würde, zu fragen: Où est la femme? und endlich die Geschichte von einer kleinen Reibung, zu der die Aufschrift, die das Radetzky-Denkmal erhalten soll, Anlaß gab. Es wurde nämlich erzählt, daß, während die Einen das Wort Grillparzer's: In deinem Lager ist Oesterreich! vorschlugen, sich die Anderen für die Umänderung: In deinem Lager war Oesterreich! ausgesprochen hätten.

Wir erlauben uns, an die alte österreichische Devise zu erinnern: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube", ein Sprüchlein also, nach welchem das Heil Oesterreichs zwar auch in einem Lager, jedoch nicht, wie Grillparzer behauptet, in dem Feldlager, sondern in dem ehelichen Lager zu suchen wäre. Wir, die wir den Ideen der Humanität huldigen, würden dieser Devise auch heute noch den Vorzug geben. Es wäre daher nach unserer Ansicht beispielsweise wünschenswerther, daß wir, anstatt mit den Russen Krieg zu führen, lieber die Russinnen heiraten, und wir würden den hienach drohenden häuslichen Krieg einem solchen mit Mannlicher-Gewehren und Maxim-Kanonen vorziehen. Man ersieht hieraus, daß die Ansichten über die Bedingungen für ein glückliches Oesterreich nicht immer dieselben sind, und da nun schon Oesterreich in Folge seiner weltgeschichtlichen Mission immer irgendwo sein muß, so sollten wir uns wenigstens nicht binden und der Hoffnung Raum lassen, daß es nicht immer in dem Lager eines Feldherrn sein werde.

Digitized by Google

Da auch die ernsten Staatsmänner des Abgeordnetenhauses nunmehr von uns geschieden sind, so ist auch diese Quelle der Heiterkeit versiegt. Mit dem schönen Bewußtsein, der Regierung kein ernstes Aergerniß gegeben zu haben, sind die unerbittlichen Bewilliger von Regierungsvorlagen nach Hause gegangen. Auch die Politiker aus Galizien kehrten in ihre Heimat zurück, allein sie haben uns zu viel Böses zugefügt, als daß wir ihnen diese strenge, aber gerechte Strafe nicht gönnen sollten. Da unser Herr Finanzminister nie um Geldmittel verlegen ist, deren Bewilligung er erlangen soll, so hat er diesmal die Besteuerung des Branntweins dem Hause vorgeschlagen, das auch diese ausgiebige Steuer bewilligte. Denn obwohl selbst die Stimmen der Majorität getheilt waren, hat doch die Regierung, Dank ihrem bereits sprichwörtlich gewordenen Grocholski, den Sieg davon getragen. Wie die bisher leider noch immer dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entwischten Pessimisten behaupten, wird das große Mehreinkommen nicht an die Regulirung der Valuta, dieses Meisterwerk der niemaligen Inangriffnahme, verschwendet werden, sondern kriegerischen Zwecken dienen, und wenn man auch kein militärischer Fanatiker ist, so wird doch zugegeben werden dürfen, daß die aller Baarmittel entblößten Völker den Eventualitäten eines Krieges mit einer gewissen Beruhigung entgegensehen können. Jeder Wohlmeinende aber, der daran denkt, welche Strapazen unser armer Staat in den letzten Zeiten ausgestanden hat, kann sich nur darüber freuen, daß jetzt, nachdem der Branntwein in den Säckel des Staates fließt, dieser doch immerhin auch in der

Digitized by Google

Lage sein werde, sich einige kleine Bequemlichkeiten zu gönnen, die er sich bisher aus Ersparungsrücksichten versagen mußte, wie beispielsweise einen oder selbst mehrere Minister zu pensioniren.

Alle Einwendungen, welche die Opposition erhob, um der Regierung die so beliebten Verlegenheiten zu bereiten, zerfallen in nichts; denn die Branntweinsteuer wird ganz neue, bisher noch schlummernde Kräfte wecken, indem selbst der Aermste sich seiner Steuerkraft bewußt werden wird, und wenn Böswillige sogar die Besorgniß ausgedrückt haben, daß die Steuer umgangen werden könnte, so sind wir dagegen überzeugt, daß sich nur sehr Wenige finden dürften, die zu dem unlauteren Mittel greifen werden, statt Branntwein Bordeaux zu trinken. Anstatt in unwürdiger Weise auch an den größten Steuern zu nergeln, wollen wir unsere Bewunderung allen den Mosessen nicht versagen, denen wir das Wunder verdanken, daß selbst unter dem Bettelstabe neue Steuerquellen hervorsprudeln.

Digitized by Google

Ende der Saison. — Der lebendige Schönerer und der todte P. Greuter. — Eine Unsterblichkeit in vier Buchstaben.

29. Juni 1888.

Die traurige Nachricht läßt sich nicht länger verheimlichen, — die Saison ist todt! Der Feuilletonist ruft gleich dem an praktischen Erfahrungen so reichen Rabbi Akiba, der vergebens nach einem passenden Stoffe für eine kleine talmudische Wochenplauderei auslugt: Es gibt nichts Neues mehr unter der Sonne, es ist Alles schon — abgereist. Das Scheiden, das sonst nur schmerzliche Gefühle hervorruft, erfüllt uns jetzt, da man sich überall besser zu unterhalten vermag, als in der großen Stadt, mit den angenehmsten Empfindungen. Man nimmt daher lachend Adschied, aber die Zurückbleibenden rufen den Wegreisenden, um sie vor zu großem Uebermuthe zu bewahren, boshaft: Auf Wiedersehen! nach, das heißt: Auch deine Freude wird ja ein Ende nehmen, du wirst nicht immer auf Esplanaden wandeln und in grünen Seen rudern, mit Almerinnen schäkern und Forellen angeln, sondern du wirst wieder zurückkehren zu uns, und wir freuen uns schon jetzt auf das lange Gesicht, das du dann machen wirst.

Auch die Staatsmänner fangen schon an, blau zu machen, und ein Herr erzählte mir gestern, in welche

Digitized by Google

entsetzliche Verlegenheit er hiedurch gerathen sei. Er war nämlich in einem Bureau, um eine wichtige Geschäftsangelegenheit zu betreiben, traf aber dort nur einen schlichten Mann, an den er die Frage richtete: „Heda, guter Freund, ist der Herr Präsident zu sprechen?" Worauf der Angesprochene mürrisch erwiderte: „Ise furt auf Land." — „O, ich bitte um Entschuldigung, Excellenz!" stotterte der Besucher, der erst aus dem Accente des Sprechers den höheren Würdenträger erkannt hatte, und nachdem er eine ungeschickte tiefe Verbeugung gemacht hatte, entfernte er sich mit dem festen Vorsatze, nie wieder während der Staubferien einen Einblick in das Staatsrädergetriebe wagen zu wollen.

Wahrscheinlich in Folge der großen Hitze trugen die Demonstrationen, mit denen die heranwachsende Degeneration die Verurtheilung ihres geistigen Führers, des Herrn Schönerer wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit begrüßte, keinen erhebenden tumultuarischen Charakter an sich. Da der Verurtheilte diesmal in keiner Droschke thronte, konnten ihm auch nicht die so verdienstvollen Pferde ausgespannt werden, er versagte es sich ferner gleichfalls, die Schultern eines seiner Anhänger von „unverfälschter" Race zu besteigen, um mit diesem vor der versammelten Damenwelt zu courbettiren, und den Glanzpunkt der Huldigungsfeier bildeten zwölf armselige Arretirungen. Unter den festgenommenen Festgästen befindet sich nach dem Polizeiberichte auch ein vorstädtischer Friseur, der, ergrimmt über die Beeinträchtigung, die das Geschäft der Haarkräusler dadurch erfährt, daß das Haar der Semiten

Digitized by Google

schon von der unbesteuerten Natur gekraust ist, die Vernichtung dieser Race anstrebt. Während demnach die arische Demonstration bei uns im Sande verlief, ist das „Germanen-Fest", das einige Bonvinants der niedlichen Schwesterstadt Krems veranstalten wollten, um die so lange vernachlässigten natürlichen Beziehungen zwischen den Kremsern und den sonstigen germanischen Stämmen, wie Skandinaviern, Engländern und Holländern, endlich einmal intimer zu gestalten, von der Statthalterei mit Haut und Haar verboten worden, so daß leider die patriotischen Bestrebungen, die Aufmerksamkeit der etwas zerstreuten Welt auf das kleine Städtchen zu concentriren, das bisher mehr durch den daselbst producirten bedeutenden Senf, als durch die dort erzeugten hervorragenden Germanen bekannt war, ohne jeden Erfolg geblieben sind.

Als wollte die glänzende Sonne keine Finsterlinge mehr dulden, ist nun auch aus Innsbruck die Trauernachricht gekommen, daß Pater Joseph Greuter daselbst gestorben ist. Er war wenigstens der amüsanteste der Reactionäre, der jovialste der Fanatiker, eine höchst sonderbare Mischung von Arbues und Nestroy. Er war eine erfreuliche Ausnahme unter den mißlaunigen Clericalen, die jedes heitere Wort als eine schwere Beleidigung unseres irdischen Jammerthales ansehen, denn wenn er sprach, konnte er gewiß sein, auch principiell Mißvergnügte in ihren unerschütterlichsten Zwerchfellen zu kitzeln.

Er gehörte unserem Parlament seit dem Bestehen desselben an und hat dort stets unerschrocken den Be-

Digitized by Google

freiungskampf gegen die Wissenschaft und die Gewissensfreiheit geführt. Er hat während dieser vierundzwanzig Jahre über Alles gesprochen: über den Berg Isel, die Ewigkeit, die hundert Befreiungskriege der Tiroler oder vielmehr hundertmal über den Befreiungskrieg der Tiroler, die Wissenschaft, den Gemeinderath, die Schule, Darwin, Kaiser Joseph und sonstige Erfindungen der Liberalen, aber leider auch manchmal über Dinge, über die er nicht ganz au fait war, wie über die Ehe. Er sprang in seinen Reden zum allgemeinen Ergötzen gerne von der Kanzel plötzlich auf die Poblatsche, und nachdem er im höchsten Pathos vom Jenseits gesprochen hatte, überschüttete er seine Gegner mit groben Späßen, wie sie hoffentlich im Jenseits nicht üblich sind. Wenn er eine Weile gewettert hatte, beruhigte er wieder die aufgeregten Wogen durch ein salbungsvolles Citat, ja zum nicht geringen Schrecken der Schwarzen zeigte er selbst eine gewisse Vertrautheit mit Aussprüchen des großen Heiden Goethe. Doch bewies glücklicherweise sein Zelotismus, daß er Jenen vielleicht wirklich gelesen, aber Dank seiner widerstandskräftigen Natur nicht verstanden hatte.

Aber ach, die Reden, Ausfälle und Späße des armen Greuter sind längst verklungen, und nichts hat sich aus den vielen Bänden des stenographischen Protocolls, die er gesprochen, in die Nachwelt hinübergerettet, als vier Buchstaben, das kleine, unansehnliche Wörtchen, das er vor einundzwanzig Jahren den Gegnern des Concordats zurief: „Pfui!“ Wie viele Pfuis sind schon einer unrühmlichen Vergessenheit anheimgefallen, aber dieses eine Pfui wenigstens ist erhalten geblieben. Zu

Digitized by Google

jener Zeit freilich galt dieses Wörtchen, das doch ein Zeugniß von einem reichen inneren Gefühlsleben gibt, schon als unparlamentarisch und erregte damals, da noch die Pardel der äußersten Linken neben den Lämmern des Centrums schlummerten, das größte Aufsehen. Man begreift dieses heute nicht mehr, denn inzwischen ist längst die Grobheit sogar salonfähig geworden, und sowie eine zeitlang jene Parfüms, die den Geruch von Juchten oder frischgemähtem Heu nachahmten, für vornehm galten, weil sie die Täuschung erregten, daß der Parfümirte so glücklich sei, gerade aus dem Stalle zu kommen, so gilt es jetzt für distinguirt, grob zu sein, weil man sich dann so ausdrückt, als wenn man eben einer parlamentarischen Sitzung über höchst wichtige Angelegenheiten des Staates beigewohnt hätte.

Digitized by Google

Verschiedene Formen der Langweile. — R. Wagner's „Feen".

7. October 1888.

Ich habe nicht viel Interessantes erlebt auf meinen diesjährigen Sommerfahrten, glücklicherweise aber durch meine Abwesenheit von Wien auch nichts Wichtiges versäumt. Die Politik ist in den Monaten ohne R ohnehin nicht mehr genießbar, die Staatsmänner und die Diplomaten machen Alle blau, und da überdies die Sommerfrischen die feistesten Opfer entführen, so kann man in dieser Zeit nur mehr über hohe Entbindungen und meteorologische Tageserscheinungen unter Thränen lächeln. Es ist auch wirklich inzwischen nur ein Crösus, der Fürst Schwarzenberg, gestorben, der den Armen unserer Stadt tausend Gulden vermacht hat, — aber das ist wenig, blutwenig, blaublutwenig! Und es hat ferner die Eröffnung der Eisenbahn nach Constantinopel stattgefunden, durch die den wißbegierigen Muselmännern endlich Gelegenheit geboten ist, unsere türkischen Zustände zu studiren. Ich wollte anfangs mit der neuen Bahn einen kleinen Abstecher nach Constantinopel machen; aber da es auch in Ischl schöne Frauen gibt, verschrieb ich mir lieber eine Alpenluftcur und trat eine Sultansreise nach Ischl an. Obwohl ich schon einige Jahre nicht in Ischl war, fühlte ich mich doch bald wieder recht heimisch daselbst,

Digitized by Google

denn nachdem ich nur einmal die Esplanade besucht hatte, war es mir, als hätte ich mich schon einen ganzen Sommer hier gelangweilt. So beschloß ich denn nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte, eine kleine Abwechslung in der Langweile mir zu vergönnen, und da eben „Die Feen" Richard Wagner's in München gegeben wurden, einer Vorstellung dieser jüngsten, das heißt ältesten Oper des Meisters beizuwohnen.

Die genannte Jugend-Oper Wagner's hat drei Acte und ist zum Einschlafen romantisch. In unserer Zeit, in der die Feen, die früher so oft auf die Bühne niederschwebten, von dieser verschwunden, darf man es ja aussprechen, daß sie überhaupt sehr unangenehme und zudringliche Frauen sind. Sie sind fürchterlich affectirt, und indem sie, selbst wenn rings umher die tiefste Prosa herrscht, fortwährend in Versen sprechen, tragen sie eine unerquickliche Almanachbildung zur Schau. Sie mischen sich in Dinge, die sie gar nichts angehen, belästigen Jedermann mit Warnungen und Rathschlägen, prophezeien die Zukunft, ohne eine Einladung hiezu abzuwarten, und man kann noch von Glück sagen, wenn sie Einen nicht mit ihrem Zauberstabe berühren, sonst hat man das Vergnügen, trotz der besten Studienzeugnisse jahrelang als verzauberter Esel herumzugehen, ohne daß man glücklicherweise dadurch in seiner Carrière aufgehalten würde. Auch in den Feen Wagner's haben wir das peinliche Gefühl, daß der Held, König Arindal, schon einmal in eine derartige unliebsame Berührung mit einem Zauberstabe gerathen sein müsse. Dies wäre um so eher möglich, als er der Gatte der Fee Ada ist, die

Digitized by Google

sich als heiratsfähiges Mädchen zeitweilig in eine Hirschkuh zu verwandeln liebte, um so die Blicke der Männerwelt auf sich zu ziehen.

Sie hatte, als sie vor acht Jahren in diesem koketten Morgen-Négligée im Walde spazieren ging, den jagenden König Arindal so zu fesseln gewußt, daß er sie verfolgte, und als sie dabei in einem Flusse verschwand und ihren Hirschkuh-Sopran erklingen ließ, war er von dessen Wohllaut und der trefflichen Schule, die er verrieth, so fascinirt, daß er, gefolgt von seinem Gefährten Gernot, dem wir diese biographischen Mittheilungen verdanken, ihr nachsprang, aber schon nach einigen raschen Tempos in einem Zauberschlosse und noch ganz pudelnaß „zu eines schönen Weibes Füßen hingegossen" lag. Die Holde denkt, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm sei, und erklärt dem auf dem Fußboden liegenden König, der noch nicht einmal Zeit hatte, seine Leibwäsche trocknen zu lassen, daß sie die Seine sei. Doch fügt sie die Einschränkung hinzu: „Eh' ich ganz dein Eigen bin, hast du noch viel zu überstehen. Vor Allem magst acht Jahre lang du nimmer fragen, wer ich sei!" Nachdem Arindal auch wirklich die Geburt zweier Kinder glücklich überstanden hat, ohne daß jedoch nach den erwähnten Bedingungen des Ehecontractes die Beziehung zu seiner Gattin hiedurch intimere geworden wären und sie ganz sein Eigen sein würde, kann er leider, da das achte Probejahr eben abläuft, den Wunsch nicht länger unterdrücken, daß sich die Mutter seiner Kinder ihm endlich einmal vorstelle, und er fragt sie daher, „wer und woher sie sei"?

Digitized by Google

Diese Neugierde ist um so kindischer, als er die Frage sich leicht selbst beantworten kann. Denn obwohl Ada in dem Incognito einer Hirschkuh war, da er die erste ehrbare Annäherung an sie versuchte, so hat doch jenes zu kurze Zeit gewährt, als daß er etwa hätte glauben können, daß sie einer der besseren Hirschenfamilien des Landes angehöre. Jedermann muß sich sagen, daß eine junge Dame, welche sich, sobald es ihr einfällt, in eine Hirschkuh verwandeln kann, und in einem, keiner irdischen Hauszinssteuer unterliegenden, schuldenfreien Feenschlosse wohnt, umgeben von einer zahlreichen weiblichen Dienerschaft, die mit Inbegriff der Mehlspeisköchin Rosa-Atlasschuhe trägt, nichts Anderes als eine Fee sein könne. Wenn der König, der auch weiß, daß seine Frau Ada heißt, nach achtjährigem Nachdenken noch immer nicht errathen hat, wer und woher sie ist, so ist er einer der größten — doch wir wollen die Erzählung nicht durch den Mißton einer groben Majestäts-Beleidigung unterbrechen.

Ein colossales Donnerwetter ist die Antwort auf die indiscrete Frage Arindal's, und während dieses erhabenen Kolik-Anfalles der Natur verschwinden das Schloß, Ada mit den Kindern und das gesammte Dienstpersonal.

Dies ist nur die Vorgeschichte der Oper, die wir durch eine Erzählung Gernot's erfahren, aber sie ist weit interessanter als die Oper selbst. Am meisten bedauern wir, daß die Fee Ada in der Oper selbst nicht mehr als Hirschkuh auftritt, und schon diese Versäumniß des Dichters verräth uns, daß wir es mit einer unreifen Jugendarbeit desselben zu thun haben. In den späteren

Digitized by Google

Opern, in „Rienzi", „Tannhäuser", „Lohengrin", den „Nibelungen" und „Parsifal", erscheinen Pferde, Widder, Schwäne, Waldvögelein, Tauben und endlich der unvergeßliche Wurm mit der „zierlichen Fresse", der für alle Zeiten in unserm Herzen eingefressen bleiben wird. Die Bekanntschaft auch einer Hirschkuh zu machen, sollte uns nicht vergönnt sein, — es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein!

Nachdem also Arindal und Ada, und zwar, wie wir erfahren, „gestern" durch ein plötzlich ausbrechendes Gewitter von Tisch und Bett getrennt wurden, beginnt die Oper einen Tag später, und wir sehen den König als verzweifelten Strohwitwer in einer „wilden Einöde" die verschwundene Gattin suchen. Er verräth gleich anfangs seine geistige Beschränktheit, indem er sich darüber wundert, daß das Echo nur die Namen wiederholt, die man ihm zuruft, und nicht ganz andere, die man verschweigt. Er bemerkt nämlich ungehalten: „Das Echo spottet meiner Qual, nur Ada, Ada ruft es aus, und keine Antwort nennet Arindal". Wir glauben, daß der gute Ruf des Echos zu begründet ist, als daß es nothwendig wäre, es gegen derartige Anwürfe in Schutz zu nehmen. Oder erwartet der König in seinem Eigendünkel vielleicht gar, das Echo werde, sobald er geruhe, dasselbe einer Ansprache zu würdigen, ein dreimaliges Hoch auf Se. Majestät den allergnädigsten König Arindal ausbringen? Wer weiß, welchen Unsinn der König in seiner verliebten Raserei noch zum Besten geben würde, wenn er nicht glücklicherweise Kunde erhielte, daß sein Vater gestorben sei und der Feind sein Reich verwüste. Mit dem wilden Aufschrei: „Zum Kampfe zieh' ich für

Digitized by Google

mein Vaterland, und meine Hoffnung ist allein der Tod!" stürzt er sich, rasch entschlossen, in Morpheus' Arme und ergibt sich, da jeder weitere Widerstand nutzlos wäre, einem kleinen Nachmittagsschläfchen. Er erwacht aus demselben so spät, daß er die „wilde Einöde" ganz verschlafen hat und sich in einem „Feengarten" befindet. Hier trifft er die seit vierundzwanzig Stunden vermißte Gattin wieder und überhäuft diese mit Liebesschwüren von solcher Gluth, als wenn sie nicht acht Jahre verheiratet und einen Tag getrennt, sondern einen Tag verheiratet und acht Jahre getrennt gewesen wären. Es wäre gar kein Ende dieser peinlichen Liebeserklärungen abzusehen, wenn nicht wieder zur rechten Zeit die Nachricht einträfe, es sei auch der Vater Ada's gestorben, so daß es uns tief ergreift, daß beide Schwiegerväter vom Tode ereilt wurden, ehe sie noch ihre gegenseitige persönliche Bekanntschaft machen und sich die biedere Rechte drücken konnten.

In Folge dieses Todesfalles wird Ada als Königin ausgerufen, und die Feen huldigen ihr lärmend als ihrer Fürstin. Es gehört aber eine unglaubliche Unkenntniß des Staatsrechtes dazu, anzunehmen, daß Ada durch den Tod ihres Vaters Königin geworden sei, und wir erklären die Huldigungen der Feen hiemit für null und nichtig. Ein wesentliches Hinderniß für Ada, den Thron ihres Vaters zu erben, besteht darin, daß dieser niemals auf einem Thron saß und niemals Feenkönig war. Der wirkliche „Feenkönig" lebt vielmehr noch; er wird auch in dem Personenverzeichnisse der Oper, und zwar an der Spitze desselben als solcher angeführt, und wir lernen endlich ihn selber in der letzten Scene des dritten Actes

Digitized by Google

kennen. Der Vater Ada's konnte auch gar nicht Feenkönig sein, da nach dem Hausgesetze ein solcher unsterblich sein muß, er aber, wie aus einem Gespräche der Feen hervorgeht, ein simpler Sterblicher war, mit dem die Mutter Ada's, eine aufgeklärte Fee, die sich über das Standesvorurtheil der Unsterblichkeit hinwegsetzte, eine Mesalliance einging. Die Frucht derselben ist Ada, die, abgesehen von den angeführten Gründen, schon deßhalb zur Succession auf einen vacanten Thron im Feenreiche unmöglich berechtigt sein kann, da sie aus Liebe zu Arindal, wie wir ebenfalls durch die Feen wissen, „freiwillig der Unsterblichkeit entsagte".

Abberufen durch die auch vom Volke ihr dargebrachten, wenn auch nicht gebührenden Huldigungen, läßt Ada ihren Gatten zum Abschiede schwören, daß er nicht fluchen werde, mit welchen Schrecken auch sie ihn morgen bedrohen möge. Man ersieht hieraus mit Befriedigung, daß im Feenreiche nicht die in anderen Staaten beklagte bureaukratische Langsamkeit und Verschleppung der dringendsten Erledigungen üblich ist. Denn erst gestern ist das Zauberschloß mit sämmtlichen Inwohnern verschwunden, heute hat Arindal seine Frau nach kurzem Suchen in einem Feengarten wiedergefunden, und diese verspricht ihm, ihn schon morgen mit allem möglichen Unheil zu überhäufen.

Arindal kehrt nach achtjähriger Abwesenheit im zweiten Acte nach Hause zurück und wird mit Jubel empfangen, da der Zauberer Groma, der unsichtbare Minister für Landesvertheidigung, prophezeit hat, „daß dieses Reich niemals verloren geh', sobald uns Arindal

Digitized by Google

zurückkehrt". Doch scheint es, daß die Rettung des Reiches durch Arindal nur dann gelingen kann, wenn dieser selbst sich an den Rettungsversuchen nicht im geringsten betheiligt. Denn aufgefordert von dem Chor der geschlagenen Krieger, sich an ihre Spitze zu stellen, lehnt der um das Wohl seiner Völker besorgte König diese Zumuthung mit der Entschuldigung ab: „Zu kämpfen, ach, vermag ich nicht." Während er also erst gestern, da er sich in einer allerdings strategisch weit vortheilhafter gelegenen „wilden Einöde" befand, erklärte: „Zum Kampfe zieh' ich für mein Vaterland, und meine Hoffnung ist allein der Tod", zeigt er heute der Gefahr verächtlich den Rücken, und durch seine entschiedene Weigerung, in den halsbrecherischen Krieg zu ziehen, ist auch die einzige Hoffnung, die ihm noch geblieben war, der Tod, zu Wasser geworden.

Während die Krieger abziehen, trifft Ada ein, um ihren versprochenen Gegenbesuch abzustatten, und die Unterthanen Arindal's erfahren glücklicherweise erst jetzt, daß ihr König eine Hirschkuh geheiratet habe, da sie sonst jeden Tag mit der Furcht schlafen gegangen wären, daß der nächste Kronprinz, der ihnen nach dem üblichen Respiro von drei Vierteljahren bevorstehe, zur Abwechslung unter die Rubrik „Kälbernes" fallen und ein Hirschkalb sein werde. Die Feenkönigin, die im Auftrage des Feenkönigs ihren Mann zur Verzweiflung treiben muß, um ihn auf die Probe zu stellen, ob er ihr nicht fluchen und so seinen gestrigen Schwur brechen werde, wirft ihre zwei Sprößlinge, die sie zu diesem Behufe mitgebracht hat, in einen feurigen Schlund, der

Digitized by Google

sich ad hoc öffnet, und ehe die Kleinen noch gehörig verbrannt sind, meldet ein Bote, daß die Armee Arindal's bereits wieder geschlagen worden sei und mit der Geschwindigkeit der Antilope die Flucht ergriffen habe. Und zwar sei der Feind durch ein Weib zum Siege geführt worden, das den Fliehenden die Botschaft mitgab: „Geh' heim zu Arindal, sag' ihm, ich sei Ada, die Königin." Obwohl nun die Unwahrheit dieser Meldung am Tage liegt, da die Königin keinen Augenblick abwesend war und alle Hände voll zu thun hatte, ihre Kinder ins Feuer zu werfen, zweifelt doch der einfältige König nicht an der Richtigkeit der Botschaft und verflucht seine Gattin. Kaum hat er derart seinen Schwur gebrochen, als ein neuer Bote meldet, daß die Armee nicht geschlagen worden sei, sondern im Gegentheile durch die Macht Ada's gesiegt habe, und nicht einmal die Entschuldigung für seinen Fluch bleibt dem König, daß seine zwei Kinder verbrannt seien, da ihm Ada eröffnete, daß der feurige Schlund nur ein harmloses Wannenbad war, in dem die etwas unsauberen Kleinen „von der Geburt gereinigt" wurden. Arindal hat durch den Eidbruch seine Ada verscherzt, die zur Strafe zu lebenslänglicher Unsterblichkeit verurtheilt wird und einen kleinen Theil der Strafe, hundert Jahre, in — Stein absitzen muß, indem sie in einen Felsblock verwandelt wird.

Wenn man bedenkt, welchen Unsinn der König in den letzten zwei Tagen schwatzte, hörte und erlebte, wie oft er zum Narren gehalten und wie endlich seine Ada in einen Stein verzaubert wurde, während er bisher nur gewohnt war, sie in eine Hirschkuh verzaubert zu sehen,

Digitized by Google

dann begreift man, daß er im dritten Acte sein bischen Verstand ganz verloren hat. Während er in den Visionen des Wahnwitzes seine Gattin als sorglose Hirschkuh umherhüpfen sieht, sie, die jetzt als betrübtes Mineral ihr Leben anorganisch vertrauert, hört man in der Ferne das sanfte Klagelied eines erratischen Felsblockes, in dem das geübte Ohr die Stimme Ada's erkennt. Aber schon naht die Stunde der Erlösnng, denn ebenfalls aus der Ferne dringt die Stimme Groma's herüber, aus deren Klangfarbe wir, wenn auch der Zauberer selbst unsichtbar bleibt, schließen dürfen, derselbe müsse von mehr als gewöhnlicher Beleibtheit sein und eine Vorliebe für schwere Exportbiere besitzen. Die Stimme fordert Arindal auf, einen Schild, ein Schwert und eine Leier, die unbenützt auf dem Boden liegen und nur die Passage stören, sich anzueignen und damit Ada zu befreien. Die zwei Kammerfeen der Königin, Zemina und Farzana, alberne und neugierige Geschöpfe, die immerfort in der Luft umherschweben und sich dort etwas zu suchen machen, reizen ebenfalls den König, ihre Gebieterin von den Geistern, die sie bewachen, zu befreien, jedoch nur aus Bosheit, weil sie wissen, daß er, wenn das Unternehmen mißlingt, ebenfalls sein steinernes Monument aus Eigenem zu bestreiten hätte. Arindal wird in die Kluft des unterirdischen Reiches hinuntergezaubert, und bei dem Anblicke der Geister erwacht sofort wieder seine oft erprobte Feigheit. Er klagt über die „schreckenvolle Ueberzahl", und mit dem Schlachtrufen „Weh' mir!" zieht er sich behutsam zurück. Er besitzt zwar Schild, Schwert und Leier, aber er weiß nichts mit diesen anzufangen, da Groma

Digitized by Google

unterlassen hat, ihm die nöthige Gebrauchsanweisung dazu zu geben. Diese theilt ihm der Zauberer jetzt mit, indem er ruft: „Den Schild!", und wirklich fliehen die Geister, als Arindal diesen vorhält. Ein Chor eherner Männer tritt an deren Stelle, die Arindal neuerdings mit lautem „Weh' mir!" empfängt. Auch sie fliehen, als Groma's Stimme ertönt: „Das Schwert!" und dieses geschwungen wird. Aber noch ist Ada nicht befreit, Arindal ruft vergebens von neuem: „Weh' mir!", da erschallt Groma's Schreckenswort: „Die Leier!", und als Arindal in diese zu greifen droht, erfaßt panischer Schreck die Unterirdischen, und Ada ist erlöst.

Ein Feenpalast thut sich auf, und der legitime Feenkönig, der hier thront, verkündet, daß nicht nur Ada unsterblich sein solle, sondern auch Arindal, da ihm „die unendliche Gewalt der Liebe jene hohe Kraft, die nur Unsterblichen zu eigen ist, verliehen habe". Allein ungeachtet seiner Verliebtheit hat Arindal keine „hohe Kraft" an den Tag gelegt, sondern die niedrigste Schwäche und Furcht, er hat sich nie der Unsterblichkeit würdig gezeigt, sondern stets unsterblich blamirt, und ohne den Zauberer Groma wäre Ada noch heute nichts, als ein interessantes Petrefact. Es hat sich wohl schon öfters ereignet, daß man Baron geworden ist, ohne das geringste Verdienst erworben zu haben, aber daß man ohne solches auch unsterblich werden kann, ist ein Scandal. Wir wollen daher darin, daß der Einfaltspinsel Arindal unsterblich wird, lieber nur eine tiefsinnige Allegorie sehen, — daß die Dummheit nie ausstirbt!

Digitized by Google

Vorzüge des neuen Burgtheaters. — Neubesetzung einer Ministerrolle.

28. Oktober 1888.

Die Wiener können sich noch immer an dem neuen Burgtheater, das endlich eröffnet wurde, nicht satt sehen und sind stolz darauf, das schönste Theater der Welt, wie englische Zeitungen es genannt haben, zu besitzen. Welcher Abstand zwischen dem ärmlichen, engen alten Burgtheater und dem vornehmen, luxuriösen Neubaue, bei dem man das Geld nur zum Fenster hineingeworfen hat, ein Unterschied, wie zwischen einer Sommerwohnung in Penzing und dem Dogenpalaste! In einem solchen glänzenden Hause wird man aber auch eine größere Sorgfalt auf die Reinhaltung des Repertoires verwenden müssen, als bisher. Hätte der greise Sophokles, der nur sein jüngstes Drama vorzulesen brauchte, um die Beschuldigung seiner Angehörigen, er sei geistesschwach geworden, zu entkräften, den Richtern eines der vielen Stücke, die wir im alten Burgtheater erlebten, vorgelesen, er wäre unrettbar verloren gewesen.

Wir wollen es nicht verhehlen, daß auch der neue Musenpalast nicht Alle befriedigt. Die Rücksichten, die der Architekt auf die praktischen Anforderungen eines großen modernen Theaters nehmen mußte, stören Manchen,

Digitized by Google

der die Schönheit nicht genießen kann, wenn er an die leibliche Bedürftigkeit dabei erinnert wird, so wie Lord Byron auch an der schönsten Frau kein Wohlgefallen mehr fand, wenn er sie essen sah. Von der Beklemmung, die uns diese Vernunft-Ehe zwischen dem Schönen und Praktischen verursacht, werden wir jedoch befreit, wenn wir einen Blick in das Innere werfen. Die architektonische Pracht, sowie die noch in vollster Nagelneuheit funkelnde verschwenderische Ausstattung müssen auch die verwöhnteste, durch fortwährenden Festzauber verhätschelte Schaulust befriedigen, und wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir sagen, daß man sich in dem Hause wie in ein den Lebemännern Wiens errichtetes Pantheon versetzt fühlt. Wer sich die Reinheit dieses Eindruckes nicht trüben lassen will, wird gut daran thun, nach den Actschlüssen in das herrliche Foyer zu eilen, sonst hört er den eisernen Vorhang niederrasseln, der an Rauchfangkehrer, Feuerspritzen und die ganze düstere Comparserie des heiligen Florian erinnert.

Manche Rigoristen behaupten, die früheren Prachtbauten seien stilvoller gewesen, aber sie vergessen, daß man bei diesen nicht selten auf die einfachste Bequemlichkeit verzichten mußte. Wie groß war die Bewunderung, die man dem Meister Hansen zollte, als er das Haus für die Gesellschaft der Musikfreunde vollendet hatte; aber doch fand man auch an diesem in der Folge etwas zu tadeln, und zwar — man schämt sich fast, diesen prosaischen Theil des griechischen Tempels beim Namen zu nennen — die Garderobe. Wir haben leider keinen griechischen Himmel, und ich glaube kaum, daß,

Digitized by Google

um mich homerisch auszudrücken, „auf den aufragenden Höhen des vieldurchbrochenen Ida“ eine so eisige Luft geweht habe, wie in dieser hellenischen Kleider-Bewahr-anstalt. Da auch die meisten der Wiener Kunstfreunde weit davon entfernt sind, „hauptumlockte Achäer“ zu sein, vielmehr nur mit Mühe ihre breithinwallenden Glatzen bedecken, so ist eine blauumdunkelte Nase oder gar ein rasch auffallender Rheumatismus das unglück-liche Los der in der Garderobe kühn ausharrenden Streiter. Man hat die Architektur wohl gefrorene Musik genannt, aber sie hat doch nicht auch Anspruch auf gefrorene Musikanten! Dagegen sind die Garderoben im neuen Burg-theater vortrefflich eingerichtet; dort wird man durch nichts gehindert, die Aufmerksamkeit ganz auf seinen Winterrock zu concentriren, und man wird also wenigstens hier die „Sammlung“ finden, welche nach der Behauptung Einiger, die der Farbenglanz im neuen Hause zu Schwarzsehern gemacht hat, dem Zuschauer fehlen werde.

Jetzt, wo die Romantik wieder einen ihrer ärmlichen Schlupfwinkel verloren hat, erinnert man sich nicht ohne Rührung der älteren Bühne des Burgtheaters. Die idealen Landschaften blieben gerne träumerisch in der Luft hängen, die Berge machten immer grämliche Falten, der Mond hatte die Größe einer Pomeranze, und wollte nicht recht leuchten, die Thürme schienen alle aus der berühmten schiefen Familie des Thurmes von Pisa zu sein, und die Salons waren so ungesund, daß die ge-sammte Einrichtung rheumatisch zu sein pflegte. Und wer könnte je die Jammergestalten der spanischen Granden, der venetianischen Edelleute oder gar der Rathsherren

Digitized by Google

vergessen? Ach, diese Rathsherren! Man verzieh ihnen die ganze communale Mißwirthschaft, denn wenn man sie in den halbverschimmelten Mänteln, mit staubigen, zerknitterten Baretten und zerzausten Bärten sah, so verdrängte das Gefühl des Mitleids mit den Unglücklichen, die im Prachtgewande so verkommen aussahen, alle anderen Empfindungen. Im neuen Hause aber ist Alles eitel Dampf und Elektricität, die Decorationen „schwenken auf Commando ein, wie die Unterofficiere", was Bismarck bekanntlich als das Ideal der Accuratesse hingestellt hat, und die Costüme sind von solcher historischer Genauigkeit, daß man künftighin hervorragende Archäologen zu correspondirenden Schneidern des Burgtheaters ernennen wird. Im engen Pferche des alten Burgtheaters fühlte man sich wie in einem Schwitzbade, und so Mancher ging zu „Kabale und Liebe", um einen Schnupfen so schnell wie möglich los zu werden. Das neue Burgtheater dagegen ist so ausgezeichnet ventilirt, daß Viele den Parnaß als Luftcurort besuchen werden, statt des Semmering. Eine Dame, die so glücklich war, der ersten Vorstellung beizuwohnen, versicherte mich, das fortwährende Zuströmen von frischer Luft habe sie derart gekräftigt, daß sie der Aufführung der beiden Stücke „Esther" und „Wallenstein's Lager" so unermüdet gefolgt sei, als wenn gar kein Prolog von Weilen vorangegangen wäre.

Da in diesem Prolog „der Geist des alten Burgtheaters" umgeht, dachten auch wir lächelnd an diesen alten bureaukratischen Geist. Denn das Burgtheater stand früher in den engsten Beziehungen zur Bureaukratie, die es immer liebevoll bemutterte und nicht nur

Digitized by Google

Censoren für dasselbe lieferte, sondern auch Dichter, da, wie man weiß, alle österreichischen Dichter Beamte waren. Sobald man in den Bureaux zu heizen anfing, ging immer durch die Zeitungen die Nachricht, Mosenthal oder Weilen hätten wieder ein neues Stück für das Burgtheater unter der Feder. Und ich weiß noch, wie bestürzt die Dichter aller Diätenclassen herumgingen, als die Ministerialerlässe gegen die Vielschreiberei der Beamten üblich waren. Denn der Eine besorgte, er werde eine Nase erhalten, weil er seine Stücke so langsam erledige, während der Andere sich ängstigte, man werde ihn anweisen, aus seinem fünfactigen Trauerspiele vier Acte zu streichen und diese mit den Parteien im mündlichen Wege abzumachen.

Man hat über dem herrlichen neuen Theater-Gebäude fast ganz vergessen, daß auch der Ausbau unseres Ministeriums gleichzeitig vollendet worden ist, das durch die Ernennung des Grafen Schönborn zum Justizminister weit feudaler und auch kirchenfreundlicher aussieht, als vorher. Die Antheilnahme an dem Theater war zwar in der Bevölkerung immer eine sehr rege, aber während diese womöglich größer geworden ist, hat sich das Interesse für die Politik immer mehr abgestumpft. Ein Theater kann hundertemale dasselbe Stück aufführen; aber eine Regierung, die immer dasselbe Stück spielt, wird langweilig, selbst wenn die Rolle eines Justizministers neu besetzt wird. Ich will mich zwar nicht mit der Geschichte des alten Burgtheaters beschäftigen, die sich in die Nacht der Zeiten verliert und daher mich, der ich nur die Finsterniß der Gegenwart zu beleuchten habe, nichts angeht. Es sei mir nur zur Begründung meiner früheren

Digitized by Google

Behauptung erlaubt, zu erwähnen, daß im Jahre 1871, da noch Graf Hohenwart als Minister für innere Slavisirung die nothwendigsten Verfassungs-Reparaturen vornahm, das Publikum sich noch so sehr für unsere innere Politik interessirte, daß es diese, selbst während es im Burgtheater lachte, nicht vergaß. Obwohl man nämlich den Dichtern des Burgtheaters gewiß niemals den Vorwurf machen konnte, daß sie ihr Talent zu staatsgefährlichen Zwecken mißbrauchten und die in ihren Stücken vorkommenden rothen Stellen nur von dem Rothstifte der Statthalterei herrührten, war das Publikum doch geneigt, hinter der harmlosesten Bemerkung eine Anspielung auf die politische Lage zu suchen, und es wurde nicht nur in einem Lustspiele Bauernfeld's die Stelle: „Wir müssen wieder deutsch werden", auf das ärgerlichste beklatscht, sondern auch der Herr Hofrath Hackländer reizte die aufständischen Besucher des Burgtheaters zu einer Demonstration auf, der ich selbst leider als Zeuge beiwohnte, indem er im Lustspiele „Der geheime Agent" die Herzogin an ihren Sohn schreiben läßt, „er möge seine Minister entlassen, keinen ausgenommen".

Solche geschmacklose und unfruchtbare Abend-Demonstrationen sind heute nicht mehr zu befürchten, das Publikum läßt sich den Kunstgenuß nicht mehr durch ungenießbare Minister verbittern, und der fromme Graf Schönborn hätte nur dann Aufsehen erregt, wenn er allenfalls statt des Herrn Baumeister die Rolle des Capuziners in „Wallenstein's Lager" übernommen hätte.

Digitized by Google

Das Embonpoint der Sarah Bernhardt. — Spitalwärterinnen im Dienste der Venus. — Segen des Höfe-Rechts. — Ein mathematischer Scherz.

11. November 1888.

Da wir in Folge unserer unverzeihlichen Indolenz wieder die letzte Hausse in garantirten ungarischen Eisenbahnen verpaßt haben, war es uns nicht möglich, die Kosten eines Sitzes zur Sarah Bernhardt zu erschwingen. Glücklicherweise haben wir die Künstlerin bei ihrem letzten Gastspiele in Wien vor sieben Jahren gesehen und haben uns damals nicht nur über ihre Magerkeit des Weiteren verbreitet, sondern sind auch in ihre Toilette liebevoll eingegangen, und wir haben nicht nur an ihren Juwelen den wärmsten Antheil genommen, sondern haben sogar über ihr Spiel geschrieben. Die berühmte Tragödin ist inzwischen älter geworden oder, wie man es auch nennt, ewig jung geblieben, ihr Sohn hat eine Frau genommen, und endlich hat sie gar selbst geheiratet. Aber sie spielt noch immer die „Camelíendame" und „Frou-Frou" wie damals, ihre Toiletten zeigen noch immer die frühere Frische, nur sollen sie gegenwärtig eine gewisse Neigung ihrer Trägerin zu leiblicher Abrundung verrathen. Aber man weiß ja, daß die Denunciationen verrätherischer weiblicher Toiletten nicht immer Anspruch auf

Digitized by Google

Glaubwürdigkeit verdienen und daher mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.

Nur unter den Juwelen, mit denen auch diesmal die Zierkleider der großen Schauspielerin besät sein sollen, hat uns ein theures Haupt, nein, nur ein theures Ei gefehlt, denn wir suchten vergebens in den Schilderungen der Zeitungen den Brillanten, den sie vor sieben Jahren trug und der den für empfindsame Herzen so rührenden Umfang eines Tauben-Eies hatte. O sagt, was ist aus ihm geworden? Hat er ebenfalls an Rundung so zugenommen wie seine Herrin, oder hat der grausame Zahn der Zeit nicht einmal ein unschuldvolles Tauben-Ei verschont? Selbst die robustesten Diamanten nehmen oft ein rasches Ende, dagegen leben aber die Camelliendame und Frou-Frou trotz ihrer galoppirenden Schwindsucht lustig weiter. Wie peinlich sind doch alle diese Toilette-Dramen! Man erwartet allerdings, daß solche Zierpuppen wie Frou-Frou tüchtig bestraft werden, etwa damit, daß ihnen ein ungeschickter Nachbar, als Werkzeug der poetischen Gerechtigkeit, eine Kapernsauce über das neue Kleid schüttet, aber doch nicht mit der Schwindsucht!

Auch in unserem Abgeordnetenhause war das Spital an der Tagesordnung, und der neu gewählte Abgeordnete für Zwettl, ein Geistlicher, hat die Gemüther in hohem Grade durch die Behauptung erregt, daß die Wärterinnen des allgemeinen Krankenhauses, die sich der Laie in der Theologie gewöhnlich als alt und häßlich vorstellt, ausgesprochene Camelliendamen seien, und nicht selten, vor ihrer Wirksamkeit im Spitale, eine Speciali-

Digitized by Google

tät jener Flora gebildet hätten, die unter dem milden Himmelsstriche des Grabens im Freien fortkommt. Aber diese verirrten Geschöpfe hatten nicht etwa aus Gewissensscrupeln ihr peripatetisches Gewerbe aufgegeben, sie wurden keine Büßerinnen, welche, nachdem sie die Vergänglichkeit aller irdischen Börsianer und die Eitelkeit aller Bankbeamten erkannt hatten, ihr Haar reuig dem Friseur zurückstellten, um den Chignon mit der Schlafhaube der Wärterin zu vertauschen. Denn nach der ziemlich stark gebeizten Schilderung des ehrwürdigen Herrn wäre das Spital der reine Venusberg, in welchem die Wärterinnen den verführerischen Reigen schlingen und so die Aerzte zu ködern suchen, die dort neben der Spitalspraxis als Tannhäuser prakticiren.

Aber noch mit anderen, wichtigeren sanitären Maßregeln hatte sich das Abgeordnetenhaus zu beschäftigen, nämlich mit solchen, die eine Gesundung des Bauernstandes herbeiführen sollen, und zwar durch eine Aenderung der bisherigen gesetzlichen Erbfolge. Damit unser Bauer wieder ganz gesund werde, ist es vor Allem nothwendig, daß er stirbt. Er muß auch ohne Testament sterben, und daß er nicht etwa zu leicht in Versuchung gerathe, seinen letzten Willen niederzuschreiben, dafür wird schon die neue Schule, die ihm das Tintenfaß etwas höher hängen wird, Sorge tragen. Hat er aber seinen Geist, ohne ihn vorher durch die Abfassung eines Testamentes angestrengt zu haben, aufgegeben, so hat er damit von nun an deutlich zu erkennen gegeben, daß er die Kniffe der Liberalen durchschaut hat und von der Freitheilbarkeit des Bodens nichts wissen will, sein ältester

Digitized by Google

Sohn wird Alleinerbe, und sobald alle anderen, überflüssigen Kinder hinausgeworfen sind, kehrt der lang vermißte Wohlstand endlich wieder in die Hütte des Bauers zurück, um dort bis auf Weiteres zu verbleiben. Und so bricht das goldene Zeitalter des Bauernstandes an, Dank einigen Paragraphen, denen man nach reiflichster Erwägung den Namen Höfe-Recht gegeben hat.

Die Gesetzes-Vorlage hat viele Gegner gefunden, was aber der Regierung sehr gleichgiltig sein kann, da der Herr Abgeordnete Türk sie ermunterte, „auf diesem Wege fortzuschreiten". Wir wollen uns nicht weiter mit den Einzelnheiten dieser Rede beschäftigen, weil es vielleicht nur einen kleinen Kreis auserlesener Geister interessiren würde, zu erfahren, wodurch wir Oesterreicher uns von den alten Römern unterscheiden. Da aber in der gegenwärtigen Jahreszeit Erkältungen häufiger vorzukommen pflegen, und der Herr Abgeordnete als Wundarzt einen tieferen Einblick in die Nachtseiten des menschlichen Organismus gewonnen haben dürfte, so wird es vielleicht für Manche ein erwünschter ärztlicher Wink sein, wenn wir ihnen mittheilen, daß sich Herr Türk mit der größten Entschiedenheit gegen das „fortwährende Purgiren" ausgesprochen hat. Wir haben aber aus der Rede die Eine tröstliche Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Abgeordnete, der sonst in allen Disciplinen zu Hause ist, sich wenigstens nicht mit der Strategie befaßt, indem er erklärte, er habe nicht „die specielle Mission, die Monarchie zu vertheidigen." Wir danken der gütigen Vorsehung, daß sie ihm die specielle Mission

Digitized by Google

nicht übertragen hat, denn wir fühlen uns weit sicherer, wenn die Lösung dieser Aufgabe nach wie vor unserer Armee überlassen bleibt.

Diese ist jetzt durch das neue Wehrgesetz noch imponirender geworden, und die Regierung, die in ihrer Fürsorge für den „kleinen Mann" nicht rastet, hat durch ihre neueren, noch bescheideneren Ansprüche an das Militärmaß den Wehrstand auch dem kleinsten Manne zugänglich gemacht. Es gibt, wie man weiß, auch mathematische Scherze, und man hat beispielsweise schon berechnet, zu welchem Kapitale ein Kreuzer angewachsen wäre, den man zur Zeit der Geburt Christi auf Zinseszinsen angelegt hätte. Oder es ließe sich auch die Aufgabe stellen, wie viele Milliarden unser Militär-Budget schon in Anspruch nehmen würde, wenn wir seit dem dreißigjährigen Kriege fortwährend der Segnungen des Friedens theilhaftig geblieben wären. Und so habe ich neulich, als ich mich ein bischen mit unserer Schlagfertigkeit beschäftigte, berechnet, daß man mit denselben Opfern, die für das Erlangen dieser Fertigkeit gebracht werden, jedem Bewohner Oesterreichs zwei bis drei andere Fertigkeiten, wie: Stenographie, Zeichnen und Clavierspielen, beibringen könnte, daß sich für die Summen, welche die Uniformen unserer braven Soldaten erfordern, Herr Rothberger gewiß verpflichten würde, jeden Staatsbürger zeitlebens mit einem completen Winter- und Sommeranzuge zu versehen, und daß die Millionen, die unsere Kasernen und Festungen in Anspruch nehmen, hinreichen dürften, um alle „soliden Herren" der Monarchie als Afterparteien in elegant

Digitized by Google

möblirten Zimmern mit der Aussicht auf die Gasse unterzubringen. Ich kann die Fortsetzung dieses Spieles, das sich bei allen nur halbwegs friedliebenden Staaten durchführen läßt, allen Jenen, die für die langen Winterabende Zerstreuung und gleichzeitig Anregung ihres Scharfsinnes suchen, auf das wärmste empfehlen.

Digitized by Google

Italienischer November. — Circus- und Opernpferde. — Renz und Rienzi. — Lustspieldialog im Abgeordnetenhause. — Die Monarchie als Pyramidenthurm.

4. December 1888.

Wir haben uns einiger so schöner, sonniger Tage mitten im November erfreut, daß man wirklich in der Zerstreutheit hätte glauben können, der heitere italienische Himmel blaue über Wien. Dazu kam noch, daß man an den Mauern überall Placate des „unverfälscht deutschen" Abgeordneten Vergani angeschlagen fand, dessen melodischer Name an die der hervorragendsten Salamimänner Verona's erinnerte, und wenn man gar hin und wieder an den Straßenecken die Kastanienbrater sah, die in der Sprache Petrarca's in dem Vorübergehenden die Leidenschaft für gebratene Kastanien zu entflammen suchten, konnte man sich einer träumerischen Südfrüchtenstimmung nicht mehr erwehren. Wir hätten uns möglicherweise hiedurch verleiten lassen, einen dummen Streich zu begehen und vielleicht gar einen Strohhut zu kaufen, wenn nicht glücklicherweise der Preis der Kohlen um vier Kreuzer gestiegen wäre und uns noch rechtzeitig an den Ernst des Winters erinnert hätte. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich freilich nicht der Glückliche, der sich im Nothfalle in einen Zobelpelz zu hüllen vermag, da-

Digitized by Google

für aber desto mehr der Arme, der unbehaart auf seinem nicht geheizten Lebenswege friert.

Ja, der Winter fängt sehr schlecht an, auch die Zeitungen rühren wieder die politische Alarmtrommel, und mit Rücksicht auf den Ernst der Weltlage haben sich unsere hervorragendsten Industriellen zu dem Opfer entschlossen, sich diesmal schon um halb 10 Uhr ins Bett zu legen, und keinen Industriellenball zu veranstalten. Auch die Tanzkränzchen der Gesellschaft der Musikfreunde, von denen sich die Weltmenschen das Eingehen so vieler Ehen versprachen, sowie der Katholikentag, von dem die Frommen die Schließung unserer der Confession ledigen Schule erwarteten, werden in der herannahenden Faschingssaison nicht stattfinden. Dafür ist aber der Circus Renz wieder eröffnet worden mit seinen trotz der reactionären Strömung der Gegenwart in Freiheit dressirten Schimmelhengsten, den Reifspringerinnen, die den dürren Leib einer Spinne mit den ausgiebigen Waden eines Tiroler Sängers im Nationalcostüm zu vereinigen wissen, und den unverwüstlichen Clowns, die wie Janus, der Gott des Krieges und Friedens, zwei Gesichter nöthig hätten, um für alle Ohrfeigen, die ihnen an einem Abend verabreicht werden, Platz zu haben.

Bald wäre auch der Circus Renz ein Opfer des noch immer so heftig grassirenden Befähigungs-Nachweises geworden, denn die Theater-Directoren verlangten das Verbot scenischer Darstellungen im Circus, ein Begehren, dem jedoch die Regierung keine Folge gegeben hat. Man wird eine solche Zurückweisung um so eher

Digitized by Google

billigen müssen, da ja sonst der Inhaber des Circus mit noch größerem Rechte gegen die Verwendung von Pferden auf der Bühne Einsprache hätte erheben können; denn wie jeder Theaterbesucher weiß, werden schon seit geraumer Zeit auf der Bühne solche Versuche zur Hebung der einheimischen Pferdezucht unternommen, man findet unsere Pferde jetzt nicht nur auf dem Turf des Opern-, sondern sogar auf dem des Burgtheaters, so daß den Besitzern von Zuchtpferden, wenn sie diese für das Theater ausbilden lassen wollen, nichts mehr im Wege steht, sie auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, rennen zu lassen.

Erst vor einigen Tagen ist in unserm Opernhause der chronologische Cyklus der Opern Wagner's mit „Rienzi" eröffnet worden, und das Pferd, auf dem Herr Winkelmann als Volkstribun saß, war so ungeberdig, daß das Publicum sich ängstigte, „der Letzte der Tribunen" könnte plötzlich abgesetzt und wieder in die Infanterie eingereiht werden. Ich weiß nicht, ob an diesem peinlichen Vorfalle der Sänger Schuld trug, oder das Pferd. Unsere Musik-Berichterstatter sind ja leider zu wenig cavalleristisch gebildet, um über den Sitz, die Zügelführung oder den Schluß eines Tenor-Riders ein fachmännisches Urtheil abgeben zu können, so daß wir nur auf Vermuthungen angewiesen sind. Vielleicht war Herr Winkelmann dem Pferde, das bisher nur an magere Tenoristen gewöhnt war, zu schwer, und wenn die guten Tenoristen jetzt schon zu zählen sind, so wird man gut daran thun, sie künftighin nicht nur zu zählen, sondern auch zu wägen und sie nicht eher beritten zu

Digitized by Google

machen, als bis sie sich für den Rienzi gehörig trainirt haben werden. Die locale Chronik berichtet ohnehin fortwährend über Unglücksfälle durch Pferde auf den Straßen, und unsere Nerven könnten es nicht mehr vertragen, wenn wir auch noch durch fortlaufende Mittheilungen über das Scheuwerden von Pferden im Theater erschreckt würden. Und da im Wagner-Cyklus nunmehr die „Nibelungen" an die Reihe kommen, so dürfte es sich, damit der Kunstgenuß nicht wie in Rienzi gestört werde, empfehlen, wenn diesmal nur Wagnerfromme Pferde, die in der Zukunftsmusik schon geritten worden sind, beschäftigt würden.

Freuen wir uns also, daß wenigstens die Kunst noch frei ist! Ihr wollt im Circus den „Mikado" aufführen: — frei ist die Bahn! Ihr wollt in der Oper den „Rienzi" reiten: — reite, wem Gesang gegeben! Wenn nicht das Abgeordnetenhaus wäre, man könnte glauben, in einem freien Staate zu leben. Ach Gott, dort sind die Verhandlungen über das Höfe-Recht noch immer nicht zum Abschlusse gelangt, da so Viele die Lust in sich verspüren, sich in dem Rollenfache des Komisch-Legislatorischen zu versuchen. Ein Abgeordneter der äußersten Linken versuchte es sogar, der Verhandlung einen lustspielartigen Charakter zu geben, indem er durch fortwährende Zwischenrufe die Redner zwang, ihm zu antworten, und so statt der langweiligen oratorischen Monologe die pikantere Dialogform einzubürgern trachtete. Man glaubt gar nicht, wie sehr die trockenste Rede gewürzt werden kann, wenn man den Redner jedesmal, so oft er die Sache zu ernst zu nehmen droht, mit dem

Digitized by Google

heiteren Ausrufe unterbricht: „Das ist zu dumm!“ oder wenn dieser einen Autor citirt, die drollige Frage an ihn richtet: „Welcher Jude hat denn das concipirt?“ oder endlich, wenn der Redner sich in der dichterischen Gattung der Parabel versucht, die possirliche Nutzanwendung daraus zieht: „Lassen Sie sich doch nicht auslachen mit so dummen Vergleichen!“ Es war die reine Stegreif-Komödie, denn, wenn man die eigenen Reden dieses Improvisators über das Höfe-Recht las, konnte man ihn unmöglich im Verdachte haben, als hätte er sich mit dem Gegenstande vorher beschäftigt und zu Hause darauf vorbereitet.

Die Jubelgreise der Reaction, diese bejahrten Feinde der Aufklärung, die schon lange im Meere der Vergessenheit schwimmen, suchten sich durch ihre einschläfernden Betrachtungen wieder im Gedächtnisse der Zeitgenossen wachzurufen. Aber sie waren diesmal weniger beredt und schmückten nicht ihre Reden wie sonst mit dem düsteren Pompe ihrer langjährigen traurigen Erfahrungen. Sie überließen frohgemuth das Wort ihren jüngeren noch unermüdeten Gesinnungsgenossen, die durch maßloses Schimpfen wie durch salbungsvolle Redensarten den Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten trachteten. Die salbungsvolle Richtung war durch Herrn Dr. Pattai vertreten, der einen vollständigen Neubau der Gesellschaft für nothwendig hielt und gleichzeitig den bezüglichen Bauplan vorlegte, nach welchem die Monarchie „die Spitze einer Pyramide ist, die sich Thurm auf Thurm aufbaut“. Ohne daß wir einen Befähigungs-Nachweis für den architektonischen

Digitized by Google

Beruf vorzubringen vermöchten, glauben wir doch, daß, wenn man Thurm auf Thurm baut, keine Pyramide entstehen dürfte, wie Herr Pattai behauptet, sondern sehr wahrscheinlich ein babylonischer Thurm.

Wir wissen also jetzt, nachdem wir alle Wortführer der Reaction gehört haben, daß der ganze Fortschritt nur eine Erfindung ist, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu stehlen. Er ist schuld daran, wenn die Gesellschaft „autorisirt" wird! Und damit die Gesellschaft nicht zerbröckle, ist es nothwendig, daß der Grundpfeiler derselben, der Bauer, ordentlich — geleimt werde.

Digitized by Google

Geburtstagsfeier des Baron Vogelsang. — Ein Haifisch im Musikverein. — Das Armen-Budget und andere Unglücksfälle.

16. Dezember 1888.

Die letzten Tage waren wieder reich an Unglücksfällen aller Art: Feuersbrünste, Selbstmorde und der beklagenswerthe Unsinn, der in Folge einer zu großen Anhäufung von „vereinigten Dunkelmännern" bei der Feier des Geburtstages eines reactionären Journalisten, des Barons Vogelsang, gesprochen wurde. Der Jubilar, der ein mecklenburgischer Baron ist, wurde von einem Festredner, der ein holstein'scher Graf ist, mit Veuillot, der ein französischer Satiriker war, verglichen, obwohl der Gefeierte niemals eine Satire geschrieben hat und zu dieser Dichtungsart in keiner anderen Beziehung steht, als durch den Stoff, den er die Güte hat ihr unausgesetzt zu liefern. Weit ergreifender als der disponible Graf Blome, drückte dagegen ein anderer Festredner, ein vielbeschäftigter Mann aus dem Gewerbestande, seine Verehrung aus, indem er der Versammlung in schlichter Weise mittheilte, er habe noch nie etwas von dem gelesen, was Herr v. Vogelsang schreibe, also eine Anerkennung der literarischen Wirksamkeit desselben, die nicht so niedrigen Motiven entspringt, wie das Lob der liberalen Zeitungsleser, die einen Journalisten vorher lesen und

Digitized by Google

nur dann loben, wenn sie durch den Inhalt oder die Form seiner Artikel bestochen worden sind.

Auch ein anderer Fremdling, den wir mit Stolz den unsrigen nennen, hat in dieser Woche zahlreiche Bewunderer gefunden, der fremde Haifisch nämlich, der in den österreichischen Gewässern bei Fiume gefangen wurde, und gegenwärtig in unserer Mitte weilt. Der Mahnung folgend: „Wo man singt, da lass' dich ruhig nieder", hat er sich im Musikvereins-Gebäude angesiedelt, wo er sich den Besuchern gegen eine kleine Eintrittsgebühr zeigt. Ich glaube, es wird sich wohl Jedem, der ihn längere Zeit betrachtet, die Ueberzeugung aufdrängen, daß es für einen Menschen von Gefühl nichts Schmerzlicheres geben dürfte, als von einem Haifisch verschlungen zu werden! Glücklicherweise jedoch hat dieses Ungethüm unter dem Einflusse der Civilisation seine rauhe Gemüthsart verloren, und diese Wandlung in seinem Innern verdanken wir dem Umstande, daß es in sehr rationeller Weise ausgestopft wurde, eine Erziehungs-Methode, durch die gewiß auch bei anderen gefährlichen Großmäulern schöne Erfolge erzielt werden könnten.

Wir verschmähen es, wenn wir das Haus der Musikfreunde verlassen und uns nach dem Parlamentsgebäude begeben, in dem das Wehrgesetz verhandelt wird, etwa das Armeebudget, um einen Anknüpfungspunkt zu finden, mit einem Haifische zu vergleichen, obwohl sich nicht in Abrede stellen läßt, daß die Zinsen für die Staatsschulden und die Ausgaben für die Armee, welche die Mutter der Staatsschulden ist, fast das ganze Einkommen des Staates verschlingen. Unsere parlamentari-

Digitized by Google

schen Sparmeister haben nur an der armen Tochter, an der Staatsschuld, ihr Müthchen zu kühlen gesucht, indem sie dieselbe unter Curatel setzten und der strengen Obhut einer Staatsschulden-Control-Commission anvertraut haben. Man hat es sich aber nie beifallen lassen, auch der verschwenderischen Mutter ein bischen auf die Hände zu sehen und etwa das Auge einer Heeresausgaben-Control-Commission über sich wachen zu lassen, obwohl eine solche Commission, da sie unberitten sein könnte und daher keine Fourage-Portionen zu beziehen hätte, dem Budget nicht zur Last fallen und doch dazu beitragen würde, das interessante Halbdunkel zu verscheuchen, welches das Armee-Budget mit den Boudoirs jener Damen, deren Reize eine detaillirte Prüfung scheuen, gemein hat.

Wir wollen diesen für die nüchterne Gegenwart viel zu phantastischen Scherz nicht weiter verfolgen und lieber dem Schmerze über den Verlust, den jedes der beiden Häuser des Reichsrathes durch das Hinscheiden eines seiner Mitglieder erlitten hat, Ausdruck geben.

Das Herrenhaus betrauert den Tod des Freiherrn v. Neumann, eines sehr wohlwollenden Mannes, der ehemals als Professor an der Wiener Universität ein zwar nur sehr schwach besuchtes Collegium über Völkerrecht las, dagegen aber Verwaltungsrath der weit besser frequentirten Karl-Ludwigbahn war. Baron Neumann war stets ein gewissenhafter Beobachter der Etiquette, er hielt die größten Stücke auf die peinliche Erfüllung der gesellschaftlichen Formen, und seine Grußarten namentlich, aus deren sorgfältig erwogenen Nuancen sich die sociale

Digitized by Google

Stellung und Bedeutung des Begrüßten sofort erkennen ließen, waren geradezu mustergiltig. Und doch waren leider weder Mitglieder des Herrenhauses noch der Universität, deren Rector er sogar einmal war, bei seinem Leichenbegängnisse erschienen. Wenn der so höfliche Mann es erfahren könnte, daß seinem Sarge nur vier Personen gefolgt seien, der Unglückliche würde sich aus Kränkung im Grabe umdrehen, — nein, er würde sich auch als Todter eine solche Verletzung des „Decorums" gewiß niemals gestatten. Auch das Abgeordnetenhaus beklagt den Tod eines alten Mitgliedes, des Ritters v. Grocholski, des bekannten, bei seinen Landsleuten berühmten Führers des Polen-Clubs, eines Mannes, der stets sehr zugeknöpft war und die Hosen patriotisch in den Stiefeln verbarg, im Uebrigen aber nie die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er war, wie so Viele, einmal österreichischer Minister gewesen; aber auch sonst bietet seine Lebensgeschichte nichts Bemerkenswerthes. Wenn sich der amerikanische Ausdruck „Stimmvieh" nicht durch seine Derbheit verböte, könnte man behaupten, daß Herr v. Grocholski stets die besten Preise auf dem Stimmviehmarkte zu erzielen wußte; aber wir ziehen es vor, zu sagen, daß die Polen es seiner Geschicklichkeit und Ausdauer im Feilschen verdanken, wenn sie gegenwärtig die Vortänzer im österreichischen Völkerreigen geworden sind.

Die Deutsch-Oesterreicher haben sich nie so schlauer Führer zu erfreuen gehabt, sie haben ihre kostbaren Stimmen auf Klagen und Raisonniren verwendet, statt für sie, wie die Anderen, die Wage in der Hand,

Digitized by Google

werthvolle Gegenleistungen einzutauschen. Sie haben selbst in den Verhandlungen über das Wehrgesetz nicht nur nichts erreicht, sondern die deutsche Sprache hat sogar endlich ihren ehrenvollen Abschied, auch als Armeesprache erhalten. Man sieht, der Deutsche in Oesterreich fängt bereits an, sehr interessant zu werden, er wird bald bei den Lyrikern in Mode kommen, und da es den Polen viel zu gut geht, als daß noch Polenlieder gingen, wie ehemals, wird der Nationalschmerz der Deutschen in Oesterreicherliedern gefeiert werden. Aber der Frack ist keine Tracht für eine unterdrückte Nation, drum thut nur bei Zeiten die Hosen in die Stiefel, verschnürt den Leibrock und bergt euer Haupt unter einer einen halben Meter hohen Pelzmütze! Vielleicht werden endlich gar die Deutsch-Oesterreicher, wie einst die Polen, zu den unglücklichen Weltvagabunden gehören, welche die europäische Polizei verfolgen und vor denen alle „Gutgesinnten" zittern werden. Aber wenn sie endlich dazu kommen sollten, einen „Schmerzensschrei" auszustoßen, wird diesen Niemand mehr verstehen, denn die deutsche Sprache wird dann in den österreichischen Schulen nicht mehr vorgetragen werden, und man wird Jemanden für ungemein gelehrt halten, der einen todten Dialekt, den Wienerischen, zu sprechen oder die Lieder des Volkssängers Guschelbauer ohne Commentar und Wörterbuch in der Ursprache zu lesen vermag.

Digitized by Google

Aristokratische und bürgerliche Unzulänglichkeit. — Der Tod des Grafen Leo Thun. — Eine Donauflotte in Sicht.

3. Jänner 1889.

Das Jahr 1888, das uns nichts beschеert hat als Rüstungen, Steuern und Privilegien, ist, dem Himmel sei Dank, vorüber, und wir denken nicht ohne eine kleine Schadenfreude daran, daß der alte Saturn, der ja die Zeiten, ohne Rücksicht auf deren Qualität, verschlingen muß, auch dieses miserable alte Jahr hinuntergewürgt hat! Mahlzeit!

Wir möchten den Neujahrs-Gratulanten, denen jeder Vorwand, wenn er selbst so wenig wohlriechend ist, wie das „Canalräumen", erwünscht ist, um den Segen des Himmels auf ihre, zu einer kleinen Entschädigung bereiten Mitbürger herabzuflehen, nicht gerne nahetreten. Dennoch müssen wir, was den Scharfsinn, um in den Besitz eines Neujahrsgeschenkes zu gelangen, betrifft, den Canalräumern von Panama und Korinth die Palme zuerkennen, die den erfreulichen Umstand, daß unser Planet an seinem Rennziele angelangt ist, dazu benützen, den Januar-Coupon nicht einzulösen. Nur hätten wir erwartet, diese beiden Unternehmungen würden wenigstens so viel Lebensart besitzen, um die Verfügung zu treffen, daß jeder

Digitized by Google

ihrer Actionäre gegen Abgabe des Coupons wenn auch kein Geld, so doch wenigstens einen Neujahrswunsch hätte beheben können.

Eine solche Verletzung des guten Tones würde gewiß nicht stattgefunden haben, wenn zur Ausbaggerung der erwähnten Canäle nur Mitglieder der hohen Aristokratie verwendet worden wären. Denn bei dem Bankette, das vor Kurzem in Linz zur Feier des Jubiläums des Herrn Statthalters von Oberösterreich stattfand, machte ein hochgestellter Beamter, Fürst Metternich, die Festgäste darauf aufmerksam, daß der bürgerliche Verwaltungs-Beamte zwar mehr wisse und könne als der aristokratische, daß dagegen „der richtige Tact" ein Vorzug des Letzteren sei. Hienach gäbe es zwei gleich überflüssige Arten von Beamten: solche, die so tactlos sind, daß man sich „hüten muß", ihnen die Erledigung eines nur halbwegs wichtigen Geschäftsstückes anzuvertrauen, und solche, die so begriffstützig und unwissend sind, daß es ein Wagniß wäre, amtliche Angelegenheiten durch sie besorgen zu lassen. Die Tactlosen sind von bürgerlicher Herkunft, diejenigen dagegen, die weniger „wissen und können", von altverschuldetem Adel, die auf Grund von Zeugnissen über ihre mit Auszeichnung überstandene Geburt und glänzend abgelegte Impfung in den Staatsdienst eintreten, statt in den Jockey-Club, und sich so keiner anderen Berittenheit widmen, als dem „Schimmel", nach welchem sie arbeiten. Während aber der aristokratische Beamte den mangelnden Verstand nicht mehr nachträglich erlangen kann, ist der bürgerliche Beamte durch den fortwährenden Verkehr mit seinen von der Natur

Digitized by Google

bevorzugteren unfähigen Collegen in der glücklichen Lage, den Tact zu erwerben. Ein Beispiel, wie selbst die bürgerlichsten Individuen ihren Tact mit der Zeit auszubilden vermögen, bietet der Kammerdiener unseres berühmten Staatskanzlers Metternich. Als nämlich Graf Metternich in den Fürstenstand erhoben wurde, fragte ihn sein Kammerdiener, der diese Standeserhöhung erfahren hatte: „Wünscht Se. Durchlaucht heute das Beinkleid anzulegen, das der Herr Graf gestern getragen hat?" Würde dieser Mann von Tact noch leben und in die Dienste des Nachkommen seines früheren Gebieters getreten sein, hätte er ihm ohne Zweifel abgerathen, jenen Toast in Linz zu sprechen.

Niemand war mehr von den Vorzügen der Aristokratie vor dem Bürgerthum überzeugt, als Graf Leo Thun, den uns der Tod am Schlusse des Jahres entrissen hat. Mich hat sein Hinscheiden empfindlicher berührt, als Andere, denn ich habe sehr häufig über ihn geschrieben, und wenn ich daran denke, wie rüstig er trotz seines hohen Alters auf der Straße dahinschritt, so daß man nicht wie bei anderen reactionären Excellenzen fortwährend in Angst war, er könnte das Opfer des besonnenen Fortschritts werden und unter die Räder eines Stellwagens gerathen, dann ist es mir, als wäre er vor der Zeit gestorben, als hätte er mir noch lange Stoff zum Schreiben bieten können, als würde ich einen Verlust aus meiner Tasche erlitten haben. Er war eigentlich für die Mitwelt schon lange einbalsamirt und gehörte zu jenen aristokratischen Berühmtheiten des Herren-

Digitized by Google

hauses, von denen man, wenn sie plötzlich wieder zu sprechen beginnen, glaubt, sie hätten ihre Ahnengruft mit einem Ticket of leave, mit einem Urlaubsscheine, verlassen.

Er war nicht immer seiner Ansicht, er germanisirte die Anderen und czechisirte sich, er war ehemals Centralist, um später noch eifrigerer Föderalist zu werden, kurz er liebte es, seine Ueberzeugung zu wechseln, aber wie ihm nachgerühmt wird, aus Ueberzeugung. In seinen Reden pflegte er auf alte, verbriefte Rechte zu pochen, so daß man oft vor Staub und Modergestank kaum noch zu athmen vermochte. Der Unsinn versucht es ja immer, sich in ein altes Pergament einzuwickeln, und zieht stets sein altes Adelsdiplom hervor, wenn ihm der bürgerliche Verstand an den Leib rücken will. „Rühr' mich nicht an, du Liberaler", ruft er dann, „ich bin fünfhundert Jahre alt, hier steht es Schwarz auf Gelb!" In einer seiner Reden, in denen er übrigens stets die höchste staatsmännische Langweile an den Tag legte, nannte er den hohen Geburtsadel „eine Stellung, die uns die Vorsehung einmal gegeben hat". Dieser Ansicht blieb er stets treu, und ebenso standhaft verharrte er bei seiner ultramontanen Gesinnung, die er als Mitschöpfer des Concordats in empfindlichster Weise bethätigte. Wie wenig ersprießlich also die öffentliche Wirksamkeit des Grafen Leo Thun erscheinen mag, — eine hervorragende Stellung unter den österreichischen Staatsunglücken bleibt ihm für alle Zeiten gesichert.

Graf Thun erlebte aber wenigstens noch, wenn auch nicht den Sieg, so doch die Wiederaufwärmung der

Digitized by Google

alten reactionären Ideen. Der alte abgestandene Kohl treibt neue Keime, die alten Parabeln werden wieder von den socialen Krummachern der Gegenwart aufgetischt und erzählen dem Gevatter Schneider und Handschuhmacher, daß die Gesellschaft nicht horizontal, sondern vertikal geschichtet sein müsse und daß der Staat eine Pyramide sei. Nur das erzählen sie nicht, daß in den alten Pyramiden die Mumien unten begraben lagen, während bei ihrer Pyramide die Mumien sich an der Spitze befinden.

Doch wir schauen hoffnungsvoll in eine vielversprechende maritimere Zukunft! Denn auch unsere bisher nicht nach Verdienst gewürdigte Donau soll endlich der Segnungen einer Kriegsflotte theilhaftig werden, und wir werden uns also künftighin außer unseres bereits gesalzenen auch noch eines Süßwasser-Budgets zu erfreuen haben. Warum muß denn unser armer Staat eine Pyramide sein? Vielleicht liegen die eigentlichen Aufgaben Oesterreichs im Wasser! Die Nachricht von der Errichtung dieser Donauflotte hat die Berliner Börse in hohem Grade beunruhigt, wie wir zum Troste für den czechischen Abgeordneten Vaschaty erwähnen, der das neue Wehrgesetz nur aus Furcht vor einem Kriege mit Deutschland bewilligte, indem er schon im Geiste die Pickelhauben bei der Taborlinie stehen und das Kahlenbergerdörfel als Alpenprovinz in die Mark Brandenburg einverleibt sah. Hoiho! Hißt die Segel, kappt die Anker! Geben wir unsere prekären festländischen Beziehungen auf, rudern wir die Cultur nach Osten, statt sie hinzutragen, werfen wir unsere Staats-

Digitized by Google

schulden und Steuern über Bord, machen wir unsere Reformen zu Wasser, vertauschen wir unsern Landsturm mit den wohlfeileren Seestürmen und singen wir, da wir keine Landratten mehr sind, statt „In deinem Lager ist Oesterreich“: „Auf deinem Decke ist Oesterreich!“

Digitized by Google

Der neue Aufschwung. — Ein berittenes Werkzeug der Vorsehung. — Preisausschreibung für die dauerhafteste Verfassung.

17. Februar 1889.

Die letzten Wochen, die wir durchlebt haben, waren so traurig, daß nur der elegische Dichter sich vernehmen lassen durfte, aber nicht derjenige, dessen Aufgabe es ist, seiner miserablen Harfe immer neue Spottlieder zu entlocken. Ach, der Walzer „Heiter auch in ernster Zeit" hat der Marcia funebre: „Hin ist hin, verloren ist verloren!" Platz gemacht; wenn man des Morgens vor dem Spiegel stand, konnte es einem geschehen, daß man den Herrn, der aus demselben schaute, mit den Worten begrüßte: „Wer bist du, elende Jammergestalt?" und so Mancher, der in früheren Tagen, die nicht mehr sind, stolzen Hauptes einherging, wie ein Zahlkellner bei Sacher, ließ jetzt demüthig den Kopf hängen, wie ein frommer Generalstabs-Chef, der den Fürsten Bismarck — anzuführen versucht hatte.

Wir haben uns des Friedens, den uns die Thronrede des deutschen Kaisers in Aussicht stellte, fast einen ganzen Monat hindurch erfreut, nicht der kleinste Leitartikel der Kölnischen Zeitung trübte den heiteren Horizont, und wir hoffen endlich, auch der Segnungen eines so langen Friedens theilhaftig zu werden und uns statt

Digitized by Google

mit den immer gröber werdenden Geschützen mit der zunehmenden Grobheit in unserem Gemeinderathe beschäftigen zu dürfen, in welchem die Erledigung überaus wichtiger Geschäfte zu so großer Eile drängt, daß oft in einer Sitzung zwei Ehrenbeleidigungen vorfallen. Auch unsere schönere Reichshälfte war von solcher Friedenszuversicht erfüllt, daß sich die Opposition im Reichstage sträubte, das neue Wehrgesetz anzunehmen, und mit Stolz durfte der gesittete Cisleithanier auf sein Parlament blicken, wo man die süße Eintracht mit dem Ministerium der ewigen Verfassungsschererei vorzieht. Die Geschäftswelt begann wieder aufzuathmen, und nachdem die Minister aller Staaten so lange nachgewiesen hatten, daß der vorsichtige Staatsbürger nichts Klügeres thun könne, als seine kleinen Ersparnisse in der Artillerie und Cavallerie anzulegen, erschienen nun auf allen Weltbörsen hochherzige Gründer, die das Publikum wieder auf einige brillante Geschäfte, die bis jetzt im Gewühle übersehen worden waren, in herzgewinnenden Subscriptions-Einladungen aufmerksam machten. Kunst und Wissenschaft begannen sichtlich aufzublühen, denn während man bei uns in allen Kreisen die architektonische Frage behandelt, in welcher Weise das neue Burgtheater am zweckmäßigsten zu demoliren wäre, interessirte man sich in Berlin für ein psychologisches Problem, indem die ehrgeizige Familie des Geheimrathes Geffcken, der das Tagebuch des Kaisers Friedrich veröffentlicht hatte, auch ihrerseits das Familiengeheimniß der Oeffentlichkeit preisgab, daß ihr ehrwürdiges Haupt schwachsinnig sei, und dessen Entmündigung verlangte.

Digitized by Google

Aber plötzlich tauchten an dem Horizonte wieder schwarze Punkte auf, aus Afghanistan trafen beunruhigende Nachrichten ein, in Rom brach ein Arbeiteraufstand aus, die Magyaren schlugen, um die alten bewährten constitutionellen Einrichtungen nicht verrosten zu lassen, die Straßenlaternen ein, und in den Franzosen war wieder der Johannistrieb nach einer staatlichen Umwälzung erwacht. Man ist neugierig auf die Rolle, die Boulanger spielen wird, der bisher die Aufmerksamkeit nur durch Comödiantenstreiche zu fesseln gewußt hat, die man zwar in der ernsten Gesellschaft verlachte, aber auf der Straße desto mehr bewunderte. Da er nie in der glücklichen Lage war, die Mitwelt von seinem Genie zu überzeugen, und dennoch berühmt wurde, so sind ihm eigentlich die gebratenen Lorbeern auf das Haupt geflogen. Er hat nicht nur die Monarchisten für sich und die Clericalen, die ihn als berittenes Werkzeug der Vorsehung preisen, sondern auch die Patrioten, für die er der Revanche-Engel mit dem feurigen Schwerte ist, und alle Jene, für die seine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden das verlockendste politische Programm bildet. Auch der Journalist Rochefort, das Haupt der Unversöhnlichen, gehört zu seinen eifrigsten Anhängern, obwohl er doch selbst ehemals sein bedeutendes Talent daran gewendet hat, einen Usurpator vom Throne zu stürzen. Rochefort hat sich damals, als er mit seiner Laterne die Napoleoniden so grell beleuchtete, den Ruf eines glänzenden Satirikers erworben, freilich war seine Satire oft eine wahre Circe, die Alle, die sie angriff, in Säue verwandelte. Und jetzt unterstützt er diesen neuen Usurpator

Digitized by Google

vielleicht nur, um seine Laterne von neuem anzünden zu können. Aber Boulanger ist lange nicht so interessant wie Napoleon, dessen Lebenselement die Unruhe war, der durch die Welt irrte, wie der ewige Jude, und nur eine Weile auf dem Throne von Frankreich ausgerastet hatte, um die Welt zu beunruhigen und die diplomatischen Spatzen zu erschrecken, die herangeflogen waren, um ein bischen Politik zu naschen, und ein großes Gekreische erhoben, wenn der Napoleonische Popanz plötzlich mit dem Kopfe zu wackeln begann.

Der General Boulanger hat aber nicht einmal der Börse eine kleine Panique einzujagen vermocht, denn man glaubt, daß, wenn er auch nach der höchsten Gewalt streben sollte, er keine neue Dynastie gründen würde, sondern höchstens einen neuen Orden.

Die Franzosen sind ihrer alten Verfassung müde geworden, die Serben haben erst vor wenigen Wochen, die Japaner vor einigen Tagen eine neue Verfassung erhalten, und auch unsere Verfassung weist in neuerer Zeit so viele Lücken auf, daß es vielleicht ebenfalls zweckmäßiger wäre, sie gegen eine neue zu vertauschen. Ich finde es nur auffallend, daß man noch nirgends auf den Einfall gekommen ist, ebenso wie man Architekten, Mastviehzüchter, dramatische Dichter und treue Dienstboten durch Preisausschreibungen zu ködern versucht, auch den Ehrgeiz der genialen Staatsmänner in derselben Weise anzustacheln, kurz, warum man nicht, um die einheimische Lust zum Steuerzahlen zu heben, für die beste Verfassung einen Preis ausschreibt. Gewiß würde dieser Vorgang, dem die Menschheit so vortreff-

Digitized by Google

liche Lustspiele, Zuchtschweine, Rathhauspläne, Truthühner und Desinfectionsmittel verdankt, sich auch den Verfassungen gegenüber bewähren. Das Verfahren wäre ja ein ganz einfaches. Wie bei jeder Preisausschreibung würde es auch hier die Hauptsache sein, daß jeder der eingesendeten Verfassungs-Entwürfe mit einem Motto versehen werden müßte, während ein versiegeltes Couvert den Namen des Bewerbers zu enthalten hätte. Sodann würde der alte Meidinger-Spaß von der Fachmänner-Jury aufgewärmt, und soll des Scherzes kein Ende sein, so könnte man aufmerksam machen, daß die Prüfungs-Commission mit aller Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit vorgehen werde. Man denke sich die freudige Ueberraschung, wenn die Wiener Zeitung eines schönen Tages melden würde: In Folge der Ausschreibung eines Preises für die beste dauerhafteste Verfassung sind 4567 Bewerbungen eingelaufen, von welchen sieben wegen ihrer mangelhaften Form (sie entbehrten des vorschriftsmäßigen Motto's) der Prüfung nicht unterzogen werden konnten. Den ersten Preis von fünfhundert Gulden in neuen Silberzwanzigern erhielt die Verfassung Nr. 426 mit dem Motto: A, B, C, von Herrn v. Zallinger.

Ich fürchte aber, daß mein Vorschlag, ein paar Gulden nicht zu scheuen, um endlich einmal zu einer passenden Verfassung zu gelangen, in den maßgebenden Kreisen keine Beachtung finden werde, und daß man es aus allerdings übel angebrachter Sparsamkeit vorziehen dürfte, mich einen idealen Schwärmer zu nennen.

Digitized by Google

Die schlechte alte gute Zeit. — Ein Nudelbrettschimmel. — Prinz Alois Liechtenstein als Judenfreund.

24. März 1889.

Wir erleben Alle, wenn wir nur einmal alt werden, eine gute alte Zeit, denn die schlechten Zeiten haben mit den schlechten Cigarren das gemein, daß sie besser werden, je abgelagerter sie sind. Wer von Allen, welche die Reaction nach dem Jahre 1848 mitgemacht haben und trotz des Fürsten Windischgrätz bis heute noch nicht begraben worden sind, hätte gedacht, daß auch diese Zeit einmal zur guten alten Zeit gehören würde, und daß man in so eifrigem Wettkampfe bestrebt sein werde, sie und ihre Grundsätze wieder zurückzuführen? Ja, die schöne, traurige Singweise fällt uns wieder ein:

Dumm sein, nit g'scheiter werd'n,
Das ist unser Los allhier auf Erd'n!

Wir hatten diesen Hymnus mit der edlen Entsagung, die er predigt, schon fast vergessen, denn der Dummheit erging es einige Jahre später sehr schlecht, sie erlitt Niederlage auf Niederlage, es traf sie ein Schlag nach dem andern, und sie war in ihrem Ansehen und ihrer Würde bedroht, wie nie vorher. Es war auch die allgemeine Stimmung gegen sie eine äußerst feindselige, und wir dachten, man würde sich nie

Digitized by Google

wieder mit ihr versöhnen. Wie hohl, wie abgewirthschaftet, wie wirklich dumm stand sie damals vor uns, die Dummheit, und jetzt geht es ihr wieder so wohl, sie strotzt von Gesundheit, sie sucht Protection nach und ertheilt sie, und reuig überträgt man der so lange Verkannten wieder die Vertretung der wichtigsten Interessen. Es ist jetzt ungemein verlockend für jeden Streber geworden, sich über die Aufklärung und den Fortschritt lustig zu machen, und wenn es wirklich eine Seelenwanderung gäbe und ich dann als Rhinoceros auf die Welt käme, würde ich auch ein Erzreactionär werden.

Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre, daß der Ruf nach Hebung der Intelligenz immer lauter wurde, und wenn auch Viele vor dieser gefährlichen Neuerung zurückschreckten, so waren sie doch durch die traurigen Schicksalsschläge, die uns getroffen hatten, so tief gebeugt, daß sie dachten: Wir Oesterreicher haben schon so viel Unglück erlebt, daß wir, in Gottesnamen, auch intelligent werden wollen, wenn es nicht anders geht. Während die Finanzgenies früher für einige überflüssige riesige Bauten, die ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche, Millionen aus der Erde zu stampfen gewußt hatten, um sie wieder in dieselbe hineinzustampfen, wurden jetzt in allen Ländern Schulen gebaut, welche die Finsterlinge arg beunruhigten, da sie, in allerdings übertriebener Furcht, besorgten, sie würden fortan nicht mehr den armen Gebirgsbewohner verhetzen können, der hinter dem Pfluge keuchte und dessen Gesichtskreis bei der fortwährenden Betrachtung des Hintertheiles seiner Ochsen ein ziemlich beschränkter war, und es werde ihnen

Digitized by Google

selbst nur mehr die Erziehung des Nachwuchses einiger verwelkter aristokratischer Geschlechter, an dem ohnehin nichts mehr zu verderben war, übrig bleiben.

Doch endlich, es mögen wohl zehn Jährchen her sein, kam wieder schöneres Wetter für diese Partei; sie hielt die Gelegenheit wieder für günstig, den Boden urbar zu machen, und Drachenzähne zu säen, und die Saat ging wirklich auf; aber siehe da, statt der geharnischten Männer sind nur Lumpaci-Vagabunduſſe dem Boden entstiegen. Nunmehr, da die Abneigung gegen die Intelligenz eine allgemeine ist, da man den Bierhauskämpfern der Unbildung zujubelt, die man nichtswürdig nennen könnte, wenn sie nicht im höchsten Grade abschiebungswürdig wären, fühlen sich die Feinde der neuen Schule, dieses Herdes der Bildungsseuche, nicht mehr so vereinsamt auf ihrer vornehmen Höhe und haben sich mit ihrem Plane der Vernichtung derselben im Abgeordnetenhause hervorgewagt. Schon ehe der Marschall Rückwärts der Partei, Prinz Liechtenstein, seine Rede für die confessionelle Schule hielt, ertönten in der clericalen Presse fortwährend Siegesfanfaren, wie in einem Circus, wenn der ehrwürdigste der Nudelbrett-Schimmel seinen Einzug hält. Ich beabsichtige hiermit nicht etwa eine beleidigende Parallele, der Prinz Liechtenstein sieht auch gar nicht ehrwürdig aus, vielmehr so lebenslustig, daß man immer, wenn er eine Mahnrede beginnt, glaubt, er würde seine Zuhörer warnen, ihre Blicke nicht zu sehr auf das Sinnliche zu richten, weil sonst ein nicht unbedeutender Theil des Corps de ballet seine Entlassung nehmen müßte. Er war früher Reiter-Officier, aber ich glaube,

Digitized by Google

es ist sehr übertrieben, wenn man besorgt, er könnte einmal in der Wehrdebatte plötzlich beantragen, das Cölibat bei der Cavallerie einzuführen. Leider ist der fromme Streiter, der sich schon so lange von der Cavallerie zurückgezogen hat, diesmal wieder aufgesessen, und zwar seinen clericalen Berathern, die ihn mit vollständig unrichtigen Daten für die Schlacht ausrüsteten, wie dies Hofrath Beer in seiner ausgezeichneten Rede schlagend nachwies.

Uebrigens zeichnete sich die nur in Folge der mangelnden Sachkenntniß des Prinzen mißlungene Rede durch ihre sorgfältige Form aus, sie war eine sehr elegant gekleidete Mißgeburt, ja, der Redner bediente sich einer so gewählten Sprache, daß er beispielsweise „kleiner Israelit" sagte, statt Judenbub, ein Opfer, das wir in unserer Zeit, in der man den Juden gegenüber auf eine so große Deutlichkeit des Ausdruckes bedacht ist, keineswegs gering anschlagen möchten. Er sprach von der liberalen Presse, und da sein ehemaliger Parteigenosse Hofrath Lienbacher über die Rohheit der clericalen Presse geklagt hatte, beschwerte er sich über die zügellose „Presse der Ungetauften". Aber auch hier müssen wir mehr der eleganten Umschreibung der sonst üblichen Bezeichnung, als der richtigen Bemerkung unsere Bewunderung zollen. Das Damoklesschwert des Preßgesetzes schwebt über Jedem, der sich zu einem Schreibtische setzt, und wer auch nur die Mittheilung, daß ein Tenor wie ein Hahn gekräht habe, einer Druckmaschine zur gefälligen Weiterverbreitung übergeben hat, fühlt sich bereits unbehaglich, weil er sich vielleicht schon auf der

Digitized by Google

schiefen Ebene befindet, von der man auf die Anklagebank rollt. Eine rühmenswerthe Ausnahme machen nur die Juden, die man ganz ungestraft beschimpfen und verleumden darf, und wenn die liberale Presse den weisen Grundsatz der doppelten Buchhaltung: Schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen Juden, befolgen will, dann nennt man sie zügellos.

Digitized by Google

Pöbelexcesse, eine Folge der modernen Schule. — Strategische Erinnerungen. — Leoparden und Nubier, Cardinal Vannutelli und andere Gäste aus der Fremde.

28. April 1889.

Es ist nicht meine Aufgabe, unsere hohe Regierung mit Kassandra-Rufen zu belästigen, obwohl, wie die Erfahrung zeigt, kein Mangel an traurigen Folgen fühlbar ist, vor denen man mit nur einiger Liebe zur Sache unsere Regierung warnen könnte. Der Strike der Tramwaykutscher, der am Ostersonntage ausgebrochen war, ist ja glücklich beendet, und diese geplagtesten unter allen Arbeitern der Großstadt sind nun, nachdem sie es durchgesetzt haben, sich künftighin blos zwölf statt sechzehn Stunden wie bisher rackern zu müssen, wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt. Leider hat diese Einstellung der Arbeit dem Pöbel Anlaß zu Excessen gegeben, die einen traurigen Beweis für den wirthschaftlichen Niedergang unserer Stadt bilden und die, wenn auch augenblicklich unterdrückt, mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllen müssen. Dieser Pöbel ist, wie die clericale Presse sehr scharfsinnig bemerkt, aus der modernen Schule hervorgegangen, so daß diese für ihn verantwortlich erscheint, und es läßt sich nicht leugnen: würde er nicht lesen gelernt haben, so hätte er durch die Hetzpresse der „ver-

Digitized by Google

einigten Christen" auch niemals zu Ausschreitungen aufgereizt werden können.

Ich habe neulich an die Leistungen unserer alten Schule, nach der sich unsere Frommen wieder zurücksehnen, gedacht, als ich die Jahresausstellung im Künstlerhause besuchte. Ich wollte eben einen der Säle, unter dessen Gemälden mich namentlich die köstlichen Bilder aus Egypten von Leopold Müller lange gefesselt hatten, verlassen, als mein Blick auf ein kleines Bild Friedländer's fiel, eines Malers, der in dem eintönigen Leben der braven Invaliden immer wieder Stoff für seinen Pinsel zu finden weiß und auch diesmal in den Jungbrunnen des Invalidenhauses gestiegen ist. Zwei Invaliden sind in die Besichtigung einer Landkarte vertieft, und mit wehmüthigem Stolze erinnern sich die beiden Tapferen an alle die Schlachten, in denen sie gekämpft und geblutet haben, bis sie endlich durch eine anonyme Kugel in das Invalidenhaus befördert wurden. Aber die beiden Invaliden auf dem Bilde, das der Künstler „Strategische Erinnerungen" genannt hat, erregten nicht in so hohem Grade mein Interesse, wie die noch weit invalidere Karte, auf der sie sich wohl nicht zurechtzufinden vermögen. Denn die Karten, aus denen man in der guten alten Zeit Geographie lernte, waren ganz unbrauchbar, und auf jenen, die unserem Generalstabe im Jahre 1866 zu Gebote standen, war, wie man sich vielleicht noch erinnert, Alles zu finden, nur nicht der Kriegsschauplatz.

Da, wo der Kartenkünstler eine stimmungsvolle Landschaft dem entzückten Beschauer bot, waren in der

Digitized by Google

Wirklichkeit bereits prosaische Dächer und Rauchfänge, wo sich Sümpfe befinden sollten, aus welchen die melancholischen Symphonien der Unken ertönten, gab es bebaute Felder, die der Landmann urbar gemacht hatte, und wo Lämmlein im Grase hüpfen und geschwätzige Quellen murmeln sollten, fand man Steuerbeamte, die auf vorüberfahrende Wagen hüpften, und frisch angestochene Bierfässer. Welche Verlegenheiten aber durch eine solche unrichtige topographische Karte entstehen könnten, ist klar, und wie fatal es war, wenn man beispielsweise den Feind in einen Sumpf zu jagen vermeinte und ihn anstatt dessen in ein Wirthshaus sprengte, oder wenn man in einen Wald vorzudringen glaubte und mit dem Rufe: Der Sieg ist unser! auf eine Pfarrersköchin stieß, braucht wohl dem phantasievollen Leser nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Doch ich will nicht länger bei den traurigen strategischen Erinnerungen, die das Bild Friedländer's in mir wieder wachrief, verweilen, sondern lieber der erfreulichen Ereignisse der Gegenwart gedenken. Die beiden Leoparden, die ein Mandat für die Menagerie in Schönbrunn erlangt haben und sowohl von dieser als auch von dem anderen P. T. Publicum, das nicht alle Tage Fleisch zu essen bekommt, sehnlichst erwartet wurden, sind endlich an ihrem hohen Bestimmungsorte angelangt, so daß die Sonntags-Ausflügler bereits in der Lage sind, zu denselben in die erwünschten intimeren Beziehungen zu treten. Von anderen hervorragenden Gästen, die in Wien eintrafen, sind noch zu erwähnen: die Mitglieder einer Wüsten-Karawane, ein Vambutti-Zwerg

Digitized by Google

aus Central-Afrika und der berühmte Diplomat des Vaticans, Cardinal Serafino Vannutelli. Dieser, wegen des großen Unheils, das er in Belgien stiftete, von den Clericalen so geschätzte Staatsmann hat leider an dem heutigen Tage unsere Stadt wieder verlassen. Er war bedauerlicherweise nicht, wie die anderen erwähnten Gäste, während seines Aufenthaltes für Geld zu sehen, obwohl es keinem Zweifel unterliegen dürfte, daß dieser schlaue Diplomat in Original-Verpackung und bei einem nicht übertriebenen Eintrittspreise ebenfalls auf einen großen Kreis theilnehmender Zuschauer hätte rechnen können.

Unser geschätzter Gast hat bekanntlich schon vor Jahren den einflußreichen Posten eines päpstlichen Nuntius in Wien bekleidet, und wenn er die Hauptstadt Oesterreichs neuerdings mit seinem Besuche beehrte, so dürfte daran nicht so sehr die Sehnsucht Schuld getragen haben, sich wieder einmal an dem Genusse unseres auf dem Festlande noch immer unübertroffen dastehenden Milchrahmstrudels zu erquicken, als im Gegentheile der Wunsch, die etwas zutäppischen Vorkämpfer der confessionellen Schule für die bevorstehenden Kampfesstrapazen mit geistigem Proviante auszurüsten. In Belgien wurde ein hoher geistlicher Würdenträger, der die Wühlereien Vannutelli's in diesem Lande unbarmherzig enthüllt hatte, von den Psychiatrikern des Vaticans sofort als verrückt erkannt, so daß wir nur schwer die Angst zu unterdrücken vermögen, es könnte sich vielleicht in Folge der längeren Anwesenheit Sr. Eminenz die traurige Nothwendigkeit ergeben, auch einige unserer

Digitized by Google

ohnehin so aufgeregten Schwarzen schleunigst auf das Beobachtungszimmer zu schaffen. Es wäre ja übrigens gar kein Wunder, wenn der gesunde Menschenverstand, da ihm von den clericalen Schulstürmern der Krieg erklärt wurde, zu Repressalien seine Zuflucht nähme und auch seinerseits die Clericalen im Stiche ließe.

Digitized by Google

Die Dummheit strikt. — Der Zeitungsstempel als Titelvignette. — Die subjective Objectivität des Confiscationsverfahrens.

12. Mai 1889.

O herrliche Frühlingszeit! Jedes Schwarzplattl, das in seinem Käfig vor den Fenstern trillert, ruft die Wanderlust in dem Städter wach, und es zieht ihn nach den schönen Seen Oberösterreichs oder nach der grünen Steiermark, vor deren Gastfreundlichkeit freilich, obwohl sie Prinz Liechtenstein im heurigen Winter so verführerisch zu schildern wußte, das Sterzbäuchlein, das der Bildhauer des Albrechtsbrunnens der steierischen Mur gegeben hat, auf das eindringlichste warnt.

Der freundliche Leser, der meinen Spaziergängen so lange theilnehmend gefolgt ist, weiß jedoch längst, daß er in diesen der Störung der Sonntagsruhe gewidmeten Spalten, ungeachtet der schönen Frühlingstage, die uns erquicken, keine schmeichelhaften Bemerkungen über unsere Zustände zu erwarten hat. Nur legt mir glücklicherweise mein Pessimismus nicht die kleinste Verpflichtung auf, schlechter Laune zu sein, zu der ich allerdings hinreichenden Grund hätte, wenn ich erwäge, daß die Dummheits-Raccolta lange nicht so ergiebig zu werden verspricht, wie ich gehofft hatte. Die zuverlässigsten öffentlichen Tröpfe, die Einen sonst nie im Stiche lassen,

Digitized by Google

luſtwandeln, verlockt durch das ſchöne Wetter, ſtatt die Tribüne zu beſteigen und abgeſchmacktes Zeug über die Gefährlichkeit der neuen Schule, der Aufklärung und Freiheit zu ſchwatzen, auf der Ringſtraße und im Prater und verſchweigen ihre ſchönſten dummen Gedanken, die ſo der Welt und dem zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreiber verloren gehen. Wenn ich daran denke, daß dieſe neueſten, mit Selbſtbewußſein wattirten öffentlichen Charaktere ſtriken und friſche Luft ſchöpfen, anſtatt der lieben Bornirtheit, die ihnen aus dem Geſichte ſchaut, beredten Ausdruck zu geben, dann berechne ich die ſchweren Verluſte, die ich in meinem feuilletoniſtiſchen Berufe erleide, und flehe: Herr, gib mir unſere tägliche Dummheit und führe den Mann nicht in Verſuchung, daß er ſpazieren geht, ſtatt ſich öffentlich zu blamiren.

Selbſt unſeren neuen Juſtizminiſter Grafen Schönborn ſcheint dieſe rührende Magerkeit der ihrem baldigen Ende entgegengehenden Saiſon weicher geſtimmt zu haben, denn er hat in einem Erlaſſe die Staatsanwälte gebeten, doch um des Himmels Willen nicht ſo viele Zeitungsartikel zu confisciren, wie bisher. Dieſe warme Theilnahme Sr. Excellenz für eine größere Freiheit der Meinungsäußerung iſt um ſo entſchuldbarer, wenn man bedenkt, daß man den Zeitungen ſchon lange durch deren höchſt ausgiebige Beſteuerung einen ehrenvollen Platz unter den unerſchöpflichen Hilfsquellen Oeſterreichs eingeräumt hat. Man beſteuert ſie als Brauereien der öffentlichen Meinung gleich anderen Bierbrauereien, hat ſie aber allerdings durch das Vorrecht, den doppelköpfigen Adler über dem erſten Leitartikel zu führen, financiell

Digitized by Google

ausgezeichnet, eine kleine Titelvignette, die offenbar eine sinnige allegorische Bedeutung haben und darauf hinweisen soll, daß dem Adlerauge der Finanzbehörde nichts Steuerbares entgeht. Mit Genugthuung konnte der Minister darauf hinweisen, daß seit der Hinausgabe des erwähnten Erlasses nur mehr hundertvierzig inländische Druckschriften confiscirt worden seien, also eine Zahl, die höchstens für die Zusammenstellung einer bescheidenen Handbibliothek ausreichen würde. Die Verfasser schlechter Stücke haben bekanntlich die Theorie aufgestellt, daß es leichter sei, über ein schlechtes Stück eine gute Kritik zu schreiben, als ein schlechtes Stück zu verfassen; vielleicht ist es ebenfalls leichter, schlechte Regierungen zu kritisiren, als schlecht zu regieren; aber darüber kann kein Zweifel sein, daß es noch leichter ist, einen guten Zeitungsartikel zu confisciren, als einen solchen zu schreiben. Und da der Artikel eines geistvollen Journalisten wirkungsvoller ist, als der eines talentlosen, und daher gefährlicher erschien, so traf die Confiscation bisher jene am häufigsten. Das objective Verfahren wirkte also manchmal geradezu wie eine Art Prohibitiv-System gegen den Geist zu Gunsten der Dummheit.

Der Abgeordnete Dr. Menger, einer der schlagfertigsten Redner unseres Parlaments, hat unter anderen Beispielen, die er gegen die Objectivität des objectiven Verfahrens vorbrachte, Stellen aus dem Artikel eines antisemitischen Blattes gegen die Juden und eines liberalen Blattes gegen einen feudalen Antisemitenführer vorgelesen. Der Artikel gegen die Juden, in welchem es von Redensarten, wie: stinkender Kerl, Schweinpelz, Mist,

Digitized by Google

orientalisches Jauchengift u. s. w. wimmelte, wurde nicht confiscirt, offenbar weil man annahm, daß durch den starken Ammoniakgehalt dieses Essays mehr die Nasen der Abonnenten des Antisemitenblattes gereizt würden, als die anderen unedleren Organe derselben. Der Artikel gegen den antisemitischen Feudalen dagegen, in welchem in der Sprache der Gebildeten darauf hingewiesen wurde, daß das Organ desselben früher mit der Vertheilung der Güter kokettirt habe, und da die Arbeiter diesen Versuch einer ehrbaren Annäherung zurückwiesen, den Antisemitismus für seine Zwecke auszunützen beginnt, wurde confiscirt. Aber das „Vaterland" hat ja in der That einige Zeit die social-demokratischen Bestrebungen mit mehreren Leitartikeln auf das großmüthigste unterstützt. Ich selbst wurde dadurch irregeführt, und ich kann dem Leser im Vertrauen mittheilen, daß ich mir bereits ein fürstliches Palais notirt hatte, und wenn es zur allgemeinen Theilung gekommen wäre, hätte sich der Bruder Durchlaucht die Hälfte meines Feuilletons nehmen können, während ich mich mit dem halben Palais vorläufig zufriedengestellt haben würde.

Dieser Artikel also wurde confiscirt, obwohl doch die Mächtigen nicht so sehr des Schutzes bedürfen wie die Schwachen, ein Privatmann überdies auch die Zeitung, die ihn angegriffen hat, klagen kann, und diese, wenn sie die Butter des Liberalismus auf dem Haupte hat, sich nicht der Sonne eines Preßprocesses aussetzen wird. Wenn heute Galilei sich vermessen würde, in eine Zeitung ein pikantes Feuilleton darüber zu schreiben, daß sich die Erde um die Sonne bewege, so würde der-

Digitized by Google

selbe bei den humanen Anschauungen unserer Justiz nicht mehr gezwungen werden, diese freche Behauptung abzuschwören. Dagegen aber brauchte etwa unser höchster geistlicher Würdenträger dem Journal nur mit einem Preßprocesse zu drohen und könnte so die Redaction desselben zwingen, zu erklären, daß sie mit dem Artikel ihres geschätzten Mitarbeiters Galilei eine Beleidigung gegen den alttestamentarischen Generalstabs-Chef Josua, der die Bewegung der Sonne mit seiner Officiersparole verbürgt, nicht beabsichtigt habe.

Ich habe, dem Himmel sei Dank, nicht die gefährliche Aufgabe, in den mir zugewiesenen Spalten astronomische Wahrheiten zu verfechten, und ich hoffe daher, daß ich auch fernerhin wegen des gestirnten Himmels keine Fatalitäten mit der irdischen Gerechtigkeit haben werde.

Digitized by Google

Maibitze und Gleichheit der badenden Menschen. — Lasten der Vielweiberei.

26. Mai 1889.

Der Reichsrath ist bis zum October vertagt, und es herrscht wieder classische Ruhe in dem griechischen Parlaments-Tempel, über den wir uns so oft blau gelacht haben. Er schwimmt jetzt im schwarzen Meere der Vergessenheit — der Antisemiten-Hetman aus der Wasserpolakei,*) der fortwährend von einer so unglaublichen Wuth beseelt war, als wenn er sich vorher mit gegohrener Stutenmilch, dem berauschenden Lethegetränke der Kalmücken, gelabt hätte. Ich fürchte nur, die antisemitischen Furiosos werden nicht mit demselben großen Appetit ihr Mittagmal einnehmen, wie bisher, da sie auf die energischen Armbewegungen verzichten müssen, die uns immer in angenehmster Weise an die Schweizer Schwingfeste erinnerten. Uebrigens haben auch die Clericalen gehörig aus den Nüstern geschnaubt, und ich denke noch mit Hochgenuß an den Linzer Abgeordneten Dr. Ebenhoch zurück, der seinen unbändigen Zorn gegen den armen Hofrath Lienbacher sprühen ließ, als wenn der Abgeordnete der Salzburger Landgemeinden die Spielhahn-

*) Vergani, Herausgeber eines antisemitischen Blattes, deshalb so genannt, weil er aus Galizien stammen soll.

Digitized by Google

feder in herausfordernder Weise aufgesteckt getragen hätte.

Nur in den Zeitungen dieser edlen verbrüderten Parteien grollt noch das colossalste Geschimpfe nach, aber die Hitze macht Einen ohnehin schon so dumm, daß man nicht erst ein antisemitisches Blatt zu diesem Behufe zu lesen braucht. Auch der prosaischeste Wiener sehnt sich bei den gegenwärtigen Temperatur-Verhältnissen nach der Idylle einer kleinen Hütte, um dort in den Naturzustand zurückzukehren, alle Lasten abzuschütteln und nur die süße kleine Last der Schwimmhose auf sich zu laden. Mag immerhin der Dr. Kronawetter im Parlamente und in Volksversammlungen mannhaft für die Principien der großen französischen Revolution eintreten. Das Ideal der allgemeinen socialen Gleichheit wird doch nur in der Schwimmanstalt auf nassem Wege erreicht, denn in das Wasser kann man nur den Schlüssel zur Cabine mitnehmen, aber kein Anstellungs-Decret, keinen Säbel, keine Nordbahn-Prioritäten und keine Orden. Doch erzählt man sich von einem Künstler, der unlängst von dem Beherrscher eines kleinen deutschen Staates eine Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt, daß er diese auch ins Bad mitnimmt, indem er sie an das Band der Schwimmhose knüpft und sich dabei auf einen Paragraph der Statuten beruft, nach welchem jene Medaille auch an dem „Bande" getragen werden könne.

Freilich den Beduinen der libyschen Wüste erscheint Wien noch als eine äußerst kühle Sommerfrische, und sie haben daher jene mit Kind und Kegel verlassen und ihre Villeggiatur in der Prater-Rotunde, in der sonst nur

Digitized by Google

die egyptische Finsterniß ausgestellt zu sein pflegt, bezogen. Auch dem Schah von Persien ist es zu Hause zu schwül geworden, und er hat sich vorläufig nach Petersburg begeben, um späterhin Wien mit seinem Besuche zu beehren. Man hat den Persern, die etwas verstimmt gegen Rußland waren, im Winterpalais ein üppiges Galadiner gegeben, um eine Wiederaussöhnung anzubahnen; aber die Perser sind ohnehin außerordentlich sanft und fressen aus der Hand, ohne sich eines Eßbesteckes zu bedienen. Wie man weiß, beschäftigt sich „der König der Könige" in seinen Mußestunden mit der Vielweiberei, und um mit dem Abschied von seinen zahlreichen Gemalinnen bis zum Monat Mai fertig zu werden, mußte mit den letzten Abschiedsküssen schon einige Wochen vor dem Tage der Abreise begonnen werden, und auch da sollen noch immer zweihundert Küsse auf den Tag, die Sonn- und Feiertage mitgerechnet, gekommen sein. Wenn schon ein gewöhnlicher Fürst so unglücklich ist, von seiner Gemalin Abschied nehmen zu müssen, so ist dies ein ergreifendes Schauspiel; wenn aber ein Regent, der polygamische Verpflichtungen auf sich genommen hat, von Tausenden von Frauen scheidet und jeder auch nur eine Thräne im Auge zittert, so nimmt die Rührung colossale Verhältnisse an. Welch bewundernswerthes Gedächtniß muß der Schah besitzen, wenn er sich in der Fremde an alle die geliebten Frauen in der Heimat erinnern soll, und er muß vielleicht ein viereinhalbpercentiges unconvertirbares Anlehen aufnehmen, wenn er jeder auch nur ein kleines Geschenk als Andenken von der Reise mitbringen will.

Digitized by Google

Die armen Haremswächter aber, die während der Abwesenheit des Schah verdoppelte Thätigkeit und Aufmerksamkeit an den Tag legen müssen, um ihren Aufseherpflichten zu genügen, dürften, um immer au fait zu sein, zum Behufe der Ueberwachung der Odalisken ein Fernrohr zu verwenden genöthigt sein, damit nicht etwa, während sie die Treue des ersten Hundert inspiciren, im letzten Hundert Unzukömmlichkeiten sich ereignen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erschiene es allerdings praktischer, wenn der Schah nach dem Beispiele anderer Herrscher, die ihre Schätze in Sicherheit bringen wollen, seine Gemalinnen während der Abwesenheit der Englischen Bank zur Aufbewahrung übergäbe.

Durch seine häuslichen Verhältnisse scheint aber der Schah namentlich dem weiblichen Geschlechte Europa's in hohem Grade interessant, und wie man hört, folgen ihm auf seinen einsamen Spaziergängen in Petersburg in der Regel einige ältere Damen, obwohl dieselben, da der asiatische Despot Brillen zu tragen gezwungen ist, Gefahr laufen, ein Opfer seiner Kurzsichtigkeit zu werden.

Digitized by Google

Aus Ischl.

18. August 1889.

Denken Sie sich das Unglück, ich bin schon wieder in Ischl! Da ich gedacht hatte, es würde das Beste sein, ein so tollkühnes Unternehmen vorher in Linz zu überschlafen, übernachtete ich daselbst, und erst am nächsten Morgen, nachdem ich noch vorher die Buß-übung eines Frühstücks vorgenommen hatte, näherte ich mich mit einem Bummelzuge allmälig dem eleganten Soolen-Gomorrha. Und sie bewegt sich doch! Ich denke hiebei natürlich nicht, wie Galiläi, an die irdische Jammerkugel, von welcher dies in unserer Zeit schon allen Schulknaben, mit Ausnahme der für das clericale „Linzer Volksblatt" schreibenden, bekannt ist, sondern an die Eisenbahn, von der es, wenn man nach der geringen Anzahl der Passagiere urtheilen darf, noch den Meisten ein Geheimniß sein dürfte. Außer mir befand sich nur noch ein Herr im Wagen, der, so wie ich, in Linz ein-gestiegen war und, seinem würdigen Aussehen nach zu schließen, fünfzehnhundert Gulden Gehalt und drei-hundert Gulden Quartiergeld zu beziehen schien. Er fragte mich, woher ich komme, wohin ich gehe, und was der Zweck meiner Reise sei, und da ich diese Fragen zu seiner Befriedigung beantwortete, zog er die

Digitized by Google

Stiefel aus, stellte sie furchtlos neben mich hin und schlief, nachdem er mir diesen ehrenden Beweis seines Vertrauens gegeben hatte, ruhig ein.

Der Pulsschlag der Saison war noch nicht fieberhaft erregt, als ich in Ischl anlangte, und die Leute in Lodenrock und Kniehosen boten einem noch nicht, wie in der späteren Rosenzeit, ein kleines Schlüßchen in Alpinen Montan-Actien auf der Esplanade an. Die meisten Anwesenden gehörten den geschätzten Nachbarstaaten im Osten unserer Monarchie an, sie waren jedoch offenbar äußerst sanfte Menschen, da sie, wie ich mich wiederholt beim Mittagessen überzeugte, aus der Hand fraßen. Im Café Walter, in dem es, wenn die Hochfluth der Saison zu rauschen beginnt, während der Frühstückszeit so stürmisch zugeht, herrschten noch Ruhe, Ordnung und Sicherheit, und man bekam sogar das Abendblatt der „Neuen Freien Presse", während man später selbst auf die „Wiener Zeitung" warten mußte; denn als ich diese neulich verlangte, um in dem officiellen Blatte nachzusehen, ob Dienstag oder Mittwoch sei, kam der Kellner, nachdem er sie eine zeitlang vergebens gesucht hatte, ganz bestürzt zurück und rief: „Mir scheint gar, sie ist in der Hand!"

Aber bald traf die erste Schwalbe der hohen Saison ein, ein riesig dicker, jovialer Baron, eine wahrhaft elephantastische Erscheinung, mit einem majestätischen Kinn, das aus einem Mezzanin und drei Stockwerken bestand. Nicht ohne Rührung denke ich daran, daß es bald zwanzig Jahre her sein werden, als diese schwellenden Formen zuerst meine Bewunderung erregten, und daß

Digitized by Google

es mir vergönnt war, alle Stadien ihrer Entwicklung bis in die Gegenwart zu verfolgen. Ach Gott, welche große Veränderungen sind seit damals in der Welt vorgegangen! Die Fleischpreise sind gestiegen, und man darf dem Himmel danken, wenn man es noch erschwingen kann, einen ganzen Kalbsschlägel oder Schinken zu frühstücken; das Brot ist so klein geworden, daß man es gar nicht spürt, wenn man zehn bis zwölf Semmeln verzehrt; seitdem eigene Seminarien für künstliche Fischzucht errichtet wurden, in denen man die Forellen leider, statt sie zu gediegenen Charaktern zu erziehen, zur frühzeitigen Vergeudung ihrer Kräfte verleitet, haben diese viel von dem früheren Aroma ihres Fleisches eingebüßt, und man muß oft drei bis vier große Portionen essen, um nur auf den Geschmack zu kommen, und was endlich die Dampfnudeln betrifft, so ist derjenige, dem noch vor zwei Decennien anderthalb Dutzend dieser niedlichen Wunderwerke des Dampfes genügten, bei der zunehmenden Neigung der modernen Küche, mehr die Sinne zu blenden, als dauerhafte Wirkungen zu erzielen, gezwungen, durch eine Verdopplung dieser Zahl der Unsolidität der Kochkunst ein Paroli zu biegen.

Es ist beruhigend zu sehen, wie der beleibte Baron allen diesen gesteigerten Anforderungen der Zeit gerecht zu werden sucht, und so oft ich ihn in dem vortrefflichen „Hotel Elisabeth" die Herkulesarbeit des Mittagessens verrichten sah, fragte ich mich, ob es der Menschheit nicht mehr gefrommt hätte, wenn die riesigen Fortschritte, die wir in der Erzeugung schnellfeuernder Gewehre gemacht haben, auf dem Gebiete der Fabrikation von

Digitized by Google

Messern und Gabeln erzielt worden wären; denn wir würden sonst vielleicht schon heute in der Lage sein, zur Beschämung unserer Feinde sieben Brathühner in der Minute zerlegen zu können, während nach der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer Tischmesser selbst der geübteste Esser das zehnfache Zeitopfer zu bringen genöthigt ist, um den hartnäckigen Widerstand eines halben Brathuhnes zu brechen. Der edle Baron pflegt schon seit geraumer Zeit nur mehr vierspännig zu fahren, während früher zwei Pferde edler Race für seine Weiterbeförderung ausreichten, und wenn sein phänomenaler Appetit ihm, wie wir hoffen, erhalten bleibt, dann sehen wir wohl nicht zu rosig, wenn wir prophezeien, daß er bald mit einem Sechsgespann durch die Straßen Ischl's fahren werde.

Immer größer wurde die Zahl der Sommergäste, und endlich begannen auf der Esplanade jene Idealgestalten aufzutauchen, für welche die Denker der Wiener Ringstraße die metaphorische Bezeichnung „Gigerln" erfunden haben. Sowie man Calais die Ville des Adieux genannt hat, so könnte man diese Esplanade die Allee des Wiedersehens nennen, da man hier alle Jene wiederzufinden pflegt, denen man zu Hause auf das sorgfältigste ausgewichen ist. Dieser Spazierweg ist während der Mittagszeit, wenn die Curcapelle spielt, gedrängt voll von Besuchern, die ihre Sisyphus-Promenade machen, und es wäre dann an heißen Tagen zum Ersticken, wenn nicht die Bewohner der angrenzenden Villen mitleidig ihre Fenster öffnen würden, um die Esplanade ein bischen auszulüften.

Digitized by Google

So besucht aber auch Ischl ist, so soll es doch, wie die Eingebornen seufzen, viel von seiner früheren Vornehmheit eingebüßt haben, und man hat auf den Besuch der höheren Stände schon so sehr verzichtet, daß man sogar anfängt, dem Fortschritte zu huldigen, und beispielsweise vor einiger Zeit die Oertel'sche Terraincur einführte. Diese ist jedoch wieder in Verfall gerathen, denn die verschmitzten Fremden schützten, nach der Behauptung der Gastwirthe nur vor, die Oertel'sche Entfettungscur zu gebrauchen, um im Hotel weniger zu verzehren. Ebenso unzufrieden waren die Photographen, da die meisten Gäste es als eine überflüssige Ausgabe betrachteten, den mageren Rest, den die Hoteliers und die Oertel-Cur von ihnen übrig ließen, überhaupt noch photographiren zu lassen. Den größten Pessimismus freilich in der Auffassung der Zeitverhältnisse legen Kellner, Kutscher und wer sonst noch auf eine größere Trinkgeldhaltigkeit der Gäste angewiesen ist, an den Tag, denn sie klagen über ein immer tieferes Versinken der badenden Menschheit in die Schmutzerei. Diese fortwährenden Schmerzensschreie über die zunehmende Verwilderung des einst so eleganten Modebades haben endlich den berühmten Afrika-Reisenden Dr. Holub im Vorjahre veranlaßt, in das Innere von Ischl vorzudringen. Allein er entdeckte nur mehrere „Elephanten", die von furchtsamen Liebespaaren auf ihren Spaziergängen mitgenommen wurden, einige wilde Ehen und eine größere Anzahl weiblicher Mumien, eine Bezeichnung, die mir die Galanterie verbieten würde, zu gebrauchen, wenn mir nicht ein so hoher Grad der Austrocknung bei dem fortwährenden

Digitized by Google

Regenwetter in Ischl als ein ganz besonderer Vorzug erschiene. Der kühne Forscher glaubte schon einen neuen Triumph der Wissenschaft verzeichnen zu können, und den Ursprung einer neuen warmen Mineralquelle entdeckt zu haben, aber es war nur das bereits länger laufende Ischler Bier.

Bei all diesem Jammer darf man nicht vergessen, daß die Ischler ein sehr verwöhntes Völkchen sind. Man findet nämlich noch immer eine Menge von Berufs-Millionären, denen man es übrigens nachrühmen muß, daß sie durchaus keine Protzen sind und vom Gelde nichts halten als Maitressen, Pferde und Logen. Auch sieht man eine Menge eleganter weiblicher Toiletten, die bestrebt sind, die üppigsten Geheimnisse zu verrathen, deren Denunciationen jedoch nicht immer Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben können. Es ist ferner durchaus kein Mangel fühlbar an Excellenzen, Hofräthen und anderen zur Cur hier weilenden höheren rheumatischen Diätenclassen. Die größte Anziehungskraft aber scheint Ischl in diesem Jahre auf Musiker ausgeübt zu haben. Derjenige allerdings, der weiß, wie schnell sich in dem hiesigen Alpengebiete ein Concert zusammenballt, betrachtet nicht ohne eine gewisse Scheu alle diese Pianisten mit ihren gefährlichen Anschlägen und selbst die Cellisten mit ihren unheilschwangeren Knieen. Es finden auch wirklich im Cursaale stets Concerte statt, und zwar im großartigsten Stile mit hohen Eintrittspreisen, Verzögerung des Beginnes um mindestens eine halbe Stunde, ja manchmal sogar gänzlichem Unterbleiben desselben wegen plötzlicher Verhinderung der Concertgeberin. Damit des Sinnesrausches kein Ende sei, werden

Digitized by Google

bei diesen Concerten hin und wieder Gedichte declamirt, die jedoch nicht Allen vernehmbar sind, da die meisten Zuhörer schon vorher weggegangen zu sein pflegen. Ich habe mehrere dieser Ohrenschmäuse bei schlechtem Wetter genossen und dabei mit wehmüthiger Aufmerksamkeit dem leisen Plätschern des Landregens gelauscht. Unter solchen Umständen ist der große Zuspruch erklärlich, welcher der Clavier-Leih- und leider auch Versuchsanstalt, die sich an dem Anfange der Esplanade befindet, zu Theil wird. Doch herrscht trotz des massenhaften Andranges von männlichen und weiblichen Clavierfrevlern eine musterhafte Ordnung vor derselben, denn hier wird, um uns der Sprache der Fahrordnungen zu bedienen, rechts gespielt und links ausgewichen.

Geht man gegen 2 Uhr Nachmittags in das Café Walter, so sieht man an einem Tische im Freien, Kaffee trinkend und Cigaretten rauchend, einen sehr kräftigen untersetzten Fünfziger mit blondem Haar, die hochgerötheten Wangen von einem grauen Barte eingerahmt, und mit blitzenden blauen Augen, denen man es ansieht, daß in der geistigen Werkstätte dieses Mannes fortwährend gehämmert und geschmiedet und niemals gefeiert wird. In seiner Brust toben manchmal vielleicht wilde Stürme, aber an der Oberfläche sieht man nichts als ein sich ewig gleichbleibendes Jäger'sches Normalhemd. Es ist Johannes Brahms, der früher nur hin und wieder in jüdischen Kreisen verkehrte, sich aber diesmal entschlossen hat, einen Sommer ausschließlich in Ischl zuzubringen. Er ist in größerer Gesellschaft sehr wortkarg und brummt nur zeitweilig eine ironische Bemerkung;

Digitized by Google

im intimen Kreise aber nimmt er lebhaft an der Unterhaltung Theil, und da er Humor und Witz liebt, erzählt und hört er gerne namentlich jene prächtigen Anekdoten, in denen die Juden ihre eigenen Schwächen so treffend persifliren, die sie aber jetzt leider, um dem sterilen Antisemitismus die schärfsten Waffen gegen sie nicht selbst zu liefern, nicht mehr in Umlauf setzen. Vielleicht wird noch Brahms selber nächstens der Held einer jüdischen Anekdote, denn in einem Anfalle guter Laune ließ er sich neulich überreden, die Zielscheibe einer allgemeinen „Pfefferkugel" zu werden, nämlich an einer Expedition Wißbegieriger in die hiesige Garküche von David Sonnenschein theilzunehmen, um die sabbathlichen Leckerbissen der jüdischen Kochkunst, wie Pfefferkugel, Schalet und Schalet-Eier kennen zu lernen. Brahms liebt überhaupt die exotische Küche, er ist beispielsweise ein leidenschaftlicher Verehrer von Gulyas und ähnlichen stark gewürzten ungarischen Nationalgerichten, und da er aus Dankbarkeit gegen das Vaterland des Paprika die prächtigen „Ungarischen Tänze" componirt hat, erwartet man jetzt von ihm einen Schalet-Eier-Tanz oder im Gegensatz zur Mondschein-Sonate Beethovens eine Sonnenschein-Sonate.

Doch ich bin schon zu Ende und habe noch nichts von den vielen schönen Mädchen erzählt, die man hier sieht. Ach, man hütet sich, ihnen den Hof zu machen, denn die Anwesenheit eines geschworenen Sensals aus Wien mahnt den leichtlebigen Genußmenschen an die Heiligkeit eingegangener Verpflichtungen!

Digitized by Google

Die angegriffene Gesundheit des Baron Kraus.

29. September 1889.

Als ich vor einigen Tagen nach längerer Abwesenheit in meine Vaterstadt zurückkehrte, fragte ich, neugierig nach der Stimmung des Volkes bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, den mir bekannten Fiaker, der mich vom Westbahnhofe in die Stadt fuhr, was er von unseren Zuständen halte, und ich war nicht wenig überrascht, als er mir diese mit den Worten charakterisirte: Der Wind weht halt jetzt von der Czaslauer Seite. Ich weiß nicht, war ich durch diese schlichte Hinweisung auf die czaslauische Windströmung ein bischen voreingenommen, daß es mir schien, als wenn Wien seit meiner Entfernung böhmischer geworden wäre, oder war es wirklich so? Nie waren mir so viel czechische Namen auf den Firmatafeln der Verkaufsläden aufgefallen, nie glaubte ich so häufig und energisch Böhmisch sprechen gehört, nie so viele Ziska-Gesichter gesehen zu haben. Mir fiel das Wort eines österreichischen Generals ein, mit welchem dieser gelegentlich einer Ansprache, die er als Gouverneur von Ungarn während der Bach'schen Regierung an den Beamtenkörper hielt, die damaligen ungarischen Zustände so treffend charakterisirte. Als er nämlich einen Beamten bemerkte, welcher der in unga-

Digitized by Google

rischer Sprache gehaltenen Rede zwar aufmerksam, aber mit äußerst verlegenen Mienen folgte, fragte er diesen in deutscher Sprache: „Sprechen Sie nicht Ungarisch?“ — „Nein, Excellenz“, antwortete der Angesprochene. — „Ah, dann sprechen Sie Böhmisch,“ bemerkte, freundlich mit dem Kopfe nickend, der General. — „Nein, Excellenz,“ erwiederte niedergeschlagen der Beamte. — „Wie ist das möglich,“ rief der General, „daß Sie acht Jahre in Ungarn Beamter sind und nicht Böhmisch sprechen!“ Vielleicht kommt noch die Zeit, dachte ich, wo ein Wiener gefragt werden wird: Was, Sie wollen ein geborener Wiener sein und sprechen nicht Böhmisch?

Sind ja doch bei den letzten Wahlen in Wien für den niederösterreichischen Landtag auch einige Stimmen auf Dr. Gregr, den feurigen Führer der Jungczechen, entfallen. Dagegen befinden sich im böhmischen Landtage noch immer keine Deutschen, wodurch freilich nicht die Beschlußfähigkeit desselben gehindert wird, so daß, Gott sei Dank, die Deutschen Böhmens wenigstens in contumaciam regiert werden können. Das Selbstbewußtsein der Czechen hat seit dem Siege der nationalen Fanatiker in hohem Grade zugenommen, und es wird der Regierung nicht mehr so leicht wie bisher gelingen, den czechischen Staatsrechtshausirern in Conferenz-Beseden die Bewilligung zum Fortbestande der österreichischen Monarchie abzuschmeicheln. Wer weiß, ob nicht auch ein vom Hradschin herunterwiehernder Krönungsschimmel in den sibyllinischen Büchern Oesterreichs verzeichnet steht oder gar die Einverleibung Mährens und Schlesiens in den melancholischen böhmischen Staatsverband.

Digitized by Google

Man glaubte anfangs, auch die Abberufung des Statthalters von Böhmen, Baron Kraus, sei eine Wirkung der Wahlerfolge der Jungczechen, aber bald erfuhr man, daß nicht politische, sondern hygienische Rücksichten die Berufung eines neuen, gesünderen Statthalters nothwendig gemacht hatten. Das amtliche Organ nannte wohl, um seine Leser nicht zu erschrecken, die Krankheit des Baron Kraus nicht bei ihrem Namen, und sprach im schonenden leibärztlichen Bulletinstile nur von „Gesundheitsrücksichten", aus welchen die Enthebung erfolgt sei. Aber kein wahrhaft furchtsamer Oesterreicher konnte sich durch diese zärtliche Ausdrucksweise beruhigen lassen, da ja, wenn es sich blos um einen Schnupfen des Statthalters gehandelt hätte, daraus nicht die Nothwendigkeit gefolgt wäre, ihn gleich mit den Tröstungen des Großkreuzes des Leopolds-Ordens zu versehen und in den ewigen Ruhestand zu versetzen. Man pflegt sich zwar sonst sehr gerne, in Ermanglung anderer Ausreden, auf die constitutionellen Einrichtungen der Engländer zu berufen; ich glaube aber, ohne deßhalb als ein genauer Kenner der letzteren gelten zu wollen, daß eine leichte Kolik in dem doch sonst so perfiden Albion nicht zu den Gründen gehört, welche die Enthebung von einem Statthalterposten veranlassen, es müßte denn jene bedauerliche Störung der Unterleibs-Functionen nicht in Folge eines zu reichlichen Frühstückes, sondern einer parlamentarischen Niederlage der Regierung eingetreten sein.

Nur böse Zungen, die Jedem gerne das Unangenehmste nachsagen, behaupten, Baron Kraus sei vollkommen gesund. Seinem kräftigen Appetit nach wäre er

Digitized by Google

noch zwanzig Jahre in der traurigen Lage, Statthalter in Böhmen bleiben zu können, und sein gesunder Schlaf vermöge sich mit dem der ausdauerndsten österreichischen Bureaukraten zu messen.

Wenn man in unserem geschätzten osmanischen Nachbarreiche auf die ferneren Dienste eines Veziers verzichten zu können glaubt, so schickt man ihm zu einer Stunde, in der derselbe am sichersten zu Hause zu treffen ist, eine vertrauenswürdige Persönlichkeit, die ihm, nachdem die ersten Höflichkeits-Bezeigungen ausgetauscht worden sind, eine seidene Schnur überreicht und ihn ersucht, von derselben denjenigen Gebrauch zu machen, welcher ihm unter den obwaltenden Verhältnissen der entsprechendste erscheine. Will der Vezier das Vertrauen seines Gebieters nicht vollständig verscherzen, so begibt er sich ins Nebenzimmer und erdrosselt sich daselbst. Wenn dann am andern Tage die Völker der Türkei ahnungslos zum Frühstückskaffee ihren Tschibuk rauchen und die Morgenblätter zur Hand nehmen, so finden sie unter den Personal-Nachrichten die Mittheilung:

„Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, hat sich der Vezier Abdul Hamid gestern zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, nachdem er noch vorher ein Pilaw mit Paradiesapfel-Sauce zu sich genommen hatte, aus Lebensüberdruß erdrosselt."

Selbst die Feinde der Türkei werden nach dem Angeführten zugeben müssen, daß die türkischen Staatsmänner nicht ganz Unrecht haben, wenn sie behaupten, sie opferten dem Staatswohle ihre Gesundheit. Ich beabsichtige aber durchaus nicht, unsere Zustände etwa mit

Digitized by Google

den türkischen vergleichen zu wollen. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, wie schmerzlos, Dank unserer hohen Cultur, ein Wechsel in den höchsten Beamtenposten in den österreichischen Staaten vor sich geht, indem man den überflüssig gewordenen Staatswürdenträger nicht umbringt, sondern ihn nur krank macht und ihm die Bewilligung ertheilt, sich selbst für einen Patienten auszugeben. Verlangt also das Wohl des Staates bei uns, daß ein Minister oder Statthalter einem Nachfolger Platz mache, so erhält er in seinem Bureau ebenfalls den Besuch eines in dieses Geheimniß eingeweihten Staatsmannes.

„Wie befinden sich Eure Excellenz?" fragt der Besuchende.

„Ich danke für die gütige Nachfrage," erwidert die Excellenz, „vortrefflicher als je."

„Das ist auffallend, Eure Excellenz sehen so abgespannt aus."

„Warum nicht gar? Ich habe erst vor einer Stunde hier so fest geschlafen, daß mich ein Statthaltereirath und zwei Concipisten mit vereinten Kräften kaum aufzuwecken vermochten."

„Hm, Eure Excellenz haben trotzdem eine ziemlich grüne Gesichtsfarbe."

„Das ist sehr leicht erklärlich, denn ich kann kaum das Mittagessen abwarten, so hungrig bin ich."

„Aber Ihr Puls, Excellenz, ist außerordentlich fieberhaft!" ruft der Besuchende, indem er das Handgelenk der Excellenz etwas drückt.

Digitized by Google

„Hahaha, da bin ich vollständig beruhigt, Sie fühlen mir ja den Puls auf der falschen Seite; mehr links, wenn ich bitten darf."

Der Besucher ist endlich gezwungen, von amtswegen darauf zu dringen, daß sich Se. Excellenz schon seit längerer Zeit sehr unwohl fühle, und es der staatsmännischen Einsicht des Patienten zu überlassen, die zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nothwendigen Maßregeln zu ergreifen. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet dem hohen Staatsbeamten, sofort krank zu werden, er geht in das Nebenzimmer und schreibt sein Demissions-Gesuch. Am andern Morgen aber berichten die Zeitungen, daß er die Bitte um Enthebung von seinem hohen Posten durch Gesundheitsrücksichten begründet habe.

Digitized by Google

Die gesetznehmende Körperschaft. — Böhmische Dalken und böhmisches Staatsrecht. — Die Deutschen lernen Dobrou noc sagen. — Eine Augias-Walhalla. — Vorschlag zur Wildmachung zahmer Hausthiere.

8. December 1889.

Die ungewöhnlich langen Ferien, deren sich unser Reichsrath in diesem Jahre erfreut hat, sind endlich zu Ende, und wenigstens zum Schlusse des alten Jahres ist unsere gesetznehmende Körperschaft wieder einberufen worden. Ich glaube, daß die von mir gebrauchte Bezeichnung der bisher üblichen vorzuziehen ist und unsere Abgeordneten mit weit größerem Rechte Gesetznehmer als Gesetzgeber zu nennen sind, da Jeder, der die bisherige Thätigkeit unseres Parlamentes verfolgt hat und voraussieht, welchen neuen Kämpfen um die Erhaltung der Schulgesetze wir entgegengehen, zugeben wird, daß die Mehrheit der Volksvertretung größeres Gewicht darauf legt, uns die alten guten Gesetze zu nehmen, als neue zu geben.

Dem Reichsrathe wurden übrigens vorläufig nur das Budget mit der Aussicht auf eine neue Einkommensteuer und das Strafgesetz vorgelegt, und nachdem er sich mit der Erwerbsthätigkeit und anderen strafbaren

Digitized by Google

Handlungen beschäftigt haben wird, gedenkt man, ihn wieder bis ins neue Jahr hinein zu vertagen. Unser Finanzminister, der Wojwode Dunajewski, ist noch der Einzige, der immer gut aufgelegt ist; er sprudelt von den beißendsten Ausgaben, und mit seinen Einnahmen weiß er den Steuerzahler immer auf den Kopf zu treffen. Seiner guten Laune gelingt es, jedes Deficit verschwinden zu machen, und nachdem er auch diesmal durch seine Begabung für blühende Schilderungen welker Finanzen alle Freunde humoristischer Budgets entzückt hatte, lud er, so wie der Schauspieler in den römischen Comödien zum Schlusse Plaudite! rief, die Zuhörer ein, Beifall zu klatschen und einander zu den Ergebnissen des Budgets zu „beglückwünschen". Wahrscheinlich aber hatten die Abgeordneten ihre Glückwunsch-Enthebungskarten für den Jahreswechsel bereits gelöst und mochten meinen, daß sie diese auch von den Glückwünschen zum neuen Jahresbudget enthöben, denn sie kamen der lästigen Aufforderung des Ministers nicht nach.

Auch die czechischen Verfassungsleugner, die doch erst neulich in ihrem Landtage von dem Bestehen des Reichsrathes nichts zu wissen schienen, sind vollzählig eingetroffen, und neben dem Rufe nach „böhmischen Dalken" in den Gasthöfen, in denen sie abgestiegen sind, erschallt jetzt fortwährend der nach dem böhmischen Staatsrecht. Obwohl man glauben hätte sollen, daß es ihnen ihr Gewissen verbieten werde, an dem verfassungsmäßigen Reichsrathe theilzunehmen, haben sie doch auf den Bänken des Hauses Platz genommen mit ihrem — Gewissen. Der Garderobier des Reichsrathes, der nach den

Digitized by Google

Verhandlungen im böhmischen Landtage schon mit Sicherheit darauf rechnete, die Jungczechen würden es verschmähen, zu erscheinen, ist im höchsten Grade gegen diese aufgebracht. Wie kann ich, sagt der treffliche Mann, noch für die Ordnung in der Gaderobe einstehen, wenn man nach den Reden dieser Herren glauben muß, sie würden nicht mehr kommen, und sie dann nicht Wort halten? Morgen fällt es vielleicht einem unbefriedigten clericalen Winterrocke ein, aus dem Reichsrathe auszubleiben, und übermorgen muß er trotzdem wieder aus Opportunitäts-Rücksichten aufgehängt werden. Bei einem solchen Durcheinander wird es noch in der Gaderobe zugehen wie im Staat ohne Gott, den der ausgetretene fromme Prinz Liechtenstein immer so unappetitlich zu schildern wußte!

Der Abgeordnete Plener hat in einer Interpellation an den Minister ein höchst trauriges Bild von der immer zunehmenden Czechisirung Böhmens entworfen, und da die Altczechen, von ihren jungczechischen Peinigern gestachelt, noch größere Zugeständnisse verlangen werden, wird sich wohl Graf Taaffe auch zu diesen verstehen müssen. So werdet denn czechisch, ihr Deutschen Böhmens, lernt die Posaune blasen, das große Weltinstrument, das von der Wottawa bis zum Orinoco gerne gehört wird, liebt euer neues Vaterland und tragt den Ruhm eurer großen Adoptivmutter Libussa von Meer zu Meer! Wenn dann euer Haar einst gebleicht ist und eure rothwangigen Enkelkinder nicht eher schlafen gehen wollen, als bis ihr ihnen noch eine schöne Geschichte erzählt habt, dann nehmt sie auf den Schoß, küßt sie auf die Stirne

Digitized by Google

und lehrt sie den Namen Kviczala*) aussprechen, damit sie ihn in ihr Gebet einschließen, denn ohne ihn würden die lieben Kinder noch immer: Gute Nacht! sagen, anstatt: Dobrou noc!

Auch der „unverfälschte Deutsche", der Abgeordnete Türk, einer von den letzten Mohikanern, die fortwährend das Aussterben ihrer arischen Race beweinen, hat schon das Wort ergriffen. Er war aber diesmal auffallend kurz angebunden und äußerst matt. Wahrscheinlich waren die Kräfte dieses Abgeordneten erschöpft durch seine Theilnahme an dem Hamerling-Feste unserer teutonischen „Gigerln", die, wenn sie auch keineswegs so harmlos sind, wie diese Modegecken, doch in der Weise derselben die nationale Mode durch Uebertreibung carikiren. Obwohl nämlich die Werke Grillparzer's sowohl als auch die Hamerling's nur Caviar für die süßen Unverfälschten sind, haben sich diese doch erdreistet, die beiden österreichischen Dichter zu den Ihren zu rechnen und sie in ihre Augias-Walhalla aufzunehmen, die schon im Interesse der Reinlichkeit von der Gesundheits-Polizei endlich einmal ausgemistet werden sollte.

Neben den Leistungen einiger, keineswegs unverfälscht singender Gesangvereine bei dem erwähnten Feste wollen wir auch noch jene einer Heerde heulender Wölfe erwähnen, die uns jetzt allabendlich im „Orpheum" vorgeführt werden. Es ist aber doch immer dasselbe Schauspiel, das uns bezüglich der Dressur wilder Thiere geboten wird, und wir müssen gestehen, daß uns selbst die Wölfe gleichgiltig sind, wenn sie auch noch so schön heulen.

*) Ein bekannter czechischer Abgeordneter.

Digitized by Google

Man sollte endlich einmal auch in Bezug auf diese Gattungen von Schauspielen die alte Schablone aufgeben, und statt uns immerfort dressirte Löwen, Tiger oder Wölfe vorzuführen, die sich passiv verhalten und Niemanden zerfleischen, wäre es beiweitem origineller, wenn man umgekehrt zahme Thiere so abzurichten verstünde, daß sie wild würden, und beispielsweise dressirte Lämmer auftreten ließe, welche die Eigenthümlichkeit hätten, Jeden zu zerreißen, der es versuchen wollte, sich ihnen zu nähern.

Digitized by Google

Einer meiner großartigen literarischen Pläne. — Ein Ministerialsecretär wird Director des Burgtheaters. — Mögliche Consequenzen dieses sonderbaren Falles.

9. Februar 1890.

Ich habe in meinem vielbewegten Leben schon sehr zahlreiche und, wie ich mir bei dem Mangel jeder Controle schmeicheln darf, großartige literarische Pläne ausgeheckt, die sich aber leider alle darin glichen, daß sie niemals zur Ausführung gelangten. So trug ich mich lange Jahre hindurch, so oft der Faschingstaumel seinen Höhepunkt erreicht hatte, mit der Absicht, den Herausgebern der Zeitung, für die ich schreibe, den Vorschlag zu machen, sie mögen zur Aufheiterung der hiefür gewiß dankbaren Leser eine Fastnachts-Scherznummer herausgeben, und zwar in der Weise, daß in dem Journal ein ergötzliches Bild der verkehrten Welt geboten und so der Tollheit der Faschingszeit eine Huldigung dargebracht würde.

Hienach hätte es etwa der Gebieter des Musik-Feuilletons unternommen, das bewegte Treiben des Schlachtviehmarktes vom musikalischen Standpunkte aus zu schildern und zu beurtheilen, während es Sache jenes Collegen, dem die Berichterstattung über die Vorgänge an der Fonds- und Effectenbörse zugewiesen ist, gewesen

Digitized by Google

wäre, das Burgtheater zu „arrangiren", ästhetische „Schlüsse" zu machen und den Schauspielern praktische Fingerzeige oder, um in dem Börsenjargon fortzufahren, „Hände" zu geben. Dem Redacteur der „Kleinen Chronik" hätte es obgelegen, die innere Politik vom Gesichtspunkte der Localunfälle aufzufassen, während umgekehrt die Beherrscher des Leitartikels sich begnügt haben würden, den sanft dahingleitenden Strom ihrer Beredtsamkeit über die localen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens fließen zu lassen. Ich selbst hätte mich natürlich von der Arbeit nicht ausgeschlossen und wäre gerne bereit gewesen, über den Krankenstand in den Spitälern, über die herrschenden Winde ohne Unterschied der Richtung und über amtlich verlautbarte Licitationen unter Thränen zu lächeln.

Ich will, um nicht zu weitläufig zu werden, in keine ausführlicheren Details über die Einrichtung der von mir geplanten Carnevals-Ausgabe dieses Blattes eingehen. Ich beschränke mich nur darauf, zu bemerken, daß es mir zwar, wie erwähnt, an der nothwendigen Thatkraft gebrach, dieses phantastische Programm auszuführen, dagegen fanden sich energischere Naturen in unserem Staate, die meiner grotesken Idee, immer Männern die Leitung von Angelegenheiten zu überlassen, die ihnen in ihrem bisherigen Wirkungskreise vollständig fremd geblieben waren, Fleisch und Blut gaben. So sah ich, um nur von der weniger empfindlichen Vergangenheit zu sprechen, daß ein Minister-Präsident sich einen lyrischen Dichter als Justizminister, dagegen ein anderer wieder einen Justizbeamten als Unterrichtsminister erwählt hatte; ich er-

Digitized by Google

innere mich an einen älteren Beamten der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, dem das Portefeuille eines Finanzministers als Pfühl für sein müdes Haupt diente, und es wäre mir nicht besonders aufgefallen, vielleicht einmal einen Ballet-Enthusiasten an dem Steuerruder des Schiffes, das durch die Wogen tanzt, wie man unseren Staat auch schon genannt hat, zu finden. Seitdem ich aber gesehen habe, daß der von mir vernachlässigte gute Einfall sich in unserem Staatsleben so bewährt, hat es einen eigenthümlichen melancholischen Reiz für mich, in der amtlichen Wiener Zeitung alle neuen Ernennungen zu verfolgen.

Als ich nun in dieser Woche las, daß der Ministerial-Vice-Secretär Dr. Burckhard interimistischer Secretär des Burgtheaters geworden sei, da verdroß es mich fast, daß mir die Leute auf der Straße ebensowenig Beachtung schenkten, wie sonst, daß sie mich nicht verständnißinnig anlächelten und zu diesem neuen Triumphe meiner alten Idee beglückwünschten. Denn auch dieses Interim hat den Schalk hinter ihm, es ist eine Beruhigung darüber, daß der Neuernannte kein Fachmann ist, sondern bisher nur ein sehr fruchtbarer juristischer Schriftsteller war und zum Theater in gar keiner Beziehung stand, auch nicht durch seine Feder, indem er etwa einmal eine Abhandlung über die Pfändung von Gagen geschrieben hätte. Allerdings steht er der Poesie nicht vollständig fremd gegenüber, denn er ist ein nicht mehr gelesener Epiker der jüngsten Zeit, indem er im vorigen Jahre ein neues Lied vom Tannhäuser sang, das klanglos zum Orcus hinabging und erst jetzt, da er in seiner neuen

Digitized by Google

Stellung Neider und Feinde vorfindet, anfängt, gelesen zu werden.

Jedoch als Vice-Secretär und selbst noch beim Dichten eines Epos kann man ruhig schlafen, während das Amt eines wenn auch noch so interimistischen Theater-Secretärs ein höchst aufregendes ist. Denn es setzt gewiß schon keinen geringen Grad von Abhärtung voraus, jetzt irgend einen fünfactigen Unsinn zu lesen, in dem die Hauptrolle der Frau Wolter zugedacht ist und der also eine „edle Sprache" hat, und gleich darauf das Salonstück eines Dichters, dessen Salon eine wahre Wortspielhölle ist und der aus diesem und einem halben Ehebruche etwas Vieractiges gemacht hat. Und welche Verantwortlichkeit ist nicht mit dieser schweißtreibenden Lectüre verbunden! Das Publikum besteht ja leider, namentlich bei den ersten Vorstellungen neuer Stücke, nicht ausschließlich aus Besitzern von Freikarten und angestellten Beifallsbeamten, so daß auch ein Mißerfolg nicht ausgeschlossen ist, oder gar einer jener traurigen Durchfälle, wie wir sie schon erlebt haben, bei denen der Platz vor dem Musentempel in die reine Freudenau*) sich verwandelte, — so schnell rannten die Theaterbesucher davon. Dann wird aber auch der Secretär als ein Mitschuldiger angesehen, da er, um mich wechselrechtlich auszudrücken, das gelesene Stück mit seinem Giro versehen hatte!

Möchte er sich aber auch einmal ein Bene anthun und schickt er das Stück dem Verfasser mit der höflichen Bemerkung zurück, daß es zur Aufführung an dieser

*) Ein Wettrennplatz bei Wien.

Digitized by Google

Bühne nicht geeignet sei, dann läuft er Gefahr, daß der Autor ein Plagiat an einem berühmten Dichter begangen hat, und der Zurückgewiesene erklärt triumphirend in der Oeffentlichkeit, er habe, um zu beweisen, daß der neue Secretär nicht einmal die Meisterwerke der dramatischen Literatur kenne, eines der herrlichsten von den dreihundertzwanzig im Drucke erschienenen Stücken des Lope de Vega unter seinem Namen eingereicht, und dieses sei als vollständig unbrauchbar abgelehnt worden. Hahaha!

Und wie selten weiß ein Laie sich in der abgekürzten Chronik des Zeitalters, wie Hamlet bei zunehmender Geistesverwirrung die Schauspieler nennt, zurechtzufinden! Wie leicht kann er hier einen Conflict heraufbeschwören! Man denke nur an den Fall, daß er es wagen wollte, einer Schauspielerin eine ihr sehr werthe und von ihr auch gut ausgefüllte Hosenrolle wegzunehmen, um sie einer andern, weniger übertragenen jugendlichen Beinkleider-Liebhaberin zu überweisen. Wir fürchten daher, der interimistische Tannhäuser des Venusberges auf dem Burgring werde sich bald wieder aus den gleißenden Abgründen desselben hinaufsehnen nach seinem früheren oberflächlichen Ministerium.

Digitized by Google

Die Unmoralität des Wiener Grabens. — Kaiser Franz als Kritiker. — Ein grüner und ein schwarzer Prinz. — Die Mutter des Antisemitismus

21. Juni 1891.

Die Budget-Debatte, in der sonst höchstens Abgeordnete, die schamverhüllten Deficite des Finanzministers zu entschleiern trachteten, hat diesmal eine reiche Fülle interessanter Enthüllungen gebracht. Ohne Rücksicht auf den neuen böhmischen Abgeordneten Fournier zu nehmen, der züchtig, mit verschämten Wangen den Augenblick erwartete, in dem er seine Jungfernrede loslassen könne, enthüllt der clericale Landwirth Kaltenegger das unmoralische Treiben, das auf dem Wiener „Graben" herrscht und die wüsten Orgien namentlich, die dort — — Literatur und Kunst feiern. Er erzählt, daß man in den Buchhandlungen daselbst Romane verkaufe, in denen der Verfasser, ohne zu bedenken, daß dieselben auch gelesen werden könnten, verdächtige Liebesabenteuer schildere, während in den Schaufenstern der Kunsthandlungen weibliche Gestalten zu finden seien, von denen selbst der tätowirteste Wilde zugeben müsse, daß sie splitternackt seien. Der fromme Grabenpilger, der aus der Ferne angelockt wird, weil er in seinem unverdorbenen Sinne glaubt, es handle sich um Ketzerinnen, die man entkleidet habe, um sie,

Digitized by Google

unter möglichster Schonung ihrer Leibwäsche, auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, sieht, da auf den Gemälden auch nicht der kleinste Großinquisitor zu entdecken ist, nur zu bald ein, daß das Bild nicht zur inneren Erbauung einlade, sondern eine schändliche Makarterei sei, durch die der modernen Schuljugend Anschauungsunterricht in der liberalen weiblichen Schönheit gegeben werde.

Leider stellt man gewöhnlich peinliche Reflexionen an, wenn würdige Männer eine größere Neugierde für die verwerflichen Reizungen der Sinnenlust verrathen, als man nach ihrem Alter und ihrer Stellung erwartete — und auch das Abgeordnetenhaus gab seiner pessimistischen Beurtheilung der Wandermotive des überschäumenden Sittenschilderers durch eine allgemeine stürmische Heiterkeit einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck.

Uns fiel dabei die schöne Kritik ein, die Kaiser Franz einmal in einem Falle unziemlicher Neugierde, der ihm vorlag, geübt hatte. Man weiß, welche Abneigung Kaiser Franz gegen die damals sogenannten „neuen Ideen" hatte, und wie strenge gegen die Anhänger derselben vorgegangen wurde. Als man ihm nun eines Tages berichtete, sein General-Adjutant, Baron K., habe einen „Adamiten-Ball" besucht, verbot er diesem in der ersten Aufwallung den Hof. Wenn auch die neue Idee dieser Bälle so ziemlich auf die allgemeine Gleichmachung hinauslief, so kam doch Baron K. glimpflicher davon als andere Anhänger neuer Ideen zu jener Zeit. Der Kaiser ließ nämlich schon am nächsten Tage, da sich sein Zorn gelegt hatte,

Digitized by Google

den genannten Besucher der paradiesischen Bälle vor sich rufen, maß den Schuldigen, dem zu Muthe war wie Adam nach dem Sündenfalle, lange mit strengem Blicke und sagte endlich mild ironisch: „Na, Sie müssen Ihnen schön ausgenommen haben auf'm Ball."

Ohne uns über den inneren Werth aller während der Budget-Debatte vorgenommenen Enthüllungen ein Urtheil anmaßen zu wollen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Mittheilung des Grafen Taaffe über die plötzlichen intimen Beziehungen der Regierung zu der bisherigen liberalen Opposition den größten Eindruck gemacht hat. Der kleine Versöhnungs-Vorschuß, den der Minister-Präsident in seiner Rede so freiwillig gab, mußte umsomehr verblüffen, da der in ein besseres Krakau hinübergegangene Finanz-Wojwode Dunajewski in einer früheren Budget-Rede den Versuch gemacht hat, die Deutschen aus dem cisleithanischen Völker-Club hinaus zu ballotiren. Und jetzt stehen mit einem Male die Polen den Deutschen so nahe, da der Abgeordnete Jaworski verrathen hat, daß seine Landsleute von der confessionellen Schule nichts wissen wollen, während wir doch den ungerechten Verdacht gehegt hatten, auch sie seien Gegner der neuen Schule, weil sie fürchteten, daß, wenn das viele Lesen bei den Bauern einrisse, und deren ganze Kraft in Anspruch nähme, diese über keine freie Zeit mehr für andere geistige Getränke verfügen würden.

Eine Budget-Debatte, bei der man nicht die geringste Sachkenntniß zu haben braucht, ist aber immer auch ein Caviar für die süßen Feudalen. Nicht weniger als zwei Prinzen ergriffen das Wort, ein grüner und

Digitized by Google

ein schwarzer Prinz. Fürst Schwarzenberg, der grüne Prinz, hat noch gelernt sich zu verstellen; der schwarze Prinz, Fürst Liechtenstein dagegen, suchte seiner feudalen Gesinnung einen bürgerlichen Anstrich zu geben. Der bürgerliche Anstreicher vertritt jetzt vorstädtische Kleingewerbetreibende, und man konnte während der Wahldauer in den Zeitungen lesen, wie der herablassende Candidat alle diejenigen, deren er habhaft werden konnte, umarmte und Solche, die sich durch dieses Liebeszeichen nicht hinlänglich gekräftigt erachteten, mit einem Schoppen Bier abfand. Prinz Liechtenstein machte diesmal seinem so lange gehegten Groll gegen das „mobile Kapital" endlich Luft, und es verräth wirklich den „Cavalier", daß er diesen so viele Jahre ohne Verzinsung in der Brust verschlossen hielt.

Er verlangte eine progressive Personal-Einkommen-Tortur für jeden Besitzer mobiler Kapitalien, die strengste staatliche Ueberwachung aller verdächtigen, das ist zinsentragenden Papiere, und eine peinliche Malefiz-Coupons-Ordnung mit harten Strafen, die mir selbst, obwohl ich in Bezug auf Kapitalien gar nicht mobil bin, ohne deßhalb auch nur in dem schäbigsten Latifundien-Besitz einen Ersatz zu finden, das Haar sträuben machte. Um aber auch eine Enthüllung zum Besten zu geben, bekannte sich der Prinz offen zum Antisemitismus und beklagte es namentlich, daß alle Confections-Geschäfte in jüdischen Händen seien. Früher warf man den Juden fortwährend vor, daß sie mit alten Hosen handeln, so daß der Antisemitismus neben anderen Rechten den Juden selbst die allgemeinen staatsbürgerlichen Hosen

Digitized by Google

entziehen zu wollen scheint. Der fürstliche Hosen-Reformer nahm auch den Antisemitismus dagegen in Schutz, daß derselbe ein Schandfleck sei, und meinte, daß man dann auch die Statistik, aus der jener hervorgegangen, einen Schandfleck des Jahrhunderts nennen müßte. Die Statistik ist also hiernach die Mutter des Antisemitismus, die Russen und Corfioten sind, indem sie die Juden vertreiben und mißhandeln, nur eifrige Statistiker, und wenn man ihnen auch noch ihr Hab und Gut nimmt, so ist das wahrscheinlich blos eine „statistische Gebühr", die sie zu entrichten haben. Es ist ganz unmöglich, vorauszusehen, welchen Schabernack die Statistik den Culturvölkern noch zu spielen im Stande ist, wenn sie weiter gereizt wird!

Digitized by Google

Aus Meran I.

15. November 1891.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Ich glaube, man kann für ein modernes Freilicht-Feuilleton kaum einen klassischeren Anfang finden, als diesen, denn mit denselben Worten beginnen, wie gelehrte Goethe-Forscher bestätigen werden, die Leiden des jungen Werther. Als ich jedoch im October in Meran ankam und im Lesezimmer des Curhauses die Zeitungen zur Hand nahm und dort von dem widerlichen Treiben der Wiener Christlich-Socialen las, diesen giftigen Pilzen, die aus der liebenswürdigen Fäulniß des alten Wien aufgeschossen sind, da rief ich aus tiefstem Herzensgrunde: Wie froh bin ich, daß ich weg bin!

Wir haben ein Zeitalter der Renaissance, der Reformation, der Humanität und der Aufklärung gehabt, — wir leben in einem Zeitalter der Bacterien. Das Kleine und die Kleinen beherrschen heute die Welt. Die Tyrannen sitzen nicht mehr auf einem Throne, sondern in der Werkstätte eines Mechanikers oder in einer Advocatenkanzlei. Wir haben keinen Caligula mehr, dafür aber einen Dr. Lueger, und der Tyrann wünscht der ganzen Menschheit nicht mehr nur Einen Nacken, um ihr mit einem Schwertstreich den Garaus zu machen,

Digitized by Google

sondern er begnügt sich in seinem demokratischen Sinne damit, ihr „das Beuschel herauszureißen". Und doch, wie harmlos waren diese Worte, die Dr. Lueger im überschwänglichen Pfändungsdrange ausrief, im Verhältnisse zu den gegenwärtigen Vernichtungsreden, die er im Parlament, im Gemeinderathe und in den Kneipen-Caucus der Christlich-Socialen hält! Damals war er nur der Lueger nostras, erst jetzt ist er der wahre Lueger asiaticus.

Ich weiß nicht, ob es der Nachwelt beschieden ist, sich so zu langweilen, daß sie selbst unsere parlamentarischen Verhandlungen lesen und so von allen den politischen Struwelpetern Kenntniß erhalten wird, die Klio in ihrem Carricaturen-Album aufbewahrt. Was würde sie zum Mechaniker Schneider sagen, dem in allen Zeitungen und auch im Parlamente fortwährend vorgeworfen wird, daß er ein Fälscher sei? Aber freilich, es gibt ja unter unseren Volkstribunen sogar solche, die bereits den Paletot des Zuchthauses getragen haben, woraus ich ihnen beileibe keinen Vorwurf machen will, denn das kann Jedem passiren, der das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit begeht.

Während man sich über das bürgerliche Gefolge der frömmelnden Feudalen ärgert, kann man doch über diese, deren Wortführer der Prinz Liechtenstein ist, diese größte Kokette männlichen Geschlechtes, herzlich lachen. Allein man thut, weil sie lächerlich erscheinen, Unrecht daran, wenn man sie, wie ich neulich gelesen, Don Quixotes nennt. Wenn sie es sind, dann sind sie es gewiß nur in Bezug auf den Verstand, nicht auf das Herz. Denn diese

Digitized by Google

sinnreichen Junker kämpfen nicht gegen die Mächtigen für die Unterdrückten, sondern sie waren immer selbst die Mächtigen und Unterdrücker; sie versprechen dem Bauer und kleinen Gewerbsmann ebenfalls, so wie Don Quixote dem Bauer Sancho Pansa einen Statthalterposten verspricht, alles Mögliche, was sie niemals zu halten gedenken, aber sie sind immer lieber selber Statthalter und Minister, und sie schwärmen allerdings auch für das weibliche Geschlecht, jedoch nicht für dicke Bäuerinnen, die sie, wie Don Quixote, „süße Dulcinea" tituliren, sondern höchstens für magere Ballettänzerinnen, die sie „Mausi" nennen. Ich will nur zur Erläuterung dieser Schlußbemerkung hinzufügen, daß sich die Feudal-Clericalen von den clericalen armen Teufeln dadurch unterscheiden, daß diese die Fasten strenge einhalten, während jene ganz ungescheut das Ballet cultiviren, das allerdings ebenfalls zu den fleischlosen Dingen gehört.

Der Kampf gegen den Liberalismus ist ein Kampf gegen die Humanität, und die Anti-Liberalen sind darum auch Antisemiten, um die Humanität erfolgreicher bei der Menge zu discreditiren. Mich wundert nur, daß die Anti-Liberalen blos Lessing, den Dichter „Nathan's des Weisen", mit so giftiger Wuth verfolgen und bisher Schiller verschont haben, den Dichter des „Don Carlos". Ist denn nicht Marquis Posa der Vater des Juden-Liberalismus, und sucht er nicht mit diesem sogar den frommen Philipp II. zu inficiren? Er weiß sich in das Vertrauen des großen Fürsten einzustehlen, aber er hat kein „Herz" für das Kleingewerbe, und statt in der

Digitized by Google

Audienz, die er erhält, für dieses warm einzutreten, verlangt er von dem ihm leider wohlwollenden Monarchen — Gedankenfreiheit und bemerkt dazu blasphemisch: Ein Federzug von dieser Hand, und neu erschaffen wird die Erde. Ein Ministerial-Erlaß hätte also diesem liberalen Schwefler zufolge ganz dieselbe Bedeutung wie der Schöpfungsact, und ein beliebiger Hofrath und der liebe Gott wären social gleich gestellt.

Hat der Judenliberalismus je schamloser und in so wenigen Worten sein ganzes Programm entwickelt? Dem frommen Philipp kommt der zudringliche freche Posa zwar gleich verdächtig vor, denn er ruft erschrocken: „Ihr seid ein Protestant!" Hätte der Prinz Liechtenstein auf dem spanischen Throne als Alois I. gesessen, er würde gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen und den Marquis mit der kühlen Bemerkung: „Ihr seid ein Judenknecht!" dem Großinquisitor zur weiteren Amtshandlung übergeben haben.

Wenn ich, nachdem ich die stürmischen Zeitungen gelesen habe, hinaustrete ins Freie, in die Berge schaue mit ihrem stillen Frieden, die objective Passer rauschen höre und von der durchsonnten Herbstluft umfächelt werde, dann rufe ich, wie von einem Alp befreit: Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Doch plötzlich hüpfen Walzerklänge an mein Ohr, die Curcapelle spielt einen Walzer von Johann Strauß: „Nilfluthen". In den Pyramiden des Strauß'schen Egypten wird aber Heuriger ausgeschänkt, die Memnonssäule singt Vierzeilige, die Mumien kutschiren in ihren feschen Sarkophagen nach dem Prater, und statt der Krokodile schwimmen in

Digitized by Google

den Nilfluthen gebackene Donaukarpfen, denen es bekanntlich am liebsten ist, mit Kartoffelsalat verspeist zu werden. Und die segenbringenden Fluthen dieses Nils, in denen sich der Stefansthurm spiegelt und der Kahlenberg seinen Schatten wirft, sie spülen alle die häßlichen Erscheinungen weg, die mir die Erinnerung an die schöne Vaterstadt vergällten.

Also fort mit der garstigen Politik, die mich gehindert hat, das empfindsame Reise-Feuilleton zu schreiben, das ich vor hatte: Von der Salzach zur Passer. Ich kann jetzt nur mehr im Galoppschritt von Salzburg nach Meran eilen, und muß die fruchtbaren Betrachtungen verschweigen, zu denen der fortwährende Regen in diesem Sommer den Spaziergänger anregte, indem er ihn zwang, sich unter seinem Regenschirme einzuspinnen und von der Außenwelt abzuschließen. Wenn ich beispielsweise an den Ufern der Salzach gesenkten Hauptes einherging und die langen Schleppkleider sah, die ihren Lebenszweck, Staub aufzuwirbeln, nicht zu erfüllen vermochten und ruhmlos in dem Straßenkothe zu Grunde gingen, dann mußte ich immer an Danaë denken, die ausgezeichnete Wirthin, die sich vollständig zu entkleiden pflegte, wenn es regnete. Tizian hat dieses schöne Beispiel des sparsamen Sinnes der Frauen des alten Griechenland in einem seiner herrlichsten Bilder verewigt, wie die Besucher unserer Pinakothek auf dem Ringe ohnehin wissen.

Ich fürchte, daß der clericale Abgeordnete Kaltenegger, der zwar sonst ein großer Sparmeister und deshalb auch dagegen ist, daß die Zeit mit dem Unterrichte

Digitized by Google

an die schulpflichtige Jugend vertrödelt werde, die von mir erwähnte Schonung der weiblichen Toilette nicht gut heißen wird. Denn erst in der vorigen Woche hat er im Reichsrathe eine geistsprühende Rede über die vernachlässigte steirische Stallwirthschaft gehalten und dabei, hingerissen von seinem, der Phantasie freiesten Spielraum gewährenden Thema, auch der mediceischen Venus, und zwar gerade wegen ihrer Nacktheit, die Leviten gelesen. Ich habe schon im Juni dieses Jahres, als Herr Kaltenegger im Abgeordnetenhause, in dem sich doch auch ganz junge Parteien befinden, die nackten Oel- und Marmorfrauen heftig angriff, vor diesem frivolen Gebiete gewarnt, eine Mahnung, die ich jetzt wiederholen und ihm dabei den Rath in Erinnerung bringen will, den die venetianische Courtisane einem seiner Vorgänger, der auch mit der Jugenderziehung nicht einverstanden war, Rousseau, gelegentlich ertheilte: Lascia la donna e studia la matematica.

Die Fremden hatten schon die Alpenländer verlassen, als auch ich mich aufmachte, mein südliches Exil aufzusuchen. Ich hielt anfangs, als ich zum Fenster des Eisenbahnwagens hinausschaute, die Burschen, die, mit Blumensträußen auf den Hüten, singend über die Feldsteige zogen, für Hochzeiter; erst später entdeckte ich, daß es Recruten waren, die in wehmüthigen Schnadahüpfeln das Scheiden vom Dirndl besangen, das jetzt traurig die verschwiegene Zeugin ihres entschwundenen Liebesglückes melkt. Die Untauglichen aber begleiteten mit gesenktem Kopf die Recruten und dachten vielleicht, wie weise die europäischen Wehrgesetze die Natur eingerichtet

Digitized by Google

haben, daß die Schwachen für die Starken arbeiten müssen.

Ich wollte vom Norden nicht Abschied nehmen, ohne vorher dem lieben Gossensaß, wo ich so oft einen Theil des Sommers zugebracht hatte, einen Besuch abzustatten. Ich fand diesmal von den alten Bekannten nur noch einen liebenswürdigen Professor aus München, einen berühmten Bergsteiger, der ganz ortlermäßig heruntergekommen aussah und auch heuer so viele Bergspitzen erklommen hatte, daß ich schon vom bloßen Zuhören Seitenstechen bekam. Wenn der Platz neben mir bei der Table d'hôte leer war, so wußte ich bestimmt, daß der Aermste sich auf einem Gletscher verspätet habe. Das ist aber ein großer Leichtsinn, denn die Suppe kann kalt werden, was bei einem Gletscher nicht zu besorgen ist. Der Senior der Gäste des bekannten „Hotels Gröbner" in Gossensaß, Baron Redwitz, der sonst in seinem „Schillerhof" in Meran zurückgezogen lebte, und nur in den heißen Sommermonaten mit seiner Gattin die kühle Sommerfrische an dem Südabhange des Brenners aufsuchte, war leider vor einigen Monaten gestorben, betrauert von Allen, die ihn gekannt hatten. Obwohl er ziemlich viel in Versen und Prosa geschrieben hatte, nannte man ihn doch nur nach seinem frommen Jugendwerke den Dichter der „Amaranth". Er hatte sich wohl in späteren Jahren von den Clericalen entschieden losgesagt, aber diese rechneten ihn doch zu den Ihrigen, und vielleicht hat auch dies dem Fortkommen seiner Romane geschadet, denn viele fürchten die frommen Dichter, und wenn diese einen Roman schreiben, glaubt man, die Vorsehung

Digitized by Google

habe die Leser züchtigen wollen. Schon bei seinen Lebzeiten wurde eine Lichtnng im Walde auf einer nahen Anhöhe Redwitzplatz genannt, und die Besucher desselben werden schon im nächsten Sommer eine Büste des heimgegangenen Dichters dort finden, die ein anderer treuer Besucher von Gossensaß, der Bildhauer Beer in Paris schon meißelt.

Auf dem Redwitzplatze sprudelt eine muntere kleine Quelle, in der neuestens die Chemiker Eisen entdeckt haben. Ach, diese armen Mineralquellen! Ihr habt vielleicht in eurer Jugend davon geträumt, als freier, mächtiger Strom von unzähligen berühmten Fischen bewohnt zu werden, kühn beflaggte Schiffe zu tragen und endlich ins große, stolze Meer euch zu ergießen. Eines Tages aber kommt ein Mann daher mit einer blauen Brille, der schon ein großes Werk über chemische Verbindungen und die Mesalliancen, die hiebei vorkommen, geschrieben hat. Er sieht die kleine, bisher nicht beachtete Quelle und hält sich sofort mit einem großen, in der Wissenschaft ergrauten Taschentuche die Nase zu. Die Honoratioren des Ortes sehen dies mit ehrfürchtigem Staunen, da sie bisher nichts gerochen haben. Bald wird die lustige Quelle eingefangen und hinter einem eisernen Gitter eingesperrt, und die Weisesten treten zusammen, um eine den berühmtesten Mustern nachgebidete Cur- und Musiktaxe zu entwerfen. Die kleine Quelle aber plätschert traurig in ihrem engen Gefängnisse, ihre schönen Träume vom weiten Weltmeere sind verflogen, und in ihrem Wasser, das es schon von reichen Handels- und gepanzerten

Digitized by Google

Kriegsschiffen durchfurcht sah, baden alte Rheumatiker.

Auch einen Ibsenplatz findet man in der Nähe des Dorfes, so genannt zu Ehren des norwegischen Dramatikers, der hier gerne im Sommer weilt. So oft ich ihn in Gossensaß sah, trug er einen zugeknöpften schwarzen Salonrock, einen Klappcylinder auf dem Löwenhaupte und einen Regenschirm in der Hand; denn diese Welt ist so schlecht eingerichtet, daß man nie weiß, ob es nicht im nächsten Augenblicke regnen wird. Er geht sehr langsam und vorsichtig, und die Tiroler, die sonst jedem Wanderer zurufen: Zeit lassen! haben ihn gewiß nie in dieser Weise begrüßt. Er ging auch selten weiter, als von seinem Zimmer zum Brunnen vor dem Gasthofe, in den er immer nachdenklich blickte, als wollte er sich überzeugen, ob noch immer „Alles fließt", wie der traurige Heraklit behauptete. Die Eingeborenen nannten ihn daher das Wassermannl, allein er zieht trotzdem dem Wasser den Wein vor, denn in vino veritas. Die Damen in Gossensaß sahen den verwegenen Dichter der „Gespenster" anfangs sehr ängstlich an, aber mit der Zeit wurden sie immer zutraulicher, und jetzt ist er es, der sie fürchtet, denn sie lauern fortwährend mit Autographen-Albums auf ihn.

Als ich Gossensaß verließ, war es schon winterlich; die Wolken hingen bis zu den Dächern der Dörfer nieder, die Berge waren beschneit und die auffliegenden Raben sangen ihr schauerliches Todtengräberlied. Im Eisenbahnwagen saßen drei englische Damen mit brennrothen Haaren, eine Mutter mit ihren Töchtern, und

Digitized by Google

wir tauschten unsere Empfindungen aus, indem ich von Zeit zu Zeit seufzte und die Engländerinnen ihr sacramentales „Yes“ riefen. In Bozen trennten wir uns, die Familie-Feuersbrunst raste mit dem Schnellzuge nach Italien, während mich das beschauliche Localdampfroß nach Meran entführte.

Digitized by Google

Aus Meran II.

(Spitzer's letztes Feuilleton).

3. April 1892.

Es ist ganz unglaublich, wie viele kostbare Zeit man mit dem Krankſein vertrödelt. Man beſchäftigt ſich nur damit, die Zeit todtzuſchlagen, daß heißt, wir glauben ſie todtzuſchlagen, indeſſen ſchlägt ſie uns todt. Obwohl ſo viele Dummheiten in der Welt vorgegangen ſind, habe ich doch in dieſem Jahre noch gar nichts geſchrieben. Und doch muß man ſich in unſerer Zeit beeilen, einen Dummkopf auszulachen, denn morgen iſt er vielleicht ſchon ein ſehr einflußreicher Mann. Aber was iſt Einem in der Fremde ein neues Jahr? Mir war ſonſt ſo beklommen zu Muthe, wenn ein neues Jahr begann. Mir war, als müßte ich eine alte liebgewordene Wohnung verlaſſen und mit einer neuen vertauſchen, mit der Ausſicht auf fremde Straßen und neue Menſchen, mit unbekannten Zimmern, deren Mauern noch nicht an meine Seufzer und Monologe gewöhnt waren, und einem Plafond, der mich nicht verſtand, wenn ich die Augen hilfeſuchend zu ihm aufſchlug; als müßte ich alle Erlebniſſe in einen Koffer packen, und als ſtünde ein trauriger grauer Möbelwagen bereit für meine Erinnerungen. Wenn man jedoch

Digitized by Google

immer in einem Gasthofe lebt, so ist es Einem ebenso gleichgiltig, ein Jahr wie eine Wohnung, wie die wetterwendischen guten Freunde, ja vielleicht sogar wie die Welt zu verlassen.

Die guten Freunde vergessen uns schnell, die haben nächstens wieder einen guten Freund, und deßhalb ist es am besten, man sieht sich beizeiten um Feinde um, die behalten uns immer im Gedächtnisse und sagen uns die rühmenswerthesten schlechten Eigenschaften nach, wenn wir uns deren schon längst nicht mehr erfreuen. So habe ich vor einiger Zeit in einer Gesellschaft einen Herrn kennen gelernt, der mich, obwohl man uns bei dem Souper neben einander gesetzt hatte, mit einer erschreckend eisigen Kälte behandelte. Ich glaubte anfangs, es sei der steierische Kapaun, der herumgereicht wurde, an dem schroffen Benehmen meines Nachbars schuld, indem ich vielleicht gerade sein Lieblingsstück mir auf den Teller gelegt hatte. Als er aber anfing, von Journalisten zu sprechen, deren einziges Bestreben es sei, aufknospende Talente im Keime zu ersticken, sah ich, daß mein Verdacht unbegründet war, da ich noch niemals gehört hatte, daß durch den Genuß gewisser Kapauntheile das Heranreifen poetischer Talente gefördert werde. Ich drückte in versöhnlichster Weise dem Journalistenfeinde meinen Abscheu gegen eine solche Abtreibung der Geistesfrucht durch die Journalistik, wie er sie angedeutet hatte, aus; allein darauf wurde er noch ungehaltener und erklärte mir endlich, daß ich selbst vor fünfundzwanzig Jahren mich über seine Gedichte, die er vertrauensvoll der Oeffentlichkeit übergeben hatte, in der

Digitized by Google

schonungslosesten Weise lustig gemacht hätte. Man denke sich meine Verlegenheit; denn mir war weder erinnerlich, daß ich jemals ein Gedicht meines Nachbars gelesen, und noch weniger, daß ich darüber geschrieben hatte. Der verkannte Lyriker hatte sich später in den Strudel der Geschäfte gestürzt; er ist jetzt ein vielumworbener Finanzmann und wurde sogar vor einiger Zeit, da er im Interesse einer Bank ein größeres Geschäft abgeschlossen hatte, in einem Börsenberichte mit Richelieu verglichen. Und doch konnte er die Wunden, die ich ihm vor einem Vierteljahrhundert geschlagen, trotz aller Huldigungspflaster, welche die Zeit auf diese gelegt hatte, nicht vergessen, und nun wird mich wohl Niemand mehr aus seiner Erinnerung verdrängen.

Glauben Sie aber nicht, daß Einen der Meraner Winter nur zu pessimistischen Betrachtungen anregt. Die Meraner sind liebenswürdig, gefällig und lebenslustig. Sie trinken gerne den rothen Wein ihrer Gegend, und wenn der Fremde beim Glase sitzt und vielleicht trübe an die kurzen Augenblicke des Glückes denkt, die ihm beschieden waren — wahre Clavierstunden des Glückes — dann hört er vielleicht zu seinem Troste am Nebentische fröhliche Stimmen erschallen, welche die Vorzüge des Dirndls und den Zauber des Fensterlns preisen, und das klingt so verführerisch, daß der Zuhörer bereit wäre, selbst ein paar einsame Stunden zu verfensterln, selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß das Dirndl ein curgemäßes Südzimmer bewohnen würde. Dem kunstsinnigen Publikum des Curortes wurden die langen Winterabende

Digitized by Google

durch Conzerte verkürzt, bei denen hin und wieder die schönen Gattinnen zweier hiesiger Curärzte ihre wohlklingenden Stimmen vernehmen ließen und so dem Feste eine therapeutische Localfarbe verliehen. Meister und Meisterinnen des Vortrags fanden zahlreichen Zuspruch; dagegen war das Theater während des Winters ganz leer, so daß ich es als eine Indiscretion betrachten würde, zu berichten, was dort gespielt wurde. Ich darf endlich nicht die „gelehrten Hunde," die selbst in weniger gelehrten Kreisen Beachtung fanden, mit Stillschweigen übergehen — das ist aber Alles, was ich über die Literatur hier weiß. Eine große Reihe rauschender Feste brachte der Carneval, und wenn ich von allen den Elitebällen nur den Fleischer-, sowie den Hausmeisterball erwähne, so geschieht es, um die großstädtische Leserin ahnen zu lassen, mit welcher Kraft und Ausdauer hier das Tanzbein geschwungen wird. Auch die Maskenbälle bewähren ihren alten Ruf und übten namentlich auf die reifere Damenwelt ihre volle Anziehungskraft aus.

In der That schwebte nirgends mehr als auf diesen der Don Juan in Gefahr, zwar nicht von einem alten Gouverneur, jedoch von einer alten Gouvernante intriguirt zu werden. Die Clericalen treten hier selbst während der Fastenzeit nicht in den Vordergrund, sie führen vielmehr ein innerliches, beschauliches Leben, und das Organ derselben, der „Burggräfler", muß schon sehr nervös sein, wenn es einmal Jene, welche den modernen Fortschritts- und Freiheitsideen huldigen, zu jenseitslänglichem schweren Teufel verurtheilt. Es gehen Einem hier die Fastenprediger ab, die officiellen und die frei-

Digitized by Google

willigen, die wie der pickſalbungsvolle Lueger und Genoſſen einigen harmloſen Leuten, die von der Politik nichts wiſſen, als daß wir keinen Krieg mit den Türken führen, und von der Volkswirthſchaft nur begreifen, daß die Zeiten ſchlecht ſind, vor dem Schlafengehen einige Märchen von der alten Hexe: Aufklärung erzählen, die leichtgläubige Chriſtenleute frißt, von dem böſen Geiſte, der in den freiſinnigen Zeitungen ſpukt und unſchuldige Abonnentenkindlein verführt, und von dem gräßlichen Alp: Fortſchritt, der die guten Menſchen nicht ruhig ſchnarchen läßt. Man lieſt auch heuer in den Wiener Zeitungen gar nichts über die Faſtenprediger, und es ſcheint faſt, daß dieſe ſich einem Mitbewerbe mit den erwähnten Rahmſtrudel-Politikern nicht gewachſen fühlen. Man hat in früheren Zeiten oft die Uebergriffe der Faſtenprediger auf das politiſche Gebiet getadelt, und ich kann mich erinnern, daß dieſe oft ſogar gegen einzelne Zeitungsartikel polemiſirten. Das war aber nicht gefährlich. Die brave Hausmeiſterin, die in die Predigt gegangen war, um von dieſer erbaut zu werden, erfuhr vielleicht ſtatt erbaulicher Dinge nur, daß der Prager Correſpondet der Zeitung Soundſo ein „Sophiſt" ſei. Wenn ſie dann nach Hauſe kam, und der ihr rechtmäßig angetraute Maurerpolier ſie neugierig fragte, ob der Prediger erzählt habe, wie die Engel im Himmel Poſaune blaſen, mußte ſie ihm ſeufzend geſtehen, daß der Prediger nichts vom Himmel erzählt habe, ſondern im Gegentheile von Prag; daß von keinem Engel die Rede war, ſondern von einem Correſpondenten, und daß dieſer kein Poſaunenbläſer ſei, ſondern ein — Flötiſt, wie vielleicht

Digitized by Google

die in der griechischen Philosophie nicht sehr bewanderte Hausmeisterin statt Sophist verstanden hatte.

Nach dem rauhen Winter, der heuer auch den Süden nicht verschont hat, ist endlich der Frühling blühend und singend in das wunderschöne Meran eingezogen, und bald wird auch der von den Meranern so heiß ersehnte Herzog Theodor in Bayern sich in Obermais niederlassen. Der Herzog ist ein edler Menschenfreund, der als Augenarzt den Armen Merans ein Helfer und Tröster ist, und daß er auch sonst viel für die Meraner gethan, würde man, wäre auch seine Büste jetzt nicht in der Wandelhalle aufgestellt worden, aus den herzoglich bayerischen Hofräthen, Hof-Apothekern, Hof-Zahnärzten, Hof-Friseuren, Hof-Photographen, Hof-Schneidern u. s. f. errathen, denen man auf Schritt und Tritt hier mit freudiger Ueberraschung begegnet. Ich glaubte schon gar nicht mehr an den Frühling, und als die Landschaft so beschneit und eingefroren vor mir lag, hielt ich ihn für eine Erfindung der Cur-Commission. Als ich aber neulich den Kopf Morgens furchtsam zum Fenster hinaussteckte, stieg eben eine Lerche mit einem Frühstückstriller in die Höhe, nur die Berge im Hintergrunde waren noch weiß, neugierig besahen die Leute auf der Straße den infanteriehosenblauen Himmel, und splendid lachend vergoldete die großmüthige Sonne die Kupfernase der Zweifler. Weg waren alle Melancholie und Misanthropie und wie alle die Gemüthskrankheiten heißen mögen, die eine immer rationeller wüthende Steuerpolitik zur traurigen Folge hat. Hatte ich doch in meinem progressiven Personal-Menschenhasse, der

Digitized by Google

ganzen Menschheit nur ein einziges Gesäße gewünscht, um sie auf einen Sperrsitz in ein Ritterstück des hiesigen katholischen Gesellenvereines zu schicken!

Aber der Frühling hat begonnen, sich zu regen, und schon wogt die Saison so aufgeregt, daß allen den zahllosen Pensions-Besitzern ihr Opfer zu Theil wird.

Es ist nicht immer leicht, ein Unterkommen zu finden, und man hört auch schon häufig rührende Berichte über die edle Hingebung und Aufopferungsfähigkeit vieler Pensions-Besitzer. So soll ein Wirth, ergriffen von dem Lose einer Pensions-Bewerberin, der er kein Zimmer in seinem Gasthofe mehr zu bieten vermochte, dieser seinen Platz im Ehebette abgetreten und selbst in seinem Weinkeller übernachtet haben, während wieder eine samaritanische Witwe einem auf der Hochzeitsreise begriffenen Paare mitleidig ihr Lager eingeräumt und an der Seite ihrer von schweren Träumen geängstigten Köchin eine fürchterliche Nacht zugebracht haben. Wie man sieht, geeignete Stoffe für eine Ballade, die noch bei den spätesten Geschlechtern Mitleid und Furcht erregen könnte. Die Meraner Pensionen werden sehr gerühmt, und nur Derjenige, den die Behaglichkeit des Pensionszwänglings-Lebens nicht reizt, seine Freiheit zu opfern, hat mit den Unbilden der Fütterung zu kämpfen und muß dann all die zähen und saftlosen Fin de siècle-Roastbeefs und -Schweinebraten, die nämlich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammen dürften, über sich ergehen lassen. Uebrigens ist ja die Küche überall in einem bedauerlichen Rückgange begriffen, und selbst in Wien wird sowie die Gesinnung bald auch der Geschmack ganz verlungert sein.

Digitized by Google

Ich habe die Gerichtsverhandlung gegen das infame Scheusal, den Dienstbotenmörder Schneider, nicht gelesen, aber wenn unter seinen Opfern auch Köchinnen gewesen sein sollten, dann weiß ich nicht, ob ein Feinschmecker als Geschworner die volle Unbefangenheit seines Urtheils zu wahren gewußt hätte.

Man darf sich nur nicht durch die der wirklichen Küche nicht entsprechenden Darstellungen der Speisekarte täuschen lassen. In der schönen Literatur herrscht heute ziemlich allgemein der Naturalismus, ganz wenige Dichter sträuben sich noch gegen diesen, und nur in ihren Werken und in der ganzen Speisekarten-Literatur findet man noch eine ideale Weltanschauung. Ein „griechisches Beefsteak" hat so wenig einen hellenischen, wie etwa ein Pharaonen-Roman von Ebers einen egyptischen Charakter. Glaubt man etwa, daß ein „Napoleon-Filet" ein blutiges Milieu hat? Weit gefehlt. Es sind versottene dünne Schnittchen Lungenbraten zwischen Kartoffelscheiben gebettet in einer Rührmichnichtan-Sauce; ein Filet, das also eher an die Romane der Frau Marlitt, als an die Schlachten des corsischen Eroberers erinnert. Wenn die Speisekarte auch fernerhin keine Rücksicht nimmt auf die Wahrheit, die „Documente" und die neuesten Ergebnisse der Naturforschung, dann nennt vielleicht ein czechischer Wirth nächstens einen edlen Hummer mit Mayonnaise zu Ehren des unverdaulichen Abgeordneten Vaschaty: Vaschaty-Hummer, obwohl doch nach einem grausamen Rathschlusse der Vorsehung der böhmische Löwe zwei Schweife hat, der Hummer aber nur Einen.

Digitized by Google

Inhalt:

Seite

Einleitung.

Wereschagin's Heiligenbilder. — Ein verrückter Gastwirth. — Maskenbälle ohne Mönche und Nonnen. — Graef's mageres Märchen 1

Ein neues Eisenbahnunglück. — Ministerfreunde und Strohmänner 7

Fastenzeit. — Errungenschaften der Antisemiten. — Die Urdeutschen Mödlings. — Aus dem Künstlerhause 14

Neuer Frühling und alte Liebhaberinnen. — Eine Frauen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines und die Walpurgisnacht. — Die Cholera. — Dr. Gregr und die czechische Sprache 20

Verfrühte Hundstage. — Seelische Unfallsversicherung. — Allmutter Germania. — Vortheile eines auf Engagement abzielenden Ministergastspieles 25

Die Königstragödie im Hause Wittelsbach und das Kunstwerk der Zukunft 30

Rücksichtsvoll unterdrückter Reisebrief. — Ludwig XIV. in den bayerischen Alpen. — Die Cholera, keine Erfindung der Juden und Liberalen. — Die militärfreundliche Börse . . 35

Schnupfen im Burgtheater. — Die Posefarisirung der Literaturgeschichte. — Traurige Zeiten 41

Graf Beust (Nachruf) 46

Das unheimliche Wien und das sybaritische Mödling. — Beunruhigende Nachrichten. — Der ultramontan gewordene Dichter Schaufert 51

Digitized by Google

Seite

Neue Damenhüte und Repetirgewehre. — Sperrstunde für Opern. 57

Friedliche Weihnachten. — Nutzen einer rein czechischen Universität. — Passende Geschenke. — Die eingesottene Bibliothek einer Hausfrau 62

Im neuen Jahr die alten Minister. — Neue Freuden, neue Schmerzen. — Heiratsfähige junge Damen 68

Die verkehrte Welt. — Modengespenster und die „Chemise juive". — Kriegsgerüchte. — Pairsschub. — Bauernfelds 85. Geburtstag 73

Das niesende Wien. — Es gibt keine Geheimnisse mehr. — Der Gemeinderath gegen Frau Wolter und Herrn Meixner. — Erheiternde Bosheit und beseligende Dummheit. — Parlamentarische Schimpfwörter 79

Confiscirliches aus dem Fasching. — Die Brieftaubenpost vom Jahre 1987 ein Anachronismus. — Ein Besuch bei den Australnegern. — Unverehelichte Wöchnerinnen. — Wir Wilden sind doch bessere Menschenfresser 85

Politik und schlechtes Wetter. — Der langweilige „Figaro" in der Hofoper und die griechischen Greise im Burgtheater . 92

Ein verspäteter Protest des Grafen Thun. — Drei Großkreuze. — Ein altadeliger Scharfrichter. — Im Salon 98

Die Gelehrten der Freudenau. — Erbitterte Hebammen. — Neuerliche Erkletterung des Stephansthurms. — Eine Gründung ohne Gründer 104

Aus Pest 110

Das Wolter-Jubiläum und der Jungbrunnen des Burgtheaters. Ein promovirter Meuchelmörder. — Mein Amerigo Vespucci. — Neue Steuern 117

Zwei jugendliche Naive im Burgtheater auf einmal. — Todte und lebende Taschenspieler. — Ein altrömischer „Spaziergang" 123

Herbstwehmuth und Sommerreminiscenzen. — Der in seinen 24.000 Frauen beleidigte Sultan und die Wiener Witzblätter 130

Digitized by Google

Seite

Die Morgensonne des Krieges. — Bismarck als hungeriger Tischgast. — Eine alltägliche Ehebruchsgeschichte im Burgtheater. — Meixner als aufgeregter Holländer 136

Ein neues Jahr. — Hamerling als Satiriker 144

Unsere Beziehungen zu Rußland. — Die Vortheile des schlechten Geschmackes und das Mozartdenkmal. — „Aber". 151

Was der Zar für den Frieden thun könnte. — Jugendliche Unbesonnenheit des Fürsten von Bulgarien. — Ein Wort Schmerling's. — Alt- und Jungösterreich 185

Schönerer als Harun-al-Raschid. — Knigge's Conversationslexikon der Höflichkeit. — Beleidigungen der Augen und Ohren. — Die Jubiläumsausstellung 163

Allerlei Nöthen. — Leichtere Ausrüstung der Hausirer. — Geduld der Esel und ihrer Häute. — Die vier kriegerischen Jahreszeiten. — Rußland als Ehestörer 171

Ein demokratischer Ministerfreund. — Graf Taaffe ein „fescher Mann", aber leider kein Tenorist. — Die stilisirten Biertempel. — Das Etablissement Ronacher ein Musenheim für Centralisten und Separatisten 176

Frühlingsstimmungen. — Ein Märtyrer der Gewaltthätigkeit. — Die Maulwurfsarbeit der Presse 181

Städtischer Sommer. — „Tu felix Austria nube." — Seltsame Folgen der Branntweinsteuer 186

Ende der Saison. — Der lebendige Schönerer und der todte P. Greuter. — Eine Unsterblichkeit in vier Buchstaben . . 191

Verschiedene Formen der Langweile. — R. Wagner's „Feen" . 196

Vorzüge des neuen Burgtheaters. — Neubesetzung einer Ministerrolle 207

Das Embonpoint der Sarah Bernhardt. — Spitalswärterinnen im Dienste der Venus. — Segen des Höferechts. — Ein mathematischer Scherz 213

Jalienischer November. — Circus- und Opernpferde. — Renz und Rienzi. — Lustspieldialog im Abgeordnetenhause. — Die Monarchie als Pyramidenthurm 219

Digitized by Google

Seite

Geburtstagsfeier des Baron Vogelsang. — Ein Haifisch im Musikverein. — Das Armen-Budget und andere Unglücksfälle 225

Aristokratische und bürgerliche Unzulänglichkeit. — Der Tod des Grafen Leo Thun. — Eine Donauflotte in Sicht 230

Der neue Aufschwung. — Ein berittenes Werkzeug der Vorsehung. — Preisausschreiben für die dauerhafteste Verfassung 236

Die schlechte alte gute Zeit. — Ein Nudelbrettschimmel. — Prinz Alois Liechtenstein als Judenfreund 241

Pöbelexcesse, eine Folge der modernen Schule. — Strategische Erinnerungen. — Leoparden und Nubier. — Cardinal Bannutelli und andere Gäste aus der Fremde 246

Die Dummheit strikt. — Der Zeitungsstempel als Titelvignette. — Die subjective Objectivität des Confiscationsverfahrens 251

Malhitze und Gleichheit der badenden Menschen. — Lasten der Vielweiberei 256

Aus Ischl 260

Die angegriffene Gesundheit des Baron Kraus 268

Die gefetznehmende Körperschaft. — Böhmische Dalken und böhmisches Staatsrecht. — Die Deutschen lernen Dobrou noč sagen. — Eine Augias-Walhalla. — Ein Vorschlag zur Wildmachung zahmer Hausthiere 274

Einer meiner großartigen literarischen Pläne. — Ein Ministerialsecretär wird Director des Burgtheaters. — Mögliche Consequenzen dieses sonderbaren Falles 279

Die Unmoralität des Wiener Grabens. — Kaiser Franz als Kritiker. — Ein grüner und ein schwarzer Prinz. — Die Mutter des Antisemitismus 284

Aus Meran I. 289

„ „ II. (Spitzer's letztes Feuilleton.) 299

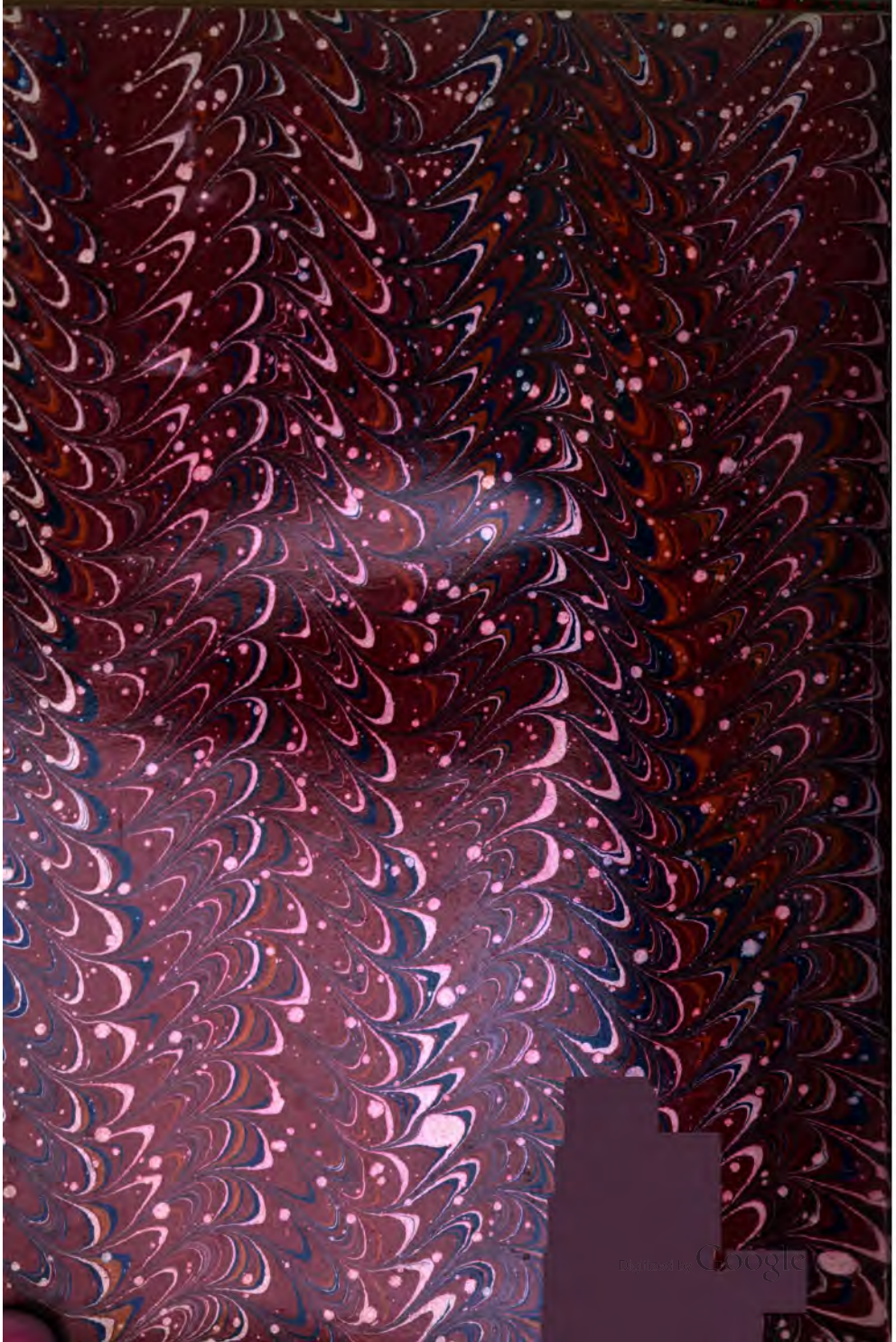
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 18 '66 LL

801979

CANCELLED